Opp. 563 / 16

<36604370180016 S

<36604370180016

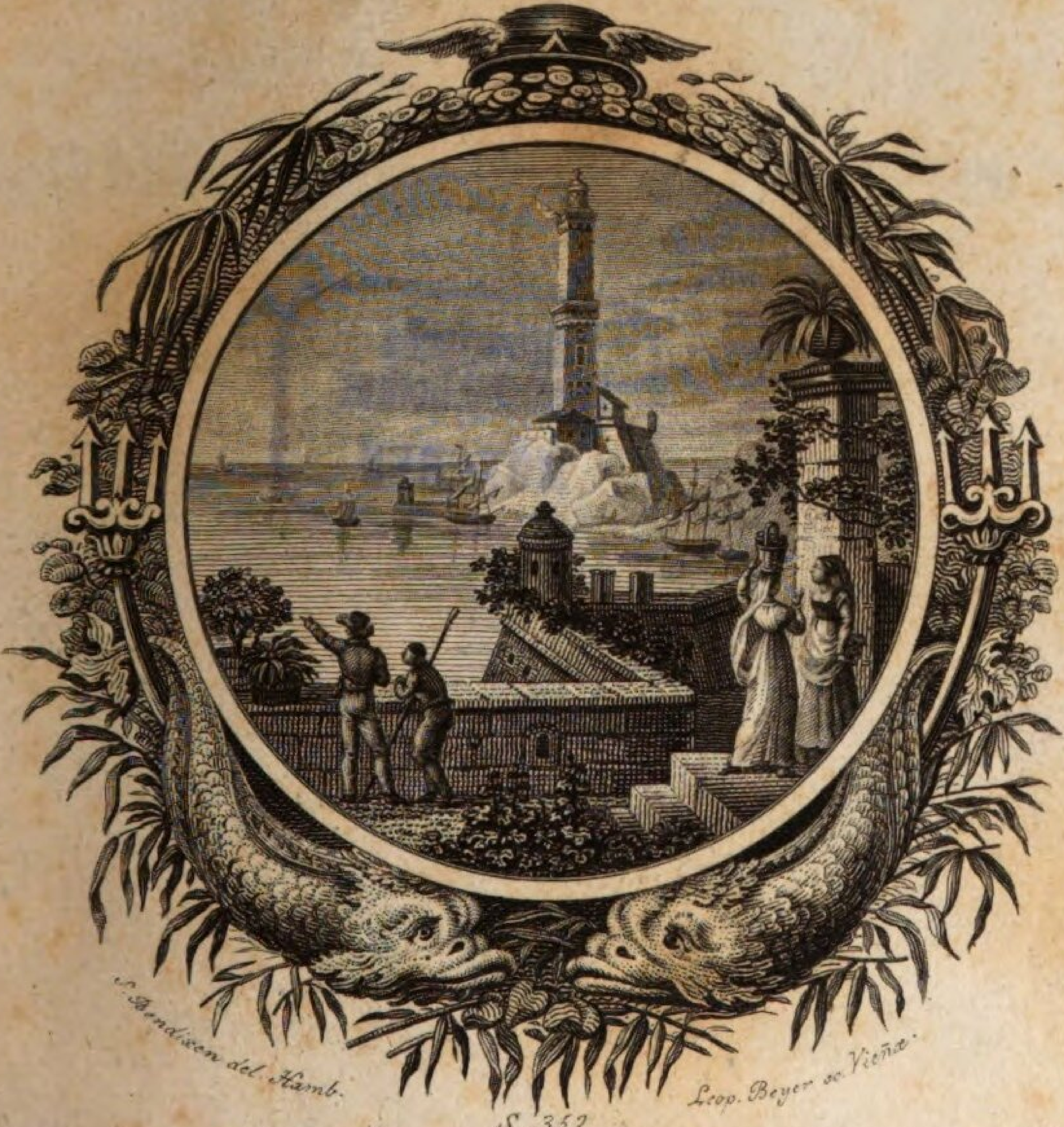
Bayer. Staatsbibliothek
45, F

Gesammelte Werke

der Brüder

Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Sechster Band.



S. 352

Hamburg 1822,
bei Perthes und Besser.

Wbtd/59/68

Opp. 563 5/6

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

2186 Bm5

Reise

in

Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien

in den Jahren 1791 — 92

von

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς·

Das Schöne zum Guten.

Platon im zweiten Alcibiades.

Erster Band.

Mit Kupfern und Charten.

Reise

in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien.

Erster Band.

— — Natura volse
Mostrar qua giù quanto là sù potea.

Petrarca.

Hienieden wollte die Natur uns zeigen
Wie viel dort oben sie vermag.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Brief.

Pempelfort bei Düsseldorf, den 16ten Juli 1791.

Ich kann dir nicht helfen, der Rhein macht auch diesmal einen tiefern Eindruck auf mich, als die Elbe bei Hamburg, wiewohl seine Ufer hier nicht vorzüglich schön sind, und jene dort ohngefähr eine Meile, dieser, wofern mich das Augenmaaß nicht täuschet, hier etwa fünfhundert Schritte breit seyn mag. Ist doch der Character der Größe auch bei sinnlichen Gegenständen, so oft ganz verschieden vom Charakter der Großheit, so sehr verschieden, daß diese nicht selten durch Uebermaaß den Eindruck schwächt, welchen sie der Meinung nach hervorbringen müßte. Am Gestade des Meeres, von hangenden Buchen umschattet, verliert sich gern mein Blick, und im Blicke mein Geist, in die gränzenlose Fläche. Wo das Auge nur Gränzen des Horizonts findet, da bricht der Geist durch den luftigen Vorhang. Die Idee des Unend-

lichen erhebt immer den für die Ewigkeit Geschaffnen auf wohlthätigen Flügeln. Ihm würde minder wohl zu Muth seyn, wenn er noch jenseit des Sehbaren eine Küste vermuthen müßte.

Ganz anders ward mir wohl um's Herz, wenn ich von dem nördlichen Gestade von Seeland in's Nordmeer hineinschaute, als wenn ich vom östlichen Ufer in die Ostsee sah. Zwar hanget auch diese mit dem Ocean zusammen, doch dieser Gedanke genüget der Empfindung nicht. Hat einmal die Phantasie ihre Segel aufgespannt, so ist ihr die Pforte des Sundes zu eng. Aber ein andres ist das Meer, und ein Fluß ein andres. Hingerissen von seinem Laufe folgen wir ihm mit dem Geiste in das Meer nach; dann ruhen wir gern wieder mit dem Blick auf seinen beiden Ufern. Eine zu große Breite gewähret uns keinen Ersatz, wofern sie uns im größern Gedanken seines Fortstrebens stört. Homer gab seinen Helden übermenschliche Kraft und menschliche Größe. Titanen zu dichten war nicht schwer, und gelang manchem, nur er vermochte den Achilles darzustellen.

Doch ließen wir den Schönheiten der Elbe Gerechtigkeit widerfahren, als ich am 2ten dieses mit meiner Frau, meinem ältesten achtjährigen Sohne und unserm Nicolovius, bei günstigem Winde in einer Stunde von Altona hinüber nach Harburg segelte, nachdem wir in einem Garten vor Hamburg, in welchem Klopstock schon einige Sommer gelebt hat, von

ihm, meinem Bruder und meiner Schwiegerinn, von Windeme und ihren Töchtern, Abschied genommen. Claudius geleitete uns bis an die Elbe.

Von den niedersächsischen und westphälischen Haiden ist nicht viel zu erzählen. Man muß indessen der hannövrischen Regierung Dank wissen, daß sie zum Anbau dieser Wüsten ermuntert. Sowohl in ihren niedersächsischen als westphälischen Provinzen sahen wir auf schlechtem Boden schöne Rockenfelder, gute Gemüsegärten, ja sogar Waizen, Erbsen und Gerste, wo bei minderm Fleiß der Bewohner, kaum Rocken und Buchwaizen gedeihen würde.

Bei Bomte, wo das osnabrückische Gebiet anfängt, wird die Gegend schöner. Zwischen Bomte und Osnabrück sahen wir die ungeheure Eiche, welche seit Jahrhunderten Staunen erregt.

Den 6ten blieben wir in Osnabrück, froh den Vormittag mit Kleuker, dem redlichen Denker, und den Abend bei'm heitern und philosophischen Patrioten Möser zuzubringen. Am folgenden Tage reiseten wir nach Münster. Wir waren im Begriff, uns bei der Fürstinn Gallizin melden zu lassen, als ihre Einladung uns zuvorkam. Bei ihr fanden wir den Freiherrn von Fürstenberg. Deutschland kennet die Verdienste des großen Staatsmannes; das Stift Münster ehret und liebt wie einen Vater den weisen und guten Mann, welcher dem Landmanne Rechte der Menschheit sicherte, den Mönchen Fleiß und thätigen Patrio-

tismus gab, den Kriegsstand ordnete, den Durst nach Wissenschaften erweckte, und mit so vielem Erfolge für die Befriedigung dieses edlen Durstes wirkte; der mit gleichem Eifer die herzerwärmende und geisterhellende Fackel wahrer Aufklärung in die hohen Schulen und in die kleinen Landschulen hineintrug.

Seit verschiedenen Jahren ist dieser erleuchtete und fromme Domherr nicht mehr Minister. Desto edler, vielleicht auch desto freier, wirket der wohlthätige Einfluß des Mannes, der nun ganz auf eigner Größe beruhet.

Die Fürstinn Gallizin wird die Schriften des weisen Hemsterhuys herausgeben. So wie der Philosoph dieser Diotima, als er lebte, seine Schriften zur Prüfung unterwarf, *) hinterließ er ihr auch seine Handschrift, mit der ausgedehnten Vollmacht, welche des Geistes und des Herzens beider werth war.

Wir blieben drittehalb Tage im Hause der Fürstinn Gallizin. Bei ihr lernten wir den Professor Overberg kennen, diesen rechtschaffenen Geistlichen, dessen Weisheit und Milde sich mit glühendem Eifer vereinigen. Er ist einer der ersten Aufseher der höheren Schulen, und giebt aus Liebe wöchentlich einige Vor-

*) In einigen seiner Schriften nennet er die Fürstinn Gallizin Diotima, nach jener von den Göttern begeisterten Diotima, welcher Socrates in Platons Gastmahl hohe Weisheit zuschreibt, und von ihr gelernt zu haben sagt.

mittage Unterricht in einer Schule kleiner Mädchen. Ich werde nie vergessen, wie ich ihn, von etlichen hundert kleinen Mädchen umgeben, fragen und erzählen sah; nie vergessen, wie lehrreich und lebendig sein Unterricht war, wie er die frohe Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln, wie er durch Ordnung und Wendung der Fragen ihnen die Antworten in den Mund zu legen wußte.

Im Garten der Fürstinn liegt Hamann begraben. Inschrift und Urne bezeichnen die Ruhestätte des tiefen Denkers, dessen Geist sich oft auf Adlerschwingen poetischer Kraft erhob, und in Gewölken sich verlor, wohin nur der schärfste Blick, und auch der nicht immer, ihm nachsieht. Mit einem Manne von seinem Geiste, von seinem Herzen, mußte die Gallizin sympathisiren. Beider kindliche Einfalt, im ächt evangelischen Sinne, heiligte ihre Freundschaft, und hob den protestantischen Weisen sowohl als die eifrige Katholikinn über die ängstliche Bedenklichkeit ihres verschiedenen Bekenntnisses.

Katholische Geistliche wünschten die Leiche dieses von ihnen verehrten Mannes in geweihtem Boden zu bestatten, und gaben dem Wunsche der Fürstinn Gallizin nur aus Achtung für diese nach, erklärten aber öffentlich, wie bereit sie gewesen wären, dem weisen und frommen Manne die letzte Ehre zu erzeigen.

Mit Empfindungen, welche nur die besten Menschen erregen können, verließen wir Münster früh

am 10ten. Am folgenden Morgen kamen wir nach Mühlheim an der Ruhr. Nach einer Reise von zwei und vierzig Meilen sahen wir hier die erste schöne Gegend. An beiden Seiten des Thales, durch welches, seinen Windungen folgend, die reißende Ruhr strömt, erheben sich Felsen, die mit hangendem Gesträuch bekleidet sind. Ueber den Felsen waldbedeckte Berge, mit Thälern von verschiedener Höhe, alle geschmückt mit Fülle mannigfaltiger Fruchtbarkeit. Aus dicken Wolken ergoß sich über uns ein starker Regen, desto schöner ward das jenseitige Ufer von einem goldnen Sonnenblick beleuchtet. Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir an in Pempelfort. Ich fühlte mich gleich wie daheim bei unserm lieben Jacobi, den ich doch zum erstenmal sah. Ich sehe von hier deine gespannte Aufmerksamkeit, und — schließe diesen Brief. Lebe wohl, und gedulde dich.

Zweiter Brief.

Pempelfort, den 19. Juli 1791.

Wir sind einigemal in Düsseldorf gewesen, und haben die berühmte Bildergallerie besucht. Ich bin, wie du weißt, kein Kenner, und kann nicht bei einem Gemälde mit dem Auge verweilen, wenn es meiner Empfindung nichts sagt. Die täuschendste Nachahmung desjenigen, was keine lebendige Darstellung verdiente, läßt mich bei'm Gemälde und in der Poesie kalt, so sehr ich auch das Talent bewundre, oder vielmehr so sehr ich mich auch über das Talent verwundre. Auch scheint mir eine solche Nachahmung nur von Talent, nicht von Genie zu zeugen. Dieses begeistert, mit Leidenschaft oder mit Laune.

Im Diogenes, welcher bei hellem Tage mit der Laterne auf vollgedrängtem Marktplatze Menschen sucht, zeigt sich hohe Laune.

Rubens gab dem Gesicht des Philosophen bittern Ausdruck des halbverhaltnen Spottes. Die Männer und Weiber von verschiednem Alter, welche sich dem Suchenden entgegen drängen, können den Sinn seiner Handlung nicht fassen. Sie spotten seiner.

Der schalkhafte Maler hat sein Weib hingemalt, und gewiß nicht es ernsthaft meinend, sie als albern idealisirt. Welcher Ausdruck mannigfaltiger Albernheit zeigt sich auf diesen Menschengesichtern! Wie steht der Philosoph als Mensch allein unter ihnen da! Die originelle Satyre des Diogenes begeisterte den Maler. Gewiß hatte er schon jenen gemalt, und malend sich tief in seinen Geist hineingedacht, eh' er mit treffendem Pinsel uns in den Kindern auf dem Gemälde angeerbte Albernheit mit dieser Wahrheit darzustellen vermochte. Indem er uns nur die Handlung eines Augenblicks zeigen kann, läßt er uns einen Blick in eine folgende Generation werfen.

O Rubens, hättest du doch Diderot gesehen, als er, vor diesem Gemälde stehend, sich zum Helden des Stücks machte, und zu dem Manne, der ihn hingeführt hatte, sagte: c'est Diderot en Hollande! Du hättest des eitlen Mannes selbstgefällige Miene auf deiner Leinwand verewiget, und Diogenes würde auch vor ihm seine Laterne nicht ausgelöscht, vielleicht ihn aber eines besondern Blicks des Hohnes gewürdiget haben.

Hätte Rubens Miltons verlornes Paradies erlebt, so würde der Maler auf Flügeln des Dichters sich höher erhoben, mit mehr Würde den Fall der herabgestürzten Engel dargestellt, manchen Einfall zu muthwilliger Laune dem Ernste des Gegenstandes

aufgeopfert haben. Der mit Kraft der Himmlischen sich den Satanen nachschwingende, mit flammendem Schwerte siegreich sie verfolgende Engel ist des Miltonischen Michaels nicht unwürdig. Milton würde vielleicht an einigen der Satane nichts getadelt, würde gewiß der dem Maler eigenthümlichen hohen Laune Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. In vielen, wo ich nicht irre in den meisten, Vorstellungen dieses Gemäldes sinkt der Maler zum Unedlen, zum fürchterlich Possierlichen hinab. Wollte er etwa andeuten, daß mit himmlischer Tugend auch Würde der Himmlischen verschwinden mußte? Aber weder zum niedrigsten Ausdruck gemeiner Lächerlichkeit konnten Engel hinabsinken, noch auch, wofern dieses möglich wäre, konnten so schnell alle Spuren des himmlischen Adels erlöschen. Immer bleibt dieses Gemälde das Werk eines großen Genies. Der englische Maler Reynolds riß sich mit Mühe davon los, und rief aus: Andre Gemälde sind treflich gemalt, nur dieses ist mit Farben gedacht!

Das berühmteste Gemälde dieser großen Sammlung ist der Johannes in der Wüste, welcher Rafaeln zugeschrieben wird, aber, wie andre wollen, von Andreas Sarpi seyn soll. Die tadellose, und, was mehr ist, im höchsten Grade des Erhabnen und Schönen edle Gestalt des jungen Mannes, reißt unwiderstehbar zu ihm hin, fesselt uns, führt uns, wenn wir endlich ihn verlassen haben, zu ihm zurück. Ist es

tiefe Betrachtung, ist es nicht vielmehr siegender Kampf mit innerer Anfechtung, welcher die Züge der edelsten männlichen Schöne in diese nicht so tiefen als bestimmten Falten legt? Er blüht in der schönsten Jahrszeit des Lebens, in welcher noch Blume der Jugend schimmert, indeß schon vielverheißende Frucht der Mannheit ansetzt. Er ist, wie Aeschylos von einem seiner Helden so schön sagt, ἀνδρόπαις ἀνὴρ (ein Jünglingmann).

Ich nannte die Gestalt tadellos, doch wirft man dem einen Beine verfehltes Ebenmaaß in der Verkürzung vor. Ich möchte mich zu einem Tadel andrer Art erkühnen. Würden wir mit Gewißheit den großen Täufer erkennen, wenn das liegende Kreuz, sein gewöhnliches nicht wahres Symbol, ihn nicht bezeichnete?

Die Geschichte dieses Gemäldes ist sonderbar. Ein Aufseher der Gallerie putzte an einer beschädigten Landschaft von Wasserfarbe, welche nicht ohne Verdienst war. Wo er bloße Leinwand vermuthete, entdeckte er einen Grund von Oelfarbe. Aus Neugierde enthüllete er mehr, und ein Theil des schönen Leibes sprang hervor. Er erkennet Meisterhand, wischt die Wasserfarbe ab, und stellt die große Schöpfung, welche so lang in Nacht verhüllet gewesen, mit allem ihrem Leben wieder her.

Mariens Himmelfahrt von Guido Reni ist eine der schönsten Zierden der Gallerie. Demuth, Wonne,

himmlische Liebe beseelen die erhabnen Lieblichkeiten der Auffahrenden, scheinen sie dem in Strahlen sich ihr öffnenden, verwandten Himmel entgegen zu tragen.

Ich sah nicht die heilige Familie von Rafael. Sie ist jetzt nicht in der Gallerie, sondern einem Künstler geliehen, der sie in Kupfer sticht.

Den Dante hat Rubens wohl gewiß gelesen! Dante's erhabner aber launiger Genius entflammte seinen Pinsel, als er das jüngste Gericht malte. Aber er blieb unter Dante. Unter ihm in der seligen, unter ihm in der verdammten Seelen Vorstellung. Die Wuth von diesen, die Wonne jener, wußte der florentinische Genius lebendiger zu zeigen.

Die Gestalt des Weltrichters ist unter aller Kritik. Ein Seliger im Vordergrunde ist herrlich, und wie dankt man dem guten Maler für die frohe Miene des auferstandnen Negers! Sehr groß, dantisch und miltonisch, ist die Idee der sich anstrengenden, noch mit Fleisch nicht bekleideten Gerippe. Sie kontrastiren mit den ganz Auferstandnen, wie mit schon vollgrünenden Buchen die Esche, in deren Knospe der Saft zu schwellen beginnt. Dennoch hätte ich mehr Abstufungen gewünscht, hätte gern halbgebildete Menschen gesehen, wie Milton in des Engels Erzählung von der Schöpfung uns halbgebildete Thiere zeigt:

The grassy clods now calv'd, now half appear'd
The tawny Lion, pawing to get free
His hinder parts, then springs as broke from bonds,
And rampant shakes his brinded mane; —

Par. Lost. VII. 463 - 66.

Der Rasen kalbte nun, und halb erschien
Der falbe Löwe, schlug mit Vorderklauen
Den Boden, springt empor, als fesselfrei,
Streckt sich und schüttelt die gefleckte Mähne.

Nicht allein die auffallende Täuschung der brennenden Lampen, und des auf den Boden gefallnen glimmenden Tochtes, auch die belebte Charakteristik der weisen und thörichten Jungfrauen von Schalken, macht dieses Stück zu einem der vorzüglichsten in der Gallerie.

Sehr schön ist eine Anbetung der Hirten von Rubens. Von oben schaut seitwärts ein Engel, mit über die Brust gefalteten Händen hinab, ein Engel, als hätte Rafael ihn gemalt!

Maria Medicis von Rubens fiel uns auf, wegen der großen Aehnlichkeit mit unsrer Freundinn. — Hier müßte ein Physiognomist entwickeln, welche Züge eine Maria von Medicis, mit der edlen, heitern, sanften, poetischen — in Gemeinschaft haben dürfe?

So werth des Gegenstandes als ein Gemälde es seyn kann, scheint mir Christus im Tempel als zwölfjähriger Knabe, von van der Werft.

Ich liebte sonst diesen Maler nicht sehr, seine Manier schien mir kleinlich. Aber wie hat dieses Stück mich mit seinem Genius ausgesöhnt! Schöne der Jugend und himmlische Holdseligkeit, Gnade und Weisheit bezeichnen den göttlichen Knaben. Greise, unter welchen du glauben würdest Nicodemus und Gamaliel zu erkennen, horchen seiner Rede.

An Gemälden von Rubens ist keine Sammlung so reich wie diese. Aber ich höre, daß man seine Meisterstücke in den brabantischen Städten aufsuchen müsse. An Werken der Italiener ist die Gallerie arm, und kann daher nicht die Vergleichung mit der in Dresden aushalten. Auch ist die Düsseldorfsche arm an Landschaften.

Auf der Akademie in Düsseldorf sind schöne Gypsformen von antiken Statuen. Sie ist auch an Kupferstichen reich. Wäre sie das aber auch nicht, sie wäre immer reicher als manche Gemäldesammlung, denn sie besitzt Handzeichnungen von Rafael! Einige leicht hingespielte Ideen seiner so schönen unerschöpflichen Phantasie. Einige nur hingefaselt, aber auch im Faseln ist Rafael schaffendes Genie! Und diese Spiele des transcendenten Genies, welches ohne Rücksicht auf das tief unter ihm stehende Publikum, nur sich selbst ergötzen, nur ihm selber genügen will, haben diese nicht ihren eignen Charakter eines freieren Erkühnens, einer unbefangnen Schönheit? Ich sehe sie noch vor mir, diese Zeichnung von Engelköpfen.

Welche Fülle! welche Reinheit! welches aus wenig hingeworfnen Linien strömende Leben! Die Mittel so gering, so unscheinbar, man darf nicht sagen so dürftig, denn das Resultat versetzt uns in Staunen. Verwundert sieht man sich an, freut sich, und "preiset Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat!"

Dritter Brief.

Pempelfort im Juli 1791.

Die Ankündigung eines Floßes bewog uns gestern Nachmittag nach Düsseldorf zu gehen. Wir bestiegen einen Nachen, und ließen uns den Rhein hinauf dem Floß entgegen rudern. Von fern sahen wir den Schaum vor den Rudern aufsteigen, dann erblickten wir das schwimmende Dorf. Dieses Ansehen geben dem Floße die hölzernen Baraken. Alle Sommer gehen vier Flöße von Andernach nach Holland. Jeder ist ohngefähr tausend Fuß lang, und hundert und dreißig Fuß breit. Das Schiffvolk besteht aus vierhundert und funfzig Mann. Der reißende Strom, die Größe und Unbeholfenheit des Fahrzeugs, machen diese Schiffahrt gefährlich. Ist sie glücklich, so dauert sie nur sechs bis sieben Tage. Manchmal so viele Wochen. Bald ist das Wasser nicht hoch genug, bald der Wind widrig, oder zu stark.

Es gehören viele Anker dazu, um den Floß fest zu halten, und des Nachts muß er vor Anker liegen. Alle Abend werden sehr viele Anker auf Nachen an die Küste gebracht, und der forteilende Floß schleifet viele

nach sich, bis nach und nach sein Lauf gehemmet wird, und er zuletzt still steht. Man berechnete den Werth des Holzes, aus welchem der Floß bestand, zu fünfmal hunderttausend Gulden. Der Eigenthümer muß starke Zölle entrichten. In Düsseldorf betrug der Zoll für diesen Floß hundert und sechzehn Pistolen, und in Kaiserswerth, einer gleichfalls pfälzischen Stadt, achtzig Pistolen. Die preußischen Zölle sollen noch ansehnlicher seyn. Die tägliche Ausgabe für den Unterhalt des Schiffvolks wird über hundert Rthlr. berechnet. Der Lohn eines Matrosen beträgt für die ganze Reise nur fünf Rthlr. Wenn sie in den Ort der Bestimmung kommen, pflegen die Leute je sieben und sieben ihren Lohn zusammen zu schießen und darum zu losen. Die leer ausgehenden betteln dann wohl dürftigen Unterhalt für die Heimkehr zu Lande zusammen.

Die gute Kost, welche ihnen auf dem Floße gereicht wird, reitzet an, und erhält sie wohlgemuth bei harter Arbeit. Wir sahen fette Ochsen auf dem Floß, und erfuhren, daß täglich einer geschlachtet würde. Das Zimmer des Patrons ist wohl so geräumig als das Zimmer des Kapitains eines Kriegsschiffs von achtzig Kanonen. Die Waare des Floßes ist das Zimmerholz, aus welchem er besteht.

Vierter Brief.

Pempelfort, den 29sten Juli 1791.

Gestern vor acht Tagen wurden wir sehr froh überrascht durch den Besuch der Fürstinn Gallizin, ihrer beiden Kinder, des Freiherrn von Fürstenberg und des Herrn Overberg. Diese edlen Freunde blieben drei Tage hier, drei unvergeßliche Tage!

Nach ihrer Abreise lud Jacobi uns ein zu einer Lustfahrt nach Elberfelde. Diese Stadt liegt in einem schmalen Thal an der Wupper, einer von den zahllosen Nymphen, welche sich mit dem gewaltigen Rhein vermählen. Die besondre Eigenschaft ihrer Wasser nährt vier wohlhabende Städte, welche hauptsächlich von der Garnbleiche leben. Das Thal ist ohngefähr zwei Stunden lang. Es ist tief, die Höhen an beiden Seiten sind mit Buchen und Hainbuchen beschattet. Am Fuße dieser Berge wechseln Aecker, Wiesen, Triften und Gärten, in mannigfaltiger und reicher Fruchtbarkeit. Die Wupper durchströmt die vier Städte Rittershausen, Wupperfelde, Gemark (oder Barmen) und Elberfelde, welches am tiefsten liegt. Barmen ist eine Pflanzstadt von Elberfelde, und wetteifert im

Fleiße, daher auch im Wohlstande mit der Mutter. Dieser Wohlstand erhellet aus den schönen Häusern, aus den Gärten und aus dem Ansehen der Einwohner, deren fromme Redlichkeit gerühmt wird.

Der Anblick dieses auf verschiedne Art angebaueten und unglaublich bewohnten Thales, mit seinen Windungen, welche der Fluß bald in gemäßigtem Laufe, bald rauschend wässert; mit kühn vorstehenden oder gehöhlten Felsen; mit schattenden, den Horizont kränzenden Wäldern; und der Gedanke, daß seltner Wohlstand mit seltner Redlichkeit verbunden ein zahlreiches Völkchen beglücket, dessen bald in Städten vereinigte, bald einzelne reinliche Wohnungen die Gegend zieren; dieser Anblick giebt dem Auge und dem Herzen einen tiefgefühlten Genuß. Er erinnerte mich an einige Gegenden des Erzgebürgs; das freundliche Laubholz ersetzet hier, was dort die höhern mit Nadelholz bedeckten Berge, und die vielen reißenden Bäche gewähren. Auch im Erzgebürge bewundert ein Reisender den Kunstfleiß; aber dort nährt er oft nur dürftig die Einwohner, hier mit Ueberfluß.

Am folgenden Tage sahen wir, in einem engen Thale, ein Schauspiel größerer Natur. Auf dem Rückwege von Elberfelde stiegen wir aus in Metman, einem Flecken, welcher vier Stunden von hier liegt. Durch Kornfelder, auf welchen geerntet ward, gingen wir in ein Buchenholz, und sahen plötzlich eine ungeheure, wilde Felsenmasse uns entgegenstarren. Durch

eine weite Oeffnung gingen wir dann in eine sich krümmende Felsenhalle, deren zweite Oeffnung, ehe wir sie sahen, durch hineinleuchtende Hellung verrathen ward. Auf einmal sahen wir einen tiefen Abgrund vor uns, und gegen uns über hohe Felsen, welche, gleich dem in dessen Höhle wir standen, mit Wald gekrönt, und an der Seite mit Gebüsch und Epheu bekleidet waren. Unten rauschet die Düssel. Die Höhle heißet die Leuchtenburg. Wir gingen zurück, und ein schmaler Fußpfad brachte uns auf eine überhangende Klippe, wo, um besser in den Abgrund hinabzusehen, einer nach dem andern sich legte, und von den andern gehalten ward. Diese Klippe, welche der Rabenstein heißet, scheinet mir nicht minder schön als unsre liebe vaterländische Roßtrappe im Harz. Von da wurden wir in eine kleine Grotte geführt, welche die Engelskammer heißt, und jenseits klaffte uns der schwarze Schlund einer Kluft entgegen. Das Volk nennet sie die Teufelskammer.

Ein halbes Stündchen von hier liegt ein Kloster von der strengen Regel de la Trappe. Das einzige in Deutschland, so wie auch in Frankreich nur eins, und eins in Italien gestiftet ward. Die Mönche dieses Ordens haben auf den Gebrauch der Sprache Verzicht gethan. Nur der Prälat ist, unter gewissen Einschränkungen, von diesem Zwang befreiet. Vor einigen Jahren besuchte eine Fürstinn dieses Kloster, und erhielt nach langem Bitten vom Prälaten, daß er

zwei von den Mönchen kommen ließ, und sie auf einen Augenblick von der Verbindlichkeit des Still-schweigens lös'te. Aber beide gaben durch Zeichen zu erkennen, daß sie sich nicht berechtigt glaubten, ihre ewige Stille zu unterbrechen.

Jacobi führte mich und Nicolovius eines Abends dorthin. Der Layenbruder Thürhüter ließ uns in den Garten, sagte aber, daß die Mönche sich schon zur Ruhe begeben hätten. Gleichwohl begegneten wir einem, welcher mit leise bewegten Lippen sein Gebet verrichtete. Endlich erschien auch der Prälat, aber er zeigte keine Lust, uns das Innere des Klosters sehen zu lassen. Eine landesherrliche geistliche Commission ist jetzt beschäftiget, die Einrichtung des Klosters zu ändern; ein Geheimniß scheint über ihrer Absicht zu schweben, doch ist wohl der Verdacht, als sollte das Kloster aufgehoben werden, nicht gegründet. Dazu würde man nicht geistliche Commissarien gewählt haben.

Ich habe dir noch nichts von Pempelfort gesagt. Ein großer kurfürstlicher Garten trennet diesen Ort von der Stadt Düsseldorf. Jacobi's Haus ist geräumig und bequem, für den wahren Genuß eines Weisen eingerichtet, welcher durch Unbequemlichkeit nicht gestört werden, durch Prunk nicht glänzen will. Den schönen Garten im englischen Geschmack hat er mit eigner Empfindung angelegt. Bäume, bald einzeln, bald in Gruppen, stehen auf frischem Rasen.

Mitten durch schlängelt sich die Düssel, und bildet einen rauschenden Wasserfall.

Hohe Pappeln, ein Ulmenhain, ein Teich mit schönen Thränenweiden geziert, viele fremde Gewächse, die sich an unsern Himmel gewöhnen, und eine gewählte Orangerie, welche vor den Zimmern duftet, geben diesem Garten die anmuthigste Mannigfaltigkeit.

Hier heitert sich die glühende Stirne des tiefen Denkers zur liebenswürdigsten Geselligkeit auf. Hier dachte, hier schrieb er, zum Theil unter Bäumen, die er pflegte, seinen Woldemar, seinen Allwill, wenn die dichterische Muse freundlich ihn besuchte. Hier lebte er so glücklich mit seiner Betty, hier beweinte er sie! Ihre reine himmlische Seele — o, wer könnte daran zweifeln — umschwebet ihn hier, und segnet seine guten Schwestern, deren Geist und Herz ihm Quellen des Trostes öffnete, deren Umgang ihm so wohlthätig, so unentbehrlich ist. Hier sang sein Bruder, der zartempfindenden Muse Liebling, einige seiner herrlichsten Lieder.

Morgen reisen wir von hier, wo wir Anfangs acht Tage bleiben wollten, wo wir neunzehn Tage blieben. Wir trennen uns nicht ganz von Pempelforts Bewohnern, Jacobi gewährte unsern Bitten die Gesellschaft eines Sohnes, welcher uns die schöne Reise noch angenehmer machen wird.

Fünfter Brief.

Frankfurt am Main, den 7ten August 1791.

Wir hatten nur eine kleine halbe Tagereise von Pempelfort bis Kölln, und kamen durch fruchtbare, sehr wohl angebauete Gegenden. Das Herzogthum Berg scheinet mir seiner guten, auf vernünftigen Constitutions-Verträgen mit dem Churfürsten von Pfalz-Baiern beruhenden Verfassung, und dem Fleiße seiner Einwohner, noch mehr als der Güte des Bodens, welcher hauptsächlich durch guten Anbau so ergiebig wird, zu verdanken. Schwer kann dieser Boden nicht seyn, da nur ein Pferd vor den Pflug gespannt wird. Die Pferde und Rinder dieses Landes sind groß und wohlgenährt.

Bei Mühlheim am Rhein besuchten wir das Grab des edlen Thomas Wizenmann. Er starb jung in den Armen geliebter Freunde, und Jacobi hat ihm eine schöne Grabschrift gesetzt. Sein Andenken wird lange vielen heilig seyn, wenn sie sein vortrefliches Buch über den Evangelisten Matthäus lesen, aus welchem mancher redliche Zweifler Beruhigung schöpfen wird. Der Tod verhinderte ihn an der Vollen-

dung dieses Werks. Seine Resultate der Mendelssohnschen und Jacobischen Philosophie hatten ihn schon als einen reinen und tiefen Denker gezeigt.

Bei Mühlheim am Rhein gingen wir über diesen Fluß, und kamen bald nach Kölln. Diese alte, freie Reichsstadt ist nach altväterischer Art gebauet, mit hohen Häusern in engen Gassen. Der gothische Dom ist schön in seiner Art, und würde einer der größten in Europa seyn, wäre das ungeheure Werk nicht mitten in der Ausführung unterbrochen, und auf die jetzige, immer noch sehr ansehnliche Größe der Kirche eingeschränkt worden. Der unvollendete Theil giebt einen malerischen Anblick von gothischen Trümmern.

In der Peterskirche sahen wir ein herrliches Gemälde von Rubens, welches er dieser seiner Vaterstadt geschenket hat. Es stellet Petrus vor, indem er gekreuziget wird.

Du kennest die Erzählung, nach welcher dieser Apostel aus Demuth soll verlangt haben, mit niederhangendem Haupte verkehrt an's Kreuz geschlagen zu werden. Sie gab dem großen Maler Stoff zu einer lebendigen Vorstellung des Fürchterlich-Schönen. In geschwollnen Adern dränget sich das Blut nach dem Haupte. Da der Leib nicht als ausgereckt vorgestellt wird, so zeigt sich der Unterleib in einer Verkürzung, an welcher Rubens seine ganze Kraft gezeigt hat. Der Mund des Duldenden öffnet sich im Schmerz, mit einer Wahrheit, welche den höchsten Grad der

Täuschung hervorbringt. In verschiednen Stellungen sind Kreuziger um ihn beschäftigt. Mit höllischer Miene schlägt einer einen Nagel durch den Fuß, welchen ein römischer Soldat mit ruhiger Aemsigkeit fest hält. Sein Gesicht würde für ihn einnehmen, wenn nicht eben diese Ruhe bei einer so schrecklichen Beschäftigung fürchterlich wäre. Nur römischer Kriegsdienst konnte dieses Gesicht zu einer solchen eisernen Gleichgültigkeit abhärten. Im Engel, welcher mit der Palme über dem großen Märtyrer schwebt, vermißt man, meiner Empfindung nach, lebendigen Antheil und himmlischen Adel.

In dem Hause eines köllnischen Patriciers, Herrn Jebbach, sahen wir ein schönes Gemälde von Le Brün. Es stellt einen der Vorfahren des Eigenthümers mit seiner Familie vor. Durch gegenseitige Gastfreundschaft mit ihm verbunden, ließ ihm der Maler dieses schöne Andenken. Ein eignes Zimmer ist ihm gewidmet. Es wird den Fremden immer geöffnet.

Einfalt und Adel bezeichnen die schönen Gestalten, über welche der fühlende Maler den vollen Ausdruck sanfter häuslicher Eintracht verbreitet hat.

Waren unsre Voreltern, durch eitlen Tand weniger zerstreut, würklich einer tiefern Ruhe fähiger als wir? oder empfanden die Maler jener Zeiten richtiger als die unsrigen? Wer wußte wie sie der höchsten Leidenschaft Leben mit dem historischen Pinsel darzustellen? Aber ihre häuslichen Gemälde athmen stille

Ruhe. Jene Maler scheinen mir ein reines Ideal der Menschheit erfaßt zu haben, denn wer weiß nicht, daß eben diese stillen, ernsten oder sanften Charaktere zur höchsten Leidenschaft entbrennen?

Finden wir nicht in den Denkmaalen griechischer Kunst eben diese Extreme der tiefsten Ruhe und der entflammtesten Leidenschaft? Auch in alten Dichtern. Dem verzärtelten Leser scheinen oft die Dialogen der alten Tragiker kalt, weil sie mit Einfalt reden lassen. Und die Flamme der Leidenschaft, wie lodert sie in eben diesen Tragödien! Welche tiefe Ruhe athmet oft aus Homer und Ossian! Welche sanfte Einfalt! Und welche Gluth entströmet diesen gewaltigen Dichtern!

In anmuthiger Gegend reiset man von Kölln nach Bonn, aber von Bonn aus veredelt sich die Natur bis zur höchsten Schönheit.

Anfangs sieht man die sieben Berge, deren Gipfel wir schon jenseit Düsseldorf am Horizont gesehen hatten, näher und näher kommen. Noch fährt man auf der fruchtbaren Ebne, wo Weingärten mit reichen Saaten abwechseln. Diese sind mit großen Obstbäumen geschmückt. Gebirge kränzen die Aussicht rund umher. Dann sieht man den herrlichen Rhein, und fährt auf hohem Ufer; höhere Berge erheben sich zur Seite, und die Felsengipfel der sieben Berge starren gegenüber empor. Bald füllt der Rhein das verengte Thal, bald erweitert sich dieses, mit Getreide prangend, mit Apfel-, Birn- und Wallnuß-Bäumen, oder

mit Wein. Diesseits, das heißt an des Rheines linkem Ufer, sind die Berge mehrentheils ganz mit Reben oder Gebüsch bekleidet, einige mit schattenden Eichen, Buchen und Hainbuchen. Jenseits mit reifenden Trauben am Fuß der sieben Berge; seltner Epheu windet sich die jähe Felsenwand hinan. Einige der Gipfel tragen Trümmer alter Schlösser, andre zackte die kühne Hand der Natur aus. Länger als jene trotzten sie der verwandelnden Zeit. Am größten ist der Anblick des letzten der sieben Berge, welcher der Drachenstein genannt wird.

Als wir dicht an den Rhein kamen, schien er uns viel schmäler, als wir ihn vorher gesehen hatten. Wir vermutheten ein tieferes Felsenbett; aber auf einmal sahen wir, daß die Bäume jenseits dieses schmalen Flusses einer Insel gehörten, hinter welcher eine zweite Insel aus dem Wasser sich erhob. Nun sahen wir den mächtigen Rhein, vertheilt in drei Ströme, sechs Ufer netzen und segnen. Auf der nächsten Insel steht mitten in einem elysischen Lustwäldchen ein Nonnenkloster, genannt Nonnenwerth. Füge zu allen diesen Schönheiten die malerischen Wirkungen des Lichts und des Schattens der hier dämmernden, dort nächtlichen Vertiefungen der Thäler zwischen strahlenden Gipfeln hinzu. Füge auch hinzu das freudige Volk, wo Knaben, Volkslieder singend, dich begleiten; wo kleine Mädchen in reinlichen Näpfen Birnen uns in den Wagen reichten und gefüllte Nelken; wo hier in

einem Hause das Getöse tanzender Jugend erscholl und dort ein Dorfvirtuose mit einem hölzernen Beine zum Spiel der Mandoline ein Lied sang und am Ende jedes Verses künstlich seinen Triller pfiff.

Als wir nahe an das Städtchen Remagen kamen, begegnete uns auf hohem, schmalen Ufer, am Fuß höherer Berge, ein feierlicher Umgang, welcher zur Ehre des heiligen Apollinarius gehalten ward. Die ganze Schaar folgte singend dem Priester und der rothen Heiligenfahne. Unten im Strom glitten Nachen, deren jeder mit einer Fahne prangte, und aus welchen derselbige Gesang erscholl. Wir lächelten, als wir erfuhren, daß diese guten Leute zu den Gebeinen des Heiligen, welche auf einem Berge begraben seyn sollen, wallfahrteten, denn vor etwa vierzehn Tagen hatten wir eben dieses Heiligen Ueberbleibsel in einer zierlichen Lade, begleitet von feierlichem Umgang, in Düsseldorf tragen gesehen. Mögen doch wohl die beiden Gemeinen sich besser um die Ehre, den Heiligen zu besitzen, vertragen, als neulich zwei Municipalitäten in Frankreich, welche blutigen Krieg um Voltaire's Ueberbleibsel würden geführt haben, wenn nicht die eine seinen Leib, die andre sein Herz — Voltaire's Herz! — davon getragen hätte. O ihr, die ihr hohnlachen würdet über die Einfalt der rheinischen Landleute, wenn sie mit geselliger Andacht Lieder zum Andenken eines frommen Mannes singen, ihr verstehet es Mücken zu seigen und Kameele zu verschlucken,

wenn ihr nur der mißleiteten Andacht spottet, und keine Hohnlache für den Fanatismus des Köhlerunglaubens habt, keine für die Versammlung von Gesetzgebern, welche den Mann durch ein Decret, durch eine Stelle im neuen Tempel aller Götter apotheosiret, den, als er lebte, ein Land nach dem andern ausspiee, dem weder Religion noch Sitte heilig war, der im Candide die Vorsehung Gottes lästerte, dem jede Tugend ein Gespött war!

Zwischen Remagen und Andernach fuhren wir an Krümmungen des Rheines, die uns weite Aussichten auf seinen Lauf gewährten, bis sich, schon weit hinter uns, der Blick in die nächtlichste Vertiefung der Thäler zwischen den sieben Bergen verlor. Uns zur Seite lagen, im hellesten Sonnenlicht, große Inseln, geschmückt mit Getreide, hohen Bäumen und Wein; vor uns sahen wir die alte Stadt Andernach mit ihren gothischen Mauern und Thürmen. Es wäre leicht gewesen noch bei Tage Koblenz zu erreichen, aber wir wollten mit Ruhe genießen. Alte Thracier suchten Ehre darinnen, den vollen Becher, ohne zu schlucken, in den offnen Schlund zu stürzen. Die Barbaren! Wer den Wonnebecher der Natur mit beschleunigter Eile leeren kann, der ist weder deines Weines, o Rhein, noch deines Stromes werth! Wir beschlossen die Nacht in Andernach zu bleiben, gingen an das Ufer, stiegen in einen Nachen, und segelten den Strom hinauf, zwischen minder hohen mit Weinreben behangenen

Bergen. Die Hitze war groß gewesen, nun segneten wir die Lüfte des Flußes:

Der seiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

S. Klopstock's Oden.

Zu Tausenden sahen wir weiße Hafte (Ephemeren) in der Abendluft flattern, zu Tausenden sie ihr kurzes Leben im Strom endigen. Wir segelten bis zur hohen Pappelallee vor Neuwied. Da uns auf der Rückfahrt der Wind zuwider war, kreuzten wir hin und her von einem Ufer zum andern bis nach Andernach, und veränderten daher jeden Augenblick den Gesichtspunkt, auf einer Fahrt, welche so reich an mannigfaltiger Schönheit ist.

Am folgenden Morgen führte unser Weg uns ohngefähr so weit als wir den Abend geschifft waren den Rhein entlang. Dann fuhren wir zwar durch anmuthige Gegenden weiter, würden uns aber nach dem allbelebenden Rhein gesehnet haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß wir ihn bald wieder und in neuer Herrlichkeit sehen würden.

Eine halbe Stunde vor Koblenz fuhren wir das Schloß Schönbornlust vorbei, wo sich jetzt beide Brüder des Königs von Frankreich als Flüchtlinge aufhalten. Welches Schicksal mag wohl ihm selber bevorstehen, diesem guten Könige, der mit den reinsten Absichten, durch freiwillige Berufung der Stände des Reiches, den ehrenvollesten Namen, den je ein König

trug, den Namen des Wiederherstellers der Freiheit erhielt?

Koblenz ist in diesem Augenblick voll von flüchtigen Franzosen, oder vielmehr die Stadt scheinet voll von ihnen zu seyn, denn sie kräuseln sich mit so vielem Getöse umher, laufen, fahren, reiten so oft durch die Gassen, daß sie statt achthundert achttausend zu seyn scheinen. Es wimmelt von Ludwigskreuzen. Viele haben Pferde gekauft. Schon unterhalten sie sich eifrig mit ritterlichen Uebungen, schon freuen sie sich der gehofften Früchte ihrer Unternehmung gegen die Nationalversammlung. Es ist, wie diese Zeit in ein so helles Licht gesetzt hat, es ist nicht im Charakter des Franzosen, etwas von der Zeit zu erwarten. Er schwimmt lieber, mit leichtem Kork gegürtet, gegen die tobende Fluth, als daß er die Ebbe erwarten möchte, die ihn trockenes Fußes zum Ziel führen würde.

Als die schreckliche Hitze des Tages etwas nachließ, gingen wir an den Rhein, und fuhren auf einem Nachen umher, wo vor der Stadt und vor dem schön gebauten, mit ionischen Säulen gezierten churfürstlichem Schlosse der Rhein in voller Schönheit fließt. Die schöne, breite Mosel ergeußt sich hier in die schönere, breitere Fluth des Rheins. Jenseits thürmet sich auf Felsen das alte Schloß Ehrenbreitstein, höhere Berge kränzen die weitern Ufer, ferne Gebürge den Horizont.

Wir setzten unsre Reise weiter fort, und fuhren lange einen steilen Berg hinan. Allmählich öffnete

sich hinter uns die paradiesische Gegend, welche wir verlassen hatten. Wir sahen dem Lauf des Rheines in mancher Krümmung zwischen hohen Ufern nach. Oben vom Gipfel des Berges sahen wir vor uns Berge, die mit Wald beschattet waren, und tiefe von Fruchtbarkeit triefende Thäler. Zwischen den Bergschatten öffnen sich hie und da breitere Ebnen, welche sich, je länger man sie mit dem Auge verfolgt, immer mehr erweitern. Die Nacht der engen Thäler und die dunkle Seite der Berge erhöhete den goldnen Sonnenstrahl des Abends, welcher die Ebnen beleuchtete.

Auf dem Wege zwischen Koblenz und Nassau liegt in einem tiefen, engen Thale, welches es noch dazu mit dem schönen Fluß der Lane theilen muß, das Städtchen Ems, bei seinem berühmten Gesundbrunnen.

Zur Seite von Koblenz beut das fruchtbare, von waldbedeckten Bergen beschattete Thal, und zur andern Seite hoher Bäume Schatten am Ufer der Lane, den Brunnengästen die lieblichsten Spaziergänge an. Längs diesem Flusse läuft zwischen Gebürgen der Weg bis Nassau. Dieses Städtchen liegt in einem fruchtbaren Thale, zwischen Felsen. Auf einem der Berggipfel stehen die uralten, noch ansehnlichen Trümmer des Schlosses Nassau, Stammhauses dieses berühmten Geschlechts. Auf eben diesem Berge, aber niedriger, stehen Ueberbleibsel eines andern Schlosses, welches das Stammhaus des Geschlechts von Stein ist. Diese alten Ritter, deren Nachkommen noch Güter dort be-

sitzen, müssen in gutem Vernehmen mit dem mächtigen Nachbar gestanden, oder wachsame Hut gehalten, und sich durch Bündnisse, es sei mit oder gegen ihn, gesichert haben. Vielleicht theilten sie mit ihm ritterlicher Unternehmungen Ruhm und Siegsraub; aber wer konnte ihnen für gebührenden Antheil der Beute in dieser Löwenverbindung bürgen?

Schwalbach und Wisbaden, beides Gesundbrunnen, liegen in Thälern, umringt von Bergen. Von diesen überschaut man fruchtreiche Ebnen. Eine gute Stunde von Wisbaden öffnet sich zwischen Bergen eine sehr schöne Aussicht. Man sieht einen großen Theil vom Lauf des Rheines, die ganze Stadt Mainz, und die anmuthigen Rheininseln, welche die Lage von Mainz verherrlichen. Mainz liegt zwei starke Stunden von Wisbaden, man genießt beständig der großen Aussicht auf den Rhein, und fährt zwischen Weingärten und Aeckern, welche mit vielen und sehr großen Obstbäumen, die zum Theil wegen Menge der Früchte gestützt waren, geziert sind.

Ueber eine große Schiffbrücke fährt man ein in die alte und schöne Stadt Mainz. Wiewohl seinem Ursprung näher, ist der Rhein doch bei Mainz breiter als bei Düsseldorf. Ich habe seine Breite auf der Brücke gemessen; und siebenhundert und vierzig Schritte gezählt. An seinem Ufer steht das Lustschloß des Churfürsten, die Favorite, mit seinem großen Garten. An diesen stieß ehmals das alte Karthäuser=

kloster. Es ist nebst zwei Nonnenklöstern aufgehoben worden. Die Einkünfte dieser Klöster wurden der Universität geschenkt, welche den vertriebnen Mönchen und Nonnen jährlichen Unterhalt reichet. Von der Universität, welche gegen vier Millionen Gulden an Vermögen besitzet, kaufte der Churfürst das verlaßne Karthäuserkloster, und legte einen großen englischen Garten an, welcher seiner Lage am Rhein, in den sich dort gegenüber der Main ergießt, eine Schönheit verdanket, die man nur aus den Händen einer solchen Natur empfangen kann. Als den Karthäusern der Befehl, ihren Wohnsitz zu räumen, gegeben ward, starb ein alter Mönch vor Gram. Des deutschen Reichs erster Erzbischof gab diesen Befehl.

Wir lernten in Mainz den Grafen von Stadion kennen, eine jungen Domherrn, der schon jetzt viele der Erwartungen gerechtfertiget hat, welche sein Geist so früh veranlaßte.

Ein Kapitel, welches Dalberg zum Coadjutor wählte, welches schon lange gewohnt ist mit Muth sich dem Einflusse der ersten Mächte Deutschlands zu widersetzen, verdienet unsre Hochachtung, und wird auch die Erwartung nicht täuschen, deren Erfüllung wir als Patrioten hoffen.

An einem schönen Abend ließen wir uns an die Ingelheimer=Au rudern. Ich besuchte diese Insel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor sechszehn Jahren, in meines Bruders, Gö=

the's, Haugwitzens und Klinger's Gesellschaft dort zubrachte.

Näher der Stadt liegt dem Schlosse Biberich gegenüber eine andre Insel, die Churfürsten-Au, welche, mit vielen Bäumen bepflanzt, uns, indem wir vorbei ruderten, noch schöner zu seyn schien als jene.

Wir schifften hinüber nach dem äußersten Ende der Rheinallee, welche den Strom entlang vor nicht langer Zeit gepflanzet ward. Sie besteht aus zwei Reihen Linden in der Mitte, und zwei äußeren Reihen Pappeln. Sehr große Bäume wurden hierzu genommen, und müssen mit vieler Geschicklichkeit seyn verpflanzet worden, da ihre schöne Bildung zeigt, daß die Axt an ihren Aesten nicht gewüthet hat. Die größten Bäume stehen noch an der Stadt.

Nah' am äußersten Ende dieser Allee, welche eine halbe Stunde lang ist, haben verschiedene Domherren den Anbau eines vordem unfruchtbaren Flugsandes mit Eifer unternommen, und mit vielen Unkosten betrieben, indem sie weither viele gute Erde herbeifahren ließen. Der Erfolg soll schon jetzt die ausgelegten Summen für einige reichlich verzinsen. *)

Die ganze, mit Feldfrüchten, Obst und Wein prangende Gegend von Mainz, verdanket vielleicht

---

*) Gegen das Ende des Jahres 1792 haben die Franzosen, als ihre Horden unsre Gränzen überschwemmten und Mainz einnahmen, diese schönen Anlagen verwüstet.

mehr dem Fleiße der Anbauer als dem Boden, welcher leicht, ja sandig ist.

Die Gegenden von Frankfurt scheinen mir in eben diesem Falle zu seyn. Sie werden durch den Main verschönert und belebt; ohne diesen Strom würden sie den Freund der Natur gleichgültig lassen.

Zum Theil ist Frankfurt schön gebauet, besonders die große Straße, welche die Zeile heißet.

Die zahlreiche Judenschaft muß in einer Gasse wohnen, welche sehr lang, krumm und eng ist. Die beiden äußeren Seiten ihrer Häuser sind durch eine hohe Mauer, welche weit über das erste Stockwerk reichet, von der übrigen Bürgerschaft abgesondert. Des Abends, nach zehn oder eilf Uhr, wird die Straße von beiden Seiten geschlossen, und während des christlichen Gottesdienstes darf auch ohne besondre Erlaubniß kein Jude diesen engen Bezirk verlassen.

Intolerante Härte hat in vorigen Zeiten diese Verfügung für rathsam gehalten. Jetzt würde man sie aufheben, wenn nicht die reichen Juden, welche bei Vermiethung ihrer Häuser an ihre armen Brüder ihre Rechnung dabei finden, dringende Vorstellungen gegen eine Veränderung machten, die doch eben dieser Ursache wegen wohlthätig seyn würde.

Die Katholiken haben freie Religionsübung. Der lutherische Magistrat hat aber erst seit einigen Jahren, auf Kaiser Joseph's Fürsprache, den Reformirten Bethäuser zugestanden. Diese haben deren zwei erbauet,

für die deutsche und französische Gemeine. Bisher mußten sie ihren Gottesdienst eine halbe Meile weit von der Stadt halten.

Es wäre wirklich traurig, wenn man einer Reichsstadt, deren Verfassung ein Beispiel von Ordnung, Freiheit und Gleichheit der Rechte ist, (nicht der Stände, denn die ist in jeder Gesellschaft chimärisch) noch den Vorwurf einer solchen Intoleranz machen könnte, und wenn ein Theil ihrer sonst sich so glücklich fühlenden Bürger, noch durch Einschränkung des Gottesdienstes gekränkt würde.

Sechster Brief.

Karlsruhe, den 11ten August 1791.

Die sandige Gegend zwischen Frankfurt und Darmstadt machte uns die große Hitze noch fühlbarer, als sie es ohnedem schon gewesen wäre. Wir erfrischten uns unterwegs mit jährigem Landwein. Eh' die Jahre ihn mildern, hat er freilich viel Säure, aber selbst diese Säure hatte das Verdienst, den Durst besser als mancher edlere Wein zu stillen. Des ächten Rheinweins Gewächs ist auf einen Bezirk von etwa vier bis fünf Meilen um Mainz herum eingeschränkt, jenes Rheinweins, von dem Klopstock so schön singet:

Du bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst, bist feurig, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von eitlem Schaum leer!

Andre Arten sind zum Theil angenehm und wohlthätig, aber jenem weder an mildem Feuer gleich, noch an Duft.

In Darmstadt besuchten wir noch in der Abenddämmerung den schönen englischen Garten. Wegen

der Menge seiner großen Bäume, insonderheit der Pappeln, schien er uns sehr angenehm.

Vom ungeheuren Exercierhause hast du gehört. Es war schon geschlossen, als wir hinein wollten. Man rühmt des Baumeisters Kunst, welcher, ohne Stützen zu brauchen, das Dach darauf setzte. Zur Zeit des vorigen Landgrafen, der sehr frostig war, ward das Haus von sechszehn Oefen gewärmt. Er stand mehrentheils in der Mitte. Soldaten, welche nah' an den Oefen standen, sollen manchmal in Ohnmacht gefallen seyn. Der jetzige Landgraf hat die Oefen wegnehmen lassen.

Am 8ten durchreis'ten wir die berühmte Bergstraße von Darmstadt nach Heidelberg. Sie ist eine der angenehmsten und interessantesten in Deutschland. Sie ist sieben Meilen lang und wird immer schöner, je näher man Heidelberg kommt. Auf der linken Seite läuft eine hohe Gebürgkette ununterbrochen fort. Ueber den andern Höhen erhebt der Melibocus sein Haupt, dessen Scheitel der vorige Landgraf mit einem weißen Wartthurm gezieret hat. Diesen haben wir schon einige Meilen vor Mainz gesehen; man soll ihn auch von Pirmasenz an der lothringischen Gränze, wo dieser Fürst sich oft aufhielt, sehen können. Viele der andern Berge tragen auf ihren Gipfeln Trümmer alter Schlösser aus den Zeiten des Faustrechts. Die höchsten Berge sind mit Laubholz bedeckt, die andern mit Reben bis zur Spitze. Zwischen den Ber-

gen und dem Wege ist ein fruchtbarer Landstrich von verschiedner Breite, welcher viele Flecken und Dörfer, die am Fuß oder am Abhang der Berge gebauet sind, ernähret.

Eben so groß ist die Fruchtbarkeit des Thales an der rechten Seite, wo sich bald der Blick bis zu fernen Gebürgen jenseits der breiten Ebne erstreckt, bald von Waldungen unterbrochen wird, deren blaue Hügelgipfel emporragen. Diese Ebne wird, gleich dem Thal am Fuße der Bergkette, belebt durch viele große Wallnuß-, Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume, von einer Höhe und Schönheit, welche diese Bäume in den Gärten des nördlichen Deutschlands nicht erreichen. Auch ächte Kastanien- und Mandelbäume wachsen hier, doch selten. Aber an hohen Bäumen reifen Aprikosen. Unter dieser Fruchtbäume befreundenden Schatten gedeihet in diesem sanften Himmelsstrich mannigfaltige Fruchtbarkeit. Wir sahen diese Gefilde nicht in ihrer ganzen Schönheit, da das Winterkorn schon überall eingeerntet, und der Acker schon zur Herbstsaat gepflüget war. Außer den uns bekannten Getreidearten bauen die hiesigen Landleute Spelt und Dinkel, dieses eine feine Art von Rocken, jener dem Geschlecht des Waizens verwandt. Zwischen den Reihen der Reben wird Spargel, Laktuk, und andres Gemüse gebauet. Jede Art des Gemüses wechselt hier ab mit den Kornarten, mit Klee, Lucern, Hanf, Mohn, Tabak, mit Pflanzungen von Maulbeerbäu-

men und mit Mais, welches wir auch türkisches, die Pfälzer aber welsches Korn nennen. Dieses brauchen die Aermeren zur Grütze, doch wird es häufig zur Mästung des Federviehes und der Schweine angewandt. Das Laub, welches ohne Schaden der Kolben abgeblattet wird, geben sie dem Hornvieh. Dieses wird mehrentheils im Stall gefüttert, doch ist die Stallfütterung nicht so allgemein, daß man nicht auch große Rinderheerden weiden sähe, die nur des Abends von Hirten heimgeführet werden. Die schmalsten Reine zwischen den Aeckern oder an der Landstraße, werden emsig wie in Sachsen benutzt. Des Abends im Thau schneiden Mädchen das Gras mit der Sichel. Auch bei der Ernte ist der Gebrauch der Sichel allgemein.

Ich habe Haber, der im Halm nicht stärker war als der unsrige, mühsam schneiden gesehen. Ohne so schwere Mühe und mit geringerem Verlust an Zeit und Stroh, würde man ihn besser mit der Sense gemähet haben.

Der Wein dieser Gegend heißt Bergsträßler. Er ist kühlend, ähnelt den geringsten Arten des Rheinweins, oder den besten sächsischen. Die Hitze war sehr groß. Zwischen Weinheim und Heidelberg hielten wir still vor einem Wirthshause. Es ward Kirchweihe gefeiert und getanzt. Die Volksfreunde ergriff, mit dem Lärm eines Hackbretts und dem Geschwirre einiger Geigen, unsern Postillion, wie mit Oberon's

Horn. Heiß, wie er vom dampfenden Gaul abgestiegen war, schwang er im walzenden deutschen Tanz eine vollwangige Dirne aus dem Reigen mit sich herum.

Selten schmeckte mir etwas so, wie ein Glas des Landweins unter diesen frohen Leuten, und ein Schnitt ihres Kirchweihkuchens.

Heidelberg liegt verborgen hinter einem Berge. Man fährt um ihn herum, und sieht nun plötzlich den schönen Neckar vor sich, und an seinem Strome die Stadt. Jenseits liegen Berge. Die Stadt theilet mit dem Neckar ein schmales Thal, und ist zum Theil auf den untern Abhang eines Berges gebauet, auf welchem viel höher, doch tief unter dem Gipfel, das alte Schloß steht.

Ich erinnerte mich lebhaft der schönen Aussicht vom Schlosse, die ich vor sechszehn Jahren gesehen hatte. In großer Hitze erstiegen wir die Höhe. Groß und schön sind des Schlosses Trümmer.

In Vertiefungen zwischen den Fenstern stehen in Stein gehauen die alten Pfalzgrafen und Kurfürsten nach altdeutscher Art und Kunst. Weit schöner, wie es sich denn auch geziemet, steht in einer Nische der Hauptfaçade eine steinerne Statue, die unter dem gewöhnlichen Bilde eines Weibes mit zwei kleinen Kindern in den Armen, die christliche Liebe vorstellt. Das Gesicht des Weibes hat einen charakteristischen Ausdruck von hohem Adel und Schönheit.

Um das Schloß herum läuft ein tiefer Zwinger mit Bäumen bepflanzt. Von einem ungeheuren runden Thurm ist ein großes Stück herabgestürzt, und liegt malerisch auf des Zwingers Abhang.

Auf dem Schloßberge liegt ein Garten, wo in verwahrlosetem aber freudigem Wuchs, Bäume mancherlei Art grünen, unter andern ein großer Sevenbaum (Juniperus Sabina).

In diesem Garten ist eine Terrasse, die auf einer senkrechten im Abhang des Berges gegründeten Mauer steht. Von hier sieht man eine der schönsten Aussichten Deutschlands. Rechts fließt zwischen waldigen Bergen der Neckar hervor, badet die Stadt, verliert sich in der Ebne zwischen Bäumen, zeigt sich dann, verliert sich wieder. Die fruchtbare Ebne ist hie und da mit großen Bäumen, hie und da mit Wäldern geziert. Ferne Gebürge kränzen den Horizont. Hinter diesen Gebürgen ging die Sonne umwölket unter. Wir verloren einen herrlichen Anblick, doch hatte auch dieser umwölkte Sonnenuntergang seine eigne Schönheit. Durch einen dünnen Nebelschleier fielen einige Strahlen auf entfernte Berge, und bedeckten sie mit einem Dunst von mattem Golde, den das Blau der übrigen Gebürge noch erhob.

Wir verweilten auf dieser Terrasse, hofften noch, daß die Sonne das Gewölk durchbrechen würde; aber die Dämmerung sank ein, es donnerte fernher, Blitze

zückten hervor hinter dem Berge, der gegen uns über stand, der Himmel umzog sich je mehr und mehr.

Säumend verließen wir diesen Ort, und zu spät, um noch das berühmte Heidelberger Faß zu sehen, von welchem mein kleiner Ernst schon lange geschwatzt hatte. Die Leute, welche es zu zeigen pflegen, hatten sich schon hinunter in ihre Wohnung begeben.

In der Stadt fiel uns ein steinernes Marienbild mit dem Jesuskinde in die Augen. Es standen erzkatholische lateinische Inschriften darauf, aber uns gefiel der deutsche Reim auf der einen Seite:

Noch Stein, noch Bild, noch Säulen hier,
Das Kind und Mutter ehren wir.

Am folgenden Morgen setzten wir unsre Reise fort über Bruchsal und Durlach, und kamen den Nachmittag hier an. Mit Recht hört der Name der Bergstraße bei Heidelberg mit der ununterbrochenen hohen Bergreihe auf. Doch behält dieser Weg noch immer den Hauptcharakter der Bergstraße. Kleinere, mehrentheils mit Reben bedeckte Berge liegen links. An beiden Seiten ist die Fruchtbarkeit groß. Rechts erweitert sich oft das Thal, und wird bald durch Waldungen von Eichen und Buchen unterbrochen, bald von ihnen umgränzt. Hie und da erheben sich hinter den Wäldern ferne Gebürge von Lothringen.

Bruchsal ist artig gebauet. In einem schönen Schlosse residirt dort der Bischof von Speier. Hinter der Stadt liegt ein großes Salzwerk.

Etwa eine Stunde vor Durlach scheidet ein kleines Bächlein, welches links von der Anhöhe eines Berges herunterrauscht, den rheinischen Kreis vom schwäbischen. Gleich siehst du schwäbische Tracht, schwäbische Gesichter. Von Durlach nach Karlsruhe fährt man durch eine sehr schöne Allee von lombardischen Pappeln, welche eine Stunde lang ist. Schon bei Düsseldorf fängt dieser bei uns seltne Baum an ziemlich gemein zu werden, er gedeihet besser und besser, je weiter man nach Mittag reiset.

Siebenter Brief.

Karlsruhe, den 15ten August 1791.

Die Tage, welche hier sind, bringen wir fast ganz im Schlosserschen Hause zu. Ich hatte Schlossern sehr kurze Zeit vor sechszehn Jahren gesehen, als er noch badenscher Oberamtmann in Emmedingen war. Seine Schriften und gemeinschaftliche Freunde hatten schon lange in mir den Wunsch ihn wieder zu sehen hervorgebracht, genährt, belebt. Je origineller, je lebendiger die Schriften eines Mannes sind, je lautrer sie aus der Tiefe eignes Denkens und eignes Empfindens hervorströmen, desto sichrer können wir seyn, daß der Mann noch über seine Schriften sei.

Was zur zweiten Klasse — sei es Philosoph oder Dichter — gehört, das weiß sich ganz auszuleeren in seinen Schriften. Da sie zu wenigem Eignen viel Fremdes hinzuthun, enthält ihr Geschriebnes oft mehr als sie selbst. Auch wenn ich in jenem etwas Schätzbares finde, suche ich die Bekanntschaft der Verfasser nicht. Verweilt man auch einen Augenblick bei dem Springbrunnen, der durch Druckwerk hervorgebracht wird, so hat man doch wenig Freude am Delphin

oder am Meerweibe, durch deren Organe diese Wasserkünste hervorsprützen. Dem lebendigen Strom gehe ich gern bis zur Quelle nach, und labe mich da in der Felsenumschattung an der Kühle, die er wohlthätig und stärkend um sich her verbreitet. O Klopstock! Klopstock! du Rhein unter den Geistern des Vaterlandes und des Jahrhunderts, wie oft stärkte, labte, entflammte mich dein Umgang! Deine dem Meere der Unsterblichkeit zuströmenden Gesänge erschöpften nicht die Tiefe deiner innern Fülle!

Du wirst dir meine Freude Schlosser, und bei ihm den Dichter Jacobi zu sehen, nach dessen Bekanntschaft ich mich seit zwanzig Jahren sehnte, leicht vorstellen. Dieser ist Professor in Freiburg im Breisgau, und bringt hier die Zeit der Ferien zu. Sich so gleich an heißer Liebe für das Wahre und Schöne, sind sie dennoch so verschieden. Der unbefangne, freie Philosoph, der bald mit der Fackel des Geistes die Blendlaternen der Philosophaster zerschmeißt, bald mit eben dieser Fackel ihnen in ihre Schlupfwinkelchen nachgeht, und mit attischer Ironie ihre Gaukeleien beleuchtet; der biedre Mann, welcher als Bürger seinen Gang gerade fort geht, und die gordischen Knoten verstrickender Verhältnisse mit dem Schwerte zu lösen weiß; dieser Mann und der zartempfindende liebliche Dichter, dessen Originalgeist im Umgang mit der jüngsten, freundlichsten und jungfräulichsten Muse, seiner ihm eigenthümlichen Muse, so früh ge-

bildet ward, konnten sich nicht kennen lernen, ohne durch Sympathie und Bedürfniß, diese großen Bande der Menschheit, sich unentbehrlich zu werden. Ein allgemeines und heiliges Naturgesetz verbindet das Starke mit dem Zarten, mit dem Kühnen das Liebliche. Ist es nicht dasselbige Gesetz, welchem das Menschengeschlecht seine Erhaltung verdanket, und seine süßesten Freuden?

Die Freundschaft dieser beiden Männer und der vortrefflichen Schlossern rechne ich zu den schönen Blumen, welche mir die Hand Gottes nicht sparsam in den Kranz des Lebens wand.

Der Markgraf ist abwesend. Dieser Mann, dem ganz Deutschland einen ansehnlichen Rang unter seinen besten Fürsten einräumt, besucht jetzt die Oberländer seines Fürstenthums.

Der Herr Hofrath Böckmann hat uns mit gütiger Gefälligkeit den Schatz seiner physikalischen und mechanischen Instrumente und Kunstwerke gezeigt. Er besitzt eine große, vom seeligen Pfarrer Hahn verfertigte astronomische Uhr, welche nicht allein die gewöhnlichen Zeiteintheilungen, sondern auch die Jahrzehende, Jahrhunderte und Jahrtausende anzeigt. Mit Vergnügen sieht man die schnellen Zuckungen des Sekundenzeigers, und zugleich auf einem besondern kleinen Zifferblatte von der Größe einer Pariser Taschenuhr, den Zeiger des Jahrtausends, dessen Fortschritt kaum nach funfzig Jahren merklich seyn wird,

und in unsichtbarer Bewegung fortrücket. Diese Zeiger der Jahrzehende, Jahrhunderte und Jahrtausende dienen nicht bloß zur Verherrlichung der Kunst des Meisters; sie haben einen großen Nutzen. Denn da neben dem großen Zifferblatte, welches dieses kleinere enthält, sich die Globen des Himmels und der Erde drehen, und mit fortlaufender Zeit den Gang der Gestirne zeigen; so dienen jene Zeiger, durch beliebige Vorrückung oder Rückstellung dazu, die vergangnen oder zukünftigen Erscheinungen des Himmels und der Erde vor Augen zu stellen.

Wir sahen eine Taschenuhr, welche Herr Auch in Stuttgard, ein Schüler des seeligen Hahn, gemacht hat. Nach Einiger Meinung soll er schon jetzt, wiewohl erst sechs und zwanzig Jahr alt, seinen Meister übertreffen. Diese Taschenuhr zeigt die Abtheilungen der Zeit, von der Secunde bis zum Jahrhundert. Auf der entgegenstehenden Seite sieht man an gewölbtem blauen Himmel den Lauf der Sonne und des Mondes, ja sogar die Knoten der Mondesbahn, und also die Verfinsterungen. Der Künstler will diesen Uhren noch mehr Vollkommenheit geben, und den Lauf der Venus als Morgenstern und als Abendstern darauf anzeigen. Dieser Uhren Preis ist nur dreihundert Rthr., da doch jene englischen Taschenuhren, welche die Engländer Zeithalter (timekeepers) nennen, hundert Pfund Sterling, also doppelt so viel kosten, wiewohl sie mit diesen deutschen nur das Ver=

dienst genauer Richtigkeit theilen, ohne eine einzige Himmelserscheinung anzuzeigen.

Eben dieser Künstler macht Rechenmaschinen, welche mit unglaublicher Geschwindigkeit die schwersten Exempel lösen. Durch eine solche hat er das große Ein mal Eins, von eilf mal eilf bis hundert und sechszehn mal hundert und sechszehn in ungefähr fünf Stunden herausgebracht, und ein sehr schneller Nachschreiber konnte kaum geschwinde genug ihm nachschreiben. *)

"Herr Auch, itzt (1790) fünf und zwanzig Jahr alt, ist Sohn eines würtembergischen Bauern. Als Kind von vier bis fünf Jahren stand er oft mit dem Aufgang der Sonne auf, und beschäftigte sich emsig mit mechanischen Spielwerken. Er führte Wasserleitungen von Holderröhren, grub Brunnen, setzte Standröhren hinein mit Ausgüssen von Federkielen, und verfertigte sich, etwa im sechsten Jahr, aus Schindeln Uhrpendeln, mit einer Art von englischen Haken, die ohngefähr eine Viertelstunde lang ziemlich ordentlich fortgingen. Im zehnten Jahr wollte er durchaus von seinem Schulmeister rechnen lernen,

*) Dieses, und folgende Nachricht aus seinem Leben, findet man in einer Abhandlung des Herrn Professor Böckmann, im ersten Heft des zweiten Bandes vom Journal der Physik, herausgegeben von Doctor Gren, Professor in Halle, im Jahr 1790.

ward aber noch zurückgewiesen. Im elften mußte ihm der Lehrer wenigstens bewilligen, daß er bei der Unterweisung der übrigen Schüler, in einer Ecke sitzend, gegenwärtig seyn durfte. In kurzer Zeit übertraf er alle Mitschüler, und mußte oft dem Schulmeister Exempel, die diesem zu schwer schienen, vorher berechnen. Sein Vater wollte ihn zu einem Barbier in die Lehre geben, aber dazu hatte der Jüngling keine Lust."

"Endlich ward er von seinem Pfarrer zum seeligen Pfarrer Hahn nach Kornwestheim bei Ludwigsburg empfohlen, der, sich seiner treulich annehmend, in ihm einen so dankbaren als geschickten Schüler zog. Nachher ließ er sich nieder in der kleinen würtembergischen Stadt Vaisingen, heirathete dort, und lebte, seiner Talente und seiner Sitten wegen, sehr hochgeschätzt. Er las in seinen Erholungsstunden Schriften, welche seinen Geist und sein Herz bildeten. Vorzüglich liebte er Werke, aus welchen er eine nähere Kenntniß des gestirnten Himmels schöpfen konnte. Er verfertigte sich eine Mittagslinie, machte sich selbst die nothwendigsten astronomischen Werkzeuge, und fing nun an mit Eifer die Bewegungen der Himmelskörper zu beobachten. Er entwarf sich sinnreiche Plane zu einfachen astronomischen Uhren und zu ganzen Weltsystemen."

Ich habe desto weniger angestanden, dir diese Nachrichten von dem Leben eines jetztlebenden gebor-

nen Mechanikers abzuschreiben, da es wahrscheinlich ist, daß dieser junge Mann, welcher schon so viel geleistet hat, sich durch schätzbare Erfindungen noch berühmter als er jetzt seyn kann, machen werde.

Unter vielen schönen Instrumenten zeigte Herr Böckmann uns auch einen Wedgewoodischen Pyrometer, welcher mittelst einer Scala beinah parallellaufender Leisten von Messing, deren Entfernung oben nur um eine englische Linie enger als unten ist, und welche in hundert und zwanzig Theile getheilt sind, bis auf den hundert und zwanzigsten Theil einer Linie (deren zwölf auf einen Zoll gehen) das Einschrumpfen eingeschobner Cylinder von Thon, die in der Hitze sich zusammenziehen, anzeiget; und also in der feinsten Abstufung, bis zur höchsten Schmelzgluth, den Grad der Hitze bestimmt, welchen man diesen Cylindern zur Prüfung der Glashütten oder Metallöfen mitgetheilt hat. Eine Erfindung, deren Nutzen so groß als augenscheinlich ist.

Wir besuchten auch den berühmten Botanisten Herrn Kölreuter, dem es gelungen ist, durch künstliche Befruchtungen neue Arten von Gewächsen hervorzubringen, welche zwar durch den Saamen sich nicht fortpflanzen, durch Ableger aber erhalten werden können. Merkwürdig ist es, daß diese neuhervorgebrachten Arten an Stärke des Wuchses die natürlichen übertreffen sollen, vermuthlich deswegen, weil die Organe der Befruchtung bei diesen einen

großen Theil des Aufwandes der Säfte erfordern. Herr Kölreuter hat auch, durch wiederholte künstliche Befruchtungen der durch Kunst hervorgebrachten Arten, diese wieder zu einer von den beiden ursprünglichen Arten zurückgeführt. Die auf solche Art verwandelten Pflanzen kamen wieder nach und nach in den vollen Besitz ihrer ursprünglichen Zeugungskraft, oder ihres ursprünglichen Empfängnißvermögens. Denn einige hatte er in die mütterliche, andre in die väterliche Art zurück verwandelt.

Tiresias ward blind, weil ihm ein kühner Blick in die Geheimnisse der Venus vergönnt worden. Scheint nicht noch jetzt eine Nemesis diejenigen Männer zu verfolgen, welche mit außerordentlicher Kunde und mit entflammter Liebe dem verhüllenden Schleier der Natur sich nahen? Dieser so bescheidne als kühne Forscher, welcher die Bienen auf ihrer Kunst beschlich; durch eine an das Honigbehältniß der Blumen angesetzte Glasröhre, den Pflanzen ihren Nektar stahl, und Honig hervorbrachte; dieser merkwürdige Mann hat kein Plätzchen Erde, welches ihm zu Gebot stünde. Keiner von den Großen unsers Vaterlandes hat sich die Ehre und die Freude gönnen wollen, einem der genügsamsten und erfindungsreichsten Gelehrten dieser Art ein Gärtchen anzuvertrauen!

Der hiesige Schloßgarten ist groß, angenehm und reich an ausländischen Gewächsen, unter denen einige seyn sollen, die man vergebens im Linneischen System

aufsuchen würde. Diese sind in einem gedruckten Verzeichnisse mit einem Stern bezeichnet worden.

Karlsruhe ist regelmäßig gebauet. Diese Stadt nimmt ohngefähr den dritten Theil des großen Cirkels ein, dessen Mittelpunkt das Schloß ist. Ihre Gassen, welche, gleichwie die schnurgeraden Gänge des Gartens und des Waldes, gleichweit von einander entfernt sind, bilden mit diesen Gängen die Halbmesser eines Cirkels, welcher daher einem Spinnegewebe ähnlich ist.

Achter Brief.

Ulm, den 19ten August 1791.

Am 16ten reisten wir aus Karlsruhe. Unser Weg führte uns wieder durch Durlach, dann durch herrliche Wiesen nach Pforzheim. Die Leute waren mit der zweiten Heuernte beschäftigt. In diesen fruchtbaren Gegenden wird das Gras dreimal gemähet. Es müssen nicht nur die Wiesen sehr ergiebig, sondern auch die Kräuter vorzüglich kräftig seyn, denn des Heues Duft war stärker als im nördlichen Deutschland; er erinnerte mich an die Heuernten in der Schweiz.

Pforzheim liegt in einem sehr anmuthigen Thale an der Enz. Fruchtbarkeit des Bodens und Arbeitsamkeit der Menschen scheinen im Badenschen mit einander zu wetteifern. Nicht völlig so ergiebig, aber eben so gut angebaut, schien mir das Würtembergische. Die Gegenden dieses Landes bis Stuttgart sind lange nicht so schön als die Badenschen. Wir kamen vor der Festung Hohenasperg vorbei, in welcher der Herzog den armen Schubart, ohne daß man weiß warum, zehn Jahr gefangen hielt, wiewohl die-

ser, als man ihn aus Ulm lockte, in dieser freien Reichsstadt angesessen war, und ein geborner Bürger der freien Reichsstadt Aalen ist.

In Stuttgart besuchten wir die Militairakademie. Kaiser Joseph der Zweite verlieh ihr die Rechte einer Universität. Es werden in den obern Klassen alle Wissenschaften der vier Fakultäten gelehrt. An Vollständigkeit des Unterrichts; an Menge der Lehrer, deren hundert und drei und vierzig sind; an allen zu wünschenden Hülfsmitteln der gelehrten Studien und ritterlichen Uebungen, mögen wenig Akademien mit dieser zu vergleichen seyn. Ob ein edler Geist das Ganze beseele? Ob wahre Humanität in den Lehrsälen und Wohnzimmern aus- und eingehe? Ob militairisches Kommando nicht manchen Keim ersticke? Das sind Fragen, welche jedem, der die Akademie besucht, einfallen müssen. Sehr verderblich scheint mir die Sitte, den Zöglingen für jedes Versehen einen Zettel zu geben, den sie verwahren, und dem Herzoge, wenn er hinkommt, vorzeigen müssen, damit ihnen alsdann von ihm die Strafe dictirt werde; desto verderblicher, da die kleinern Versehen zusammen summiret, und oft, nachdem ein Jüngling Wochen lang das schriftliche Andenken seiner Schuld mit sich herumgetragen, strenge bestraft werden. Kann ihn das nicht, je nachdem seine Gemüthsart ist, erbittern, oder schüchtern machen? oder melancholisch? oder gar unverschämt?

Wir sahen zweihundert und fünf und siebzig Knaben und Jünglinge in einem schönen Saale essen. Warum sind die Adlichen von den Bürgerlichen durch die Tische getrennt? Es ist nicht weise die Jugend auf Ungleichheit der Stände aufmerksam zu machen, ehe sie einsehen lernet, daß eben aus dieser Ungleichheit eine Harmonie des Ganzen, zum Vortheil Aller, entspringt. Der auf solche Art ausgezeichnete Junker geräth leicht auf die böse Vorstellung, daß er besser sei als andre, weil er vornehmer ist.

Vier Prinzchen aßen an einem besondern Tische. Acht Knaben, welche ihrer guten Aufführung und ihres Fleißes wegen belohnt werden sollten, aßen, ohne Unterschied des Standes, an einem besondern Tische. Muß nicht sowohl diese Ausnahme als die Regel in den Adlichen den Geburtsstolz nähren? Nährt sie nicht in den Bürgerlichen diese Abneigung, diese Erbitterung gegen den Adel, welche gewiß die Herzen nicht weniger verderbt als jener Geburtsstolz? Und dann die Orden, welche die acht Ausgezeichneten trugen! Wehe der Erziehung, welche das als verlangenswürdig vorstellt, was wahre Philosophie und Edelmuth gering schätzen lehren!

Die Anzahl der Schüler beläuft sich gegen fünfhundert, wenn man diejenigen, welche nicht im Hause wohnen, mitrechnet.

Im Hause wohnen ohngefähr dreihundert. Ueber ein Drittel, ja beinah die Hälfte, wird vom Herzoge

frei gehalten. Für die andern wird wenig bezahlt. Zweihundert Gulden für achtjährige Knaben, fünfhundert für Knaben von funfzehn Jahren und darüber, und nach Maaßgabe ihres Alters für Knaben zwischen acht und funfzehn Jahren.

Sie wohnen gut, sehen wohl genährt aus, und werden gut gekleidet. Sie tragen blaue Uniform mit schwarzen Aufschlägen. Zum Baden werden sie täglich angehalten, im Winter in einem großen häuslichen Bade, des Sommers im Garten. Dieser ist groß und schattig. Jeder hat sein eignes Gartenbeet zum Vergnügen. Das Naturalienkabinet ist schön. Nicht nur in Wissenschaften, auch in Künsten werden diejenigen, welche es verlangen, von geschickten Meistern unterrichtet. Es sollen schon verschiedne gute Maler und Kupferstecher dort seyn gebildet worden.

Wir fuhren nach der Solitüde, einem Landsitze, welchen der Herzog angelegt hat. Der Weg dahin ist anmuthig. Man fährt Anfangs einen ziemlich steilen Berg hinan, und läßt die Stadt tief im Thal zwischen Weinbergen und Fruchtbäumen liegen. Dann führt der Weg durch schöne Waldung, wo Hirsche zahm und stolz weiden.

Das Schloß und der Garten sind hoch in einer ehmals ganz wilden Gegend angelegt worden. In das Schloß werden Reisende nicht geführt; doch öffnet man, wenn ihnen daran gelegen ist, die Glas-

thüre jedes Zimmers im untern Stockwerk, breitet einen alten Teppich einer Elle breit innerhalb der Thür, setzet eine Querlatte vor den Zuschauer, damit er nicht weiter hineintrete, und läßt ihn so die Zimmer anstaunen, wenn er zum Staunen geneigt ist. Du stellst dir leicht vor, daß wir es bei'm ersten Zimmer bewenden ließen.

Vor dem Schloß ist eine große Terrasse, von welcher man eine weite Aussicht hat. Man soll mit einem Fernrohr acht und sechszig, oder wie andre wollen, zwei und achtzig Flecken und Dörfer sehen. Dieser Aussicht fehlt es an Wasser.

Der Garten ist sehr groß, aber mehr mit dem Gedanken, die Natur zu verdrängen, als mit Empfindung angelegt. Selbst das Gehölz dieses Gartens, dem man doch seinen Wuchs gelassen hat, wird von geraden Gängen nach allen Richtungen durchschnitten, und die Bäume werden beinahe bis zur Krone, als hätten sie ihre Blöße zu verbergen, von hohen Hecken versteckt. Die Orangerie besteht aus funfzehnhundert zum Theil sehr großen Bäumen, doch würde sie ohne Zweifel in einem gegen Mittag gelegnen Thale noch schöner gedeihen.

Auch sie empfindet den Zwang, dessen Genius über der ganzen Anlage waltet. Die Zweige der Bäume sind vorwärts und rückwärts mit vieler Kunst gebunden, so daß jeder Baum mit kugelrunder Krone auf hohem Stamme pranget.

Mit Enthusiasmus zeigte man uns eine große Fichte, um welche bis zu einer ansehnliche Höhe Draht geflochten war, um Vögel hier gefangen zu halten. Kleinere Bäume in einem geflochtnen Drahthause würden ihnen eben diesen Trost gewähret haben, aber mit großen Unkosten mußte dieser Baum, mit der Erde an seinen Wurzeln, auf einem niedrigen von achtzehn Paar Ochsen gezognen Wagen hierher geführt, und mit dem Wagen eingegraben werden. Ich gestehe dir, daß ich mit ungemischter Reue diesen Ort würde verlassen haben, wenn ich nicht hinter einer sehr hohen runden Hecke hohe Eichbäume wahrgenommen hätte. Wir gingen hinzu.

Die Stelle heißt: Zu den fünf Eichen. Von der einen ist keine Spur da, von einer andern nur etwas über der Wurzel.

Solche Denkmaale des Alterthums verdienten ihre Legende zu haben, doch ist die Erzählung von diesem Baume ziemlich neu.

Der Sturm, welchen man bei'm Erdbeben von Lissabon im Herbste des Jahres 1755 fast in ganz Europa spürte, soll ihn von den noch stehenden, die mit der Wurzel an einander hangen, getrennt und niedergeschmettert haben. Die drei, welche noch stehen, gehören zu den schönsten Eichen so ich jemals sah. Zwei von ihnen tragen in gespaltner Rinde lange, ziemlich tiefe Spuren der Blitze, welche ihnen diese ehrenvollen Narben zurückließen, ohne sie weiter zu

beschädigen. Alle drei sind im Zustande vollkommner Gesundheit, und mögen wohl tausend Herbststürmen getrotzt haben. Bis nahe an die Krone hatte man sie, bei Anlage des Gartens, durch ein Tanzgerüste verunstaltet. Dieses ist aber bis auf seine letzte Spur eingefallen. Wie bald haben diese Riesen der Waldung, welche anfeindenden Stürmen und Wettern nicht erlagen, diese kleine Neckerei überlebt!

Seit einigen Jahren wird die Solitüde nicht mehr besucht. Die neuere Anlage von Hohenheim zog bald des Herzogs Aufmerksamkeit von der frühern ab. Auch dort sollen großen Summen seyn verschwendet worden, und noch verschwendet werden. Aber Hohenheim wird den Fremden nicht gezeigt, am wenigsten wenn, wie eben jetzt, der Herzog verreiset ist. Weder Fremde noch Einheimische dürfen es ohne besondre Erlaubniß besuchen.

Frühe verreisten wir aus Stuttgart, und erreichten noch am Abend Ulm. Die würtembergischen Wege sind vortreflich. Diese Tagereise war sehr anmuthig. Wir fuhren des Morgens längs dem Neckar in so fruchtbaren als schönen Gegenden.

Das Reichsstädtchen Eßlingen liegt an diesem Strome, welcher neben ihm ein sehr liebliches Thal wässert. Frisches Wiesengrün und hohe Obstbäume wechseln mit den Früchten der Felder. Der Neckarwein dieser Gegend ist sehr gut. Hügel mit Waldung kränzen das Thal; in der Ferne sieht man die vor-

ragenden Gipfel der Gebürgkette, welche die rauhe Alp heißet, und zu den schwäbischen Alpen gehört. Bald nachher sahen wir diese Gebürge näher vor uns zur Rechten, und einzelne hohe Berge zur Linken, deren einige mit schimmernden Kirchen, andre mit Ruinen der Vorzeit prangten. Unter diesen Bergen hebt sich der von Hohenstaufen durch Schönheit der Ründung für's Auge hervor; durch edles Alterthum für den Patrioten. Hier war die Wiege unsrer Könige und Kaiser aus dem schwäbischen Stamm, aus dem Stamme, welcher durch Kraft des Geistes und des Muths wie durch Unglück in der Geschichte eine so große Epoche macht. Bei Geißlingen kamen wir diesem Berge auf zwei Stunden weit gegenüber, und sahen ihn noch lange hinter uns, bis uns der Weg in ein tiefes Felsenthal führte, wo er unserm Blick entschwand.

Von diesem Thale an erhebt sich der Weg fast beständig bis hin nach Ulm. Wie viel höher als der Rhein muß die Donau fließen! Aber welche Länder hat sie auch zu durchströmen, ehe sie das Meer erreicht!

Als wir einige Stunden von Ulm entfernt waren, sahen wir uns rechts nach den schweizerischen Schneegebürgen um, welche man, wiewohl auf eine Entfernung von ohngefähr vierzig Stunden, oft sehen kann. Aber diese Seite des Himmels war umzogen.

In Ulm brachten wir einen Tag in der Gesellschaft meines Freundes Miller zu, mit welchem ich

ein Jahr in Göttingen gelebt, und den ich vor sechszehn Jahren mit meinem Bruder hier besucht hatte. Enkelinnen werden die edle Einfalt seiner Lieder, und in ihnen das schöne Herz des Dichters lieben. Meine Enkelinnen werden ihren Gespielinnen einst sagen, daß sie von seinem Freunde abstammen. Er zeigte uns vom Wall die Aussicht auf die Donau, auf ihre fruchtbaren Ufer und auf hohe Berge.

Von hier warf ich vor achtzehn Jahren einen sehnsuchtsvollen Blick auf die besonnten Schneegipfel der Schweiz, die ich damals eben verlassen hatte. Jetzt waren sie weder vom Wall noch vom hohen Münster zu sehen.

Dieser Münster ist, sowohl durch das große Schiff der Kirche, als durch die Höhe seines altgothischen Thurmes, einer der größten in Deutschland. Von oben übersieht man einen großen Theil des Laufs der Donau, die zwar noch jung in dieser Gegend, doch schon einen Charakter von Größe hat, welche sie zum ersten Strom Europens macht.

Neunter Brief.

Lindau am Bodensee, den 21sten August 1791.

Gestern früh verließen wir Ulm. Anfangs fuhren wir längs der Donau, und sahen ihre Vereinigung mit der Iller. Fast auf der ganzen Tagereise sahen wir den hohen Pusberg. Wir reiseten mehrentheils durch fruchtbare, aber nicht besonders schöne Gegenden. Dicht vor dem Reichsstädtchen Biberach zog ein liebliches Thal unsre Blicke auf sich.

Gegen Abend sahen wir, einige Stunden vor der kleinen Reichsstadt Ravensburg, hohe Gipfel schweizerischer Gebürge in trüber Ferne.

Als wir uns heute früh aus den Weinbergen vor Ravensburg über das schöne Thal, welches zur rechten Seite liegt, erhoben, sahen wir jenseit des Bodensees die Bregenzer Gebürge, und hinter diesen die viel höheren Gipfel ferner Schneegebürge. Dieser Anblick überraschte mich, wiewohl ich die höchsten Berge der ganzen Schweiz schon kannte, dennoch so sehr, daß ich einigemal zweifelte, ob ich nicht Wolken für Berge ansehe. So sehr bleibt selbst die Erinnerung hinter diesen großen Naturschönheiten zurück! Wir wechsel=

ten Pferde in Tetnang, einer österreichischen Herrschaft, deren Gegend es verdiente, einige Zeit Angelica Kaufmann zu beherbergen. Diese große Malerinn ist aus einem Städtchen im Bregenzer Walde, welches, großer Freiheiten genießend, unter österreichischem Schutze steht, gebürtig. Von Tetnang fuhren wir durch Waldungen und Wiesen. Plötzlich öffnete sich die Aussicht. Wir sahen den Bodensee neben uns in abnehmender Entfernung, die Bregenzer Berge, die mit ewigem Schnee gekränzten Gipfel der Tiroler, Appenzeller und Glarner Gebürge. Wir fuhren in einem ununterbrochnen Wein- und Obstgarten, und genossen vor uns und zur rechten Seite des Anblicks auf herzerhebende, herzerfreuende Aussichten. Dieser Anblick ward noch erhöhet durch jenen Strahlenschleier, mit welchem die Vormittagssonne die Gegenden umzog, einem lichten Schleier, von welchem sich niemand einen Begriff machen kann, der nicht große Landseen von Bergen umgeben, der die Schweiz nicht gesehen hat. Die Hellung des besonnten Sees, der Schneegipfel und weißen Wolken, ward erhöhet durch die nächtlichen Schatten sich vertiefender Thäler und Klüfte. Immer näher kamen wir dem schönen See, und fuhren endlich über die gegen dreihundert und funfzig Schritt lange Brücke, welche das zierlich gebauete freie Reichsstädtchen Lindau mit dem festen Lande verbindet.

Diesen Nachmittag fuhren wir auf dem Bodensee, dem größten unsers Vaterlandes, und gewiß ei-

nem der schönsten in Europa. Unser Wirth führte uns zu einem Bürgermeister dieser kleinen Republik, aus dessen Landhause wir den ganzen See übersehen konnten. Von fernher emporragenden Gipfeln der Gebürge von Tirol, Appenzell und Glarus, sahen wir bis hin zur würtembergischen Felsenfestung Hohentwiel. In diesem Landhause verweilte Mylord Baltimore einige Monate, nachdem er den größten Theil der Welt gesehen hatte. Er hielt sich ein eigen Schiffchen, und fand vielleicht hier, in den Armen der großen schönen Natur, mehr wahren Genuß als ihm seine weiten Reisen vergönnt hatten.

Spät in der Dämmerung gingen wir die Brücke auf und ab, zauberten in Gedanken unsre und unsrer Freunde Wohnungen hin an die Ufer dieses Sees, und beschlossen, wofern der Wind uns begünstigen würde, morgen nach Constanz zu segeln.

Dort werden wir einige Tage verweilen, denn, wie ich neulich im schönen Neckarthale bei Eßlingen sang:

Wo ich als ein Pilger walle,
Säumet gern und oft mein Fuß,
Denn in der Erinnrung Halle
Trag' ich fliehenden Genuß;
Dieser Tempel ist mir heilig,
Und die Muse pfleget sein;

Sei der Sohn der Sorge eilig,
Mit der Freude Thräne weil' ich
Vor des Heiligthumes Schrein.

Meiner Jugend Blume blühet
Dort am Morgenthau noch frisch,
Reif von Mittagssonnen glühet
Süße Frucht auf meinem Tisch;
Denn die immer jungen Horen
Wollen mir gewogen seyn,
Als die Mutter mich geboren,
Sangen sie vor zarten Ohren
Ahnendes Gefühl mir ein.

Wie Aprilgewölk den blauen
Himmel birget und enthüllt,
Also ward von Wonn' und Grauen
Da mein junges Herz erfüllt.
Wie die Götter gehn und kommen,
Unsichtbar dem äußern Sinn,
Ungesehn, doch wahrgenommen,
Blickten scheidend auch die frommen
Horen auf den Knaben hin.

Und da trat an meine Wiege
Eine junge Muse hin,
Wo ich geh' und wo ich liege,
Schwebt sie her und schwebt sie hin;

Ist ein wunderbares Mädchen,
Kommt und gehet wie sie will,
Sitzt an ihrem Zauberrädchen,
Spinnet zarte, goldne Fädchen,
Aber selten sitzt sie still.

Frei, doch häuslich wie ein Täubchen,
Fleugt sie aus und fleugt sie ein,
Trug mir manches grüne Läubchen
In des Lebens Arch' hinein;
Fügte, als ich einsam weinen
Wollte, sich in meinen Sinn,
Um mir wieder zu erscheinen;
Und als Engel trat vor meinen
Trüben Blick sie freundlich hin.

Bleib' bei mir in meinem Leben,
Himmelskind, verlaß mich nicht!
Wollest freundlich mich umschweben
Wenn mein Herz im Tode bricht!
Höre, was ich noch verlange!
Dann noch flüstre mir in's Ohr,
Daß in heil'gem Schwanensange,
Mit der Flügel Silberklange,
Meine Seele steig' empor!

Zehnter Brief.

Constanz, oder Kostnitz, den 24sten August 1791.

Vorgestern weckte man uns in Lindau mit der Nachricht, daß der Wind zur Ueberfahrt nicht günstig wäre. Wir reiseten daher zu Lande bis Mörsburg, welches zehn Stunden weit von Lindau, auch am Ufer des Bodensees liegt. Da die Arge, ein Fluß, der sich in den See ergießt, hoch angeschwollen war, mußten wir einen kleinen Umweg fahren, und verloren oft den See aus dem Gesichte. Oft aber überraschte uns sein Anblick. Die hehren Gebürge der schweizerischen Seite sahen wir allezeit. Wir fuhren immer unter großen Obstbäumen, oft neben Waldungen von Tannen und von Laubholz. Wo der Weg uns hoch führte, da sahen wir immer unter uns im Thal am See Weinberge, Obst- oder Wallnußbäume. Die Barbaritzenbüsche mit ihren rothen Beeren, welche wir nur in Gärten sehen, und der schöne lillafarbene Krokos wachsen hier wild. Auch die giftige Pflanze, welche man die Wolfskirsche nennet.

Du weißt, daß ich kein Botanist bin, ich liebe aber die Pflanzen mit Leidenschaft, und es macht mir

jedesmal große Freude, wenn ich neue Arten sehe, oder wenn ich diejenigen wildwachsend finde, welche wir in den nördlichen Provinzen Deutschlands sorgfältig pflegen müssen. Schon auf der Reise von Münster nach Pempelfort sahen wir die hohe rothe Fingerhutblume (digitalis). Bei uns blühet sie nur in Gärten.

Im Reichsstädtchen Buchhorn wechselten wir Pferde und fuhren längs dem See nach Mörsburg, dem Sitze des Bischofs von Constanz.

Von Mörsburg ließen wir uns über den See nach Constanz rudern. Da der Wind nicht günstig war, brachten wir drei sehr angenehme Stunden auf der Ueberfahrt zu. Ich möchte dir gern, in so fern das möglich, einen Begriff von den Schönheiten des Bodensees geben. Seine Größe, welche sich in der Länge auf siebzehn, und in der Breite auf drei, auch vier und fünf Stunden erstreckt, der hellgrüne Glanz seiner durchsichtigen Wellen, und die Mannigfaltigkeit seiner Ufer, geben ihm Schönheiten, welche man selten in der Natur so vereinigt findet. Das sanft sich erhebende, fruchtbare schwäbische Ufer pranget mit drei Reichsstädtchen, Lindau, Buchhorn und Ueberlingen, mit dem Städtchen Mörsburg, mit verschiednen Abteien und Klöstern, mit Flecken und Dörfern.

Seine südöstliche Ründung umgürten die Tiroler Berge, welche kaum dem Städtchen Bregenz einen schmalen Erdsaum, in der Form eines halben Mon-

des lassen. Zu beiden Seiten des Städtchens setzen sie ihren Fuß in den tiefen See, und hüllen ihre Häupter in Wolken.

Steiler als das schwäbische erhebt sich das vollbewohnte schweizerische Ufer. Hinter ihm thürmen sich stufenweise drei Ordnungen von Bergen. Gegen einander starren, wie in Schlachtordnung, die vielfach gereihten Bergketten der Schweizerkantone, und des tirolischen Gebürges. Das Geschütz des Himmels ruhet drohend auf ihren umwölkten Rücken. Diese Berge bilden das Rheinthal, aus welchem der schönste von Deutschlands Flüssen sich in den See ergießt, um mit geläuterten Wellen wieder hervor zu strömen. Schrecklich starret empor der Alpstein, ein Felsengebürge des Kantons Appenzell. Hie und da ist er mit Schnee bedeckt, oft raget er aus schimmerndem Gewölk hervor, ist selten ganz entblößt von Wolken. Doch erheben sich hinter ihm höhere Gebürge des Kantons Glarus, in kühner Zeichnung, mit schroffen Gipfeln. Schon der Alpstein schreckt und ergötzt die Phantasie. Wenn sie den Flügel wieder senken wollte, so würde die höhere Gebürgreihe sie wieder aufrufen. Diese verbirgt die noch höheren himmeltragenden Schneegebürge, welche man auf dem Bodensee nicht sieht.

Sähe man auch die, so weiß ich nicht, ob ich nicht diesem See den Preis vor allen Seen der Schweiz geben würde.

Ich sage vor allen, denn als ich vor sechszehn Jahren mit meinem Bruder und Haugwiz die dreizehn Kantone, Graubünden, die welschen Vogteien, das Walliserland, Neufchatel und (das kleine Mühlhausen ausgenommen, welches vom Elsaß umzingelt wird) alle mit den Kantonen verbündete Länder zu Fuß durchreisete, da besuchten wir alle vorzüglichen Seen dieses herrlichen Landes, vier und zwanzig an der Zahl.

Die nordwestliche Seite des Bodensees wird durch eine breite Erdzunge in zwei Theile getheilt, welche durch die Namen des Zellersees und des Ueberlingersees (nach dem Städtchen Ratolfszell, oder Zell, und dem Reichsstädtchen Ueberlingen) als besondre Seen unterschieden werden, wiewohl sie Theile des Bodensees sind, mit welchem doch der Zellersee nur durch den Rhein zusammenhanget. Jeder dieser kleinen Seen ist mit einer Insel geschmückt.

Gestern Nachmittag fuhren wir am schweizerischen Ufer, welches nur eine Viertelstunde vom Thor entfernt ist, einen Weg von zwei Stunden längs dem Zellersee, und ließen uns übersetzen auf das schwäbische Inselchen Reichenau. Hier ist eine reiche Benedictiner-Abtei, welche dem Bischof von Constanz untergeordnet ist. Sie rühmet sich ihres Alterthums, der Ehre, die Leiche Karl des Dicken zu besitzen, vieler Reliquien und eines Smaragds, welcher eine Elle lang, etwa eine halbe breit ist und an Gewicht neun

und zwanzig Pfund schwer seyn soll. Die Mönche sagen, er sei ein Geschenk von Karl dem Großen. Ob dieser vorgegebne Smaragd ein Stück grünes Glas, ein Glasfluß, oder Flußspath sei, mögen Naturkündiger entscheiden. Ich werde eben so leicht an der Reliquien, als an des Steines Aechtheit glauben. Wiewohl dem Mönch, der uns umherführte, diese nicht so gewiß als jene schien, sprach er dennoch mit ehrfurchtvollerem Staunen vom Stein als selbst von den Reliquien. Er äußerte einen Argwohn über den Adel des Smaragds, wollte aber doch — so unwissend war er — Spuren der Muschel, in welcher seiner Meinung nach Smaragde erzeugt würden, entdecken, und schätzte dieses Kleinods Werth auf drei Millionen. Er klagte gleichwohl über die Armuth des Klosters. Wir verließen ihn sobald als möglich, und gingen durch Obstbäume und Reben auf einen hohen Ort, von welchem man eine herrliche Aussicht übersicht. Der Reichenauer Wein wird gerühmt als der beste am Bodensee.

Von der Insel ließen wir uns übersetzen an den Arenenberg, der auf dem Ufer der schweizerischen Landvogtei Thurgau steht, welche den acht alten Kantonen gehört. Dieser Berg ist nicht hoch, aber anmuthig durch seine Waldung von Buchen, seine Quelle, die einem Felsen entspringt, und durch seine schöne Aussicht. Wir übersahen bei Sonnenuntergang den Zellersee und die Reichenau.

hätten die Felsenfestung Hohentwiel, zwei österreichische Berge und die Weingärten der Insel uns nicht der Täuschung entrissen, und hinge die Insel mit dem festen Lande zusammen, so hätten wir uns an den Plönersee in Holstein versetzt glauben können.

Der Besitzer des Berges und des Hauses, das auf seinem Gipfel steht, ist ein kaiserlicher Major, der die Feldzüge des siebenjährigen Krieges gemacht hat und nun im Schooße der freien Schweiz ausruhet. Er war nicht zu Hause. Die freundliche Art, mit welcher sein Gesinde uns einlud, aus den Fenstern des Hauses die Aussicht zu sehen; mit welcher man uns die Quelle zeigte, und uns Obst anbot, bürget für die Gastfreiheit des Herrn von Streng.

Heute Vormittag gingen wir in's Concilienhaus, wo noch die Lehnstühle gezeigt werden, auf welchen Kaiser Sigismund und Papst Martin der Fünfte, aus dem Hause Colonna, saßen. Wir besuchten dann die Stätte, wo 1415 Johann Huß, und zwei Jahre später sein Anfangs furchtsamer, dann gleich ihm heldenmüthiger Freund Hieronymus von Prag, nachdem sie vor den Fürsten und Geistlichen der Christenheit ein gutes Bekenntniß abgelegt hatten, verbrannt wurden. Auf dem Rückwege sahen wir an einem Hause das Bild von Johann Huß in Stein gehauen, mit der Jahrszahl 1415. Vermuthlich hat er in diesem Hause gewohnt, als er auf des Kaisers freies Geleite nach Constanz gekommen war.

Es ist ein edles Bild. Weisheit und Liebe strahlen aus dem himmelwärts gerichteten Auge. Nicht der mindeste Trotz, aber sanfte Freimuth, mit welchem er vor den Hohen der Erde und im Anblick des Scheiterhaufens erklärte, daß er der Wahrheit getreu seyn wollte bis in den Tod, ruhet auf der Stirne. Stiller Gram über den Verfall der Kirche zu seiner Zeit, scheint seine Wangen in Falten zu legen, und auf diesen Lippen, wie sie sich im steinernen Bilde zeigen, konnte leicht die heitre Laune schweben, welche noch auf dem Scheiterhaufen unbefangen blieb, als er am Pfahl gebunden, schon von Flammen umgeben, mit himmlischer Milde dem alten Mütterchen, das einen Span hinzuwarf, um Antheil an der Hinrichtung des Ketzers zu nehmen, lächelnd zurief: "o sancta simplicitas!" (O heilige Einfalt!)

Constanz, oder Kostnitz, ist eine der ältesten Städte von Deutschland. Es war eine freie Reichsstadt, hatte mit den Herzogen von Oestreich Verträge errichtet, war oft von den Eidgenossen aufgefordert worden, mit in ihren Bund zu treten, und errichtete noch ein Bündniß mit Kaiser Maximilian. Diese Stadt, in welcher Huß und Hieronymus von Prag als Ketzer verbrannt worden, war eine der ersten, welche sich hundert Jahre später für Luther's Lehre erklärten.

Schon im Jahre 1519, also zwei Jahre, nachdem Luther gegen den Ablaß gepredigt hatte, ward die

geläuterte Religion hier gelehret. Unter dem Vorwande, daß es sich dem verfänglichen Interim widersetzt hätte, ward Constanz im Jahre 1546 in die Reichsacht erklärt und mit Krieg überzogen. Diese Stadt wandte sich an Karl des Fünften Bruder, den Erzherzog Ferdinand, und übergab sich, mit Vorbehalt ihrer Freiheiten und Privilegien im Jahre 1548 an das Erzhaus Oestreich. Der Bann ward aufgehoben, man schmeichelte ihr mit vollkommener Aussöhnung; dennoch nahm Ferdinand im Namen seines Bruders das Jahr nachher Besitz von ihr, und die Bürger mußten dem Erzhause huldigen. Zwar verwandte sich das Reich für die Stadt, und die schwäbischen Stände protestirten laut gegen des Kaisers Verfahren, aber nach manchen falschen Vorspiegelungen ertrotzte doch der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg, im Jahre 1559, die Genehmigung der Stände zur Erhaltung dieses ihm wichtigen Besitzes. Die Protestanten flüchteten nach und nach, und die Stadt, welche schon seit der Zeit des vierjährigen Conciliums, während dessen sie sich in große Unkosten gestürzt, und ihren Handel vernachlässiget, dann durch Unruhen viel gelitten hatte, verfiel nach dem Verlust ihrer Freiheit immer mehr und mehr.

Diesen Nachmittag fuhren wir nach der Insel Meinau. Sie liegt eine starke Stunde von hier, zwischen dem eigentlichen Bodensee und dem Ueberlingersee, sechshundert Schritte weit vom Ufer, und

ist noch anmuthiger als die Reichenau. Ziemlich steil erhebt sie sich, wie ein kleiner Berg, aus den Wellen, und ist mit Bäumen an ihren Ufern, mit wechselnden Weinbergen und Aeckern geschmückt. Man übersieht einen großen Theil des Bodensees; wo dieser durch seine Krümmung sich dem Aug' entzieht, da zeigen sich die Gebürge seiner Ufer.

Der schroffe Alpenstein schien seiner Höhe wegen, hier wie in Lindau, grade gegen uns über sich zu thürmen. Da ein sanfter Wind von der Insel her zu wehen begann, schien der See in der Entfernung weiß und glatt wie ein Spiegel, und nahe am Ufer kräuselten sich seine grünen Fluthen. Dieses Inselchen vereiniget alles, was man wünschen darf. Der Wunsch, hier mit den entfernten Unsrigen leben zu können, ward bis zur Sehnsucht lebhaft. —

— Illic vivere vellem,
Oblitus stultorum, obliviscendus et illis!

— Hier möcht' ich leben, der Narren
Immer uneingedenk, und von den Narren vergessen!

Das oblitus meorum des Horaz (uneingedenk der Meinigen) hat mir nie in den Sinn gewollt, und ich bin versichert, daß der liebenswürdige Dichter, der das nur in einem finstern Augenblick sagen konnte, meine Lesart genehmigen würde.

Auf dem Rückwege, da wir auf dem langen Stege, welcher die Insel mit dem festen Lande verbindet, die Sonne hinter dem waldigen Ufer des

Ueberlingersees untergehn sahen, blickten wir oft in den großen See hinein. Der Alpenstein glühte vom Abendroth, mit mattem Golde schimmerten die Gebürge von Glarus, die Tiroler Berge schatteten sich zum trüben Grau, in den Thälern herrschte schon die Nacht.

Nach und nach schwanden die minder hohen Gebürge. Höhere Gipfel schienen wie Riesenphantome in der Luft des Horizonts zu schweben. Wir nahmen Abschied vom See und von den Bergen seiner Ufer, mit denen wir vier Tage gelebt hatten.

Ich bin versichert, daß eine sanfte Sehnsucht wie diese wohlthätig für das Herz sei. Der junge Vogel im Neste schlägt mit den Flügeln, ehe er den Flug in's Freie wagt. Auch wir sind hienieden nur im Neste, aber himmlischer Aether ist vor unserm Blick, und die Sehnsucht schlägt mit den Flügeln.

O, wie sehnt die gebundene
Psyche schmachtend sich hier! schlägt mit den Fittigen,
Aengstet hoffend sich, weint, lächelt, empfindet es,
Daß ihr Wissen nur Ahnung,
Ihre Wonne nur Sehnsucht sei!

Elfter Brief.

Zürich, den 26sten August 1791.

Vorgestern früh mit Sonnenaufgang fuhren wir über die Rheinbrücke von Constanz. Heller als in den vorigen Tagen hoben sich die Berge, auch die entferntesten. Die Schwaben und Schweizer sagen alsdann, das Gebürge öffne sich, und erwarten Regen oder Gewitter. Am Zellersee hinfahrend übersahen wir alle Gebürge, die den ganzen Bodensee kränzen, von dem einige Stunden weit vor uns liegenden drei einzelnen Bergen, Hohentwiel, Hohnkreg und Hohenstoffel, bis zu den entferntesten Gebürgen des Tirol. Sehr hell sahen wir auch eine Kette von Schneegebürgen. Man sagte uns, sie lägen im welschen Bünden. Der Richtung nach schien es mir, daß sie jenseit des Sees der vier Waldstädte, im Kanton Lucern, oder im Kanton Uri lägen. Die hohe würtembergische Feste Hohentwiel, ließen wir auf unsrer Fahrt nach Schaffhausen hart am Wege liegen. Auch in ihr, wie in der von Hohenasperg werden Gefangne bewahrt.

Etwa eine Stunde vor Schaffhausen sahen wir den Rhein im Thale, zwischen waldigen Ufern und

stark rauschend mit smaragdgrünen durchsichtigen Wogen, lauter wie Wein, nach seinem Bade im Bodensee. Die Höhe eines Berges im Walde über diesen Strom trennet das deutsche Reich, nicht Deutschland, eine halbe Stunde vor Schaffhausen, von der Schweiz. Nicht Deutschland!

Nein, bei den heiligen Fluthen des Rheins, der im Gebürge freier Brüder entspringt, und durch Ebnen freier Bataver sich in's Meer ergeußt! Unsre Brüder im Gebürge, unsre Brüder in der Ebne, waren nie deutscher, als da sie das Joch der Tyrannei von sich abwarfen! Wir sehen mit Ehrfurcht auf sie, aber auch sie wollen nicht vergessen, daß sie Deutsche sind! Wir schauen mit Ehrfurcht in die grauen Thäler ihrer Vorzeit zurück, mit Hoffnung mögen sie auf die noch umwölkten Berge unsrer Zukunft blicken.

Hie und da, wann und wo es ersprießlich seyn wird, mag das Gebürge dereinst sich öffnen, Ungewitter weissagen und Fruchtbarkeit. Nur müsse nie der Deutsche, dem Franzosen gleich, die wilde Flamme des Mordbrenners für Feuer des Himmels halten! Er müsse nie, lechzende Auen zu tränken, das Land mit einer Sündfluth überschwemmen!

Nahe bei Schaffhausen ist der Rhein sehr reißend und rauschet über Felsen. In frühen Zeiten schon standen hier Häuser, in welche Waaren gelegt wurden, die von den höheren Gegenden, Bünden, Lindau, Constanz ꝛc. mit dem Strom gekommen waren, und

wegen des nahen Rheinfalls hier ausgeladen wurden. Diese Häuser gaben nachher der Stadt ihren Namen. Denn in schweizerischer, schwäbischer und österreichischer Mundart bedeutet das Wort schaffen handeln, kaufen und verkaufen. Am Nachmittag besuchten wir den Rheinfall. Wie könnte ich dir den beschreiben! Er läßt jede Beschreibung weit hinter sich, jede Vorstellung, selbst die Erinnerung. Ich sah ihn zum drittenmal, aber mit eben dem Staunen, mit welchem ich ihn das erstemal gesehen hatte. Er überraschte den Mann, wie er den Jüngling überrascht hatte.

Ich scheine dir etwas zu sagen, und ich sage dir nichts, wenn ich dir erzähle, wie der breite Strom zwischen hohen Felsen, die mit Laubholz bewachsen sind, in einer ungeheuren Schaummasse, durch welche hie und da die grüne Farbe der gewölbten Fluthen schimmert, mit betäubendem Getös' und fliegendem Ungestüm, tief herunterstürze, wie drei in ungleicher Entfernung mitten aus seinem Wasserfall vorragende, mit immer erschüttertem Gebüsch belaubte Felsen, ihm, nicht ungestraft, sondern ausgehöhlet und durchlöchert, entgegen starren, seinen Sturz theilend und verherrlichend. Auf dem minder hohen Felsenufer, zur rechten Seite des Wasserfalls steht im Schaffhausner Gebiet eine Drahtmühle; gegenüber, im Gebiet des Kantons Zürich steht das Schloß Laufen auf einem viel höhern Felsen. Zuerst zeigt man Frem-

den den Rheinfall von der Seite der Drahtmühle, wo die Erwartung schon sehr überrascht, wo schon der Hinstaunende freudig geschreckt wird. Dann führt man ihn einen schmalen krummen Pfad, unter Bergen am geründeten Becken des Stromes hin, bis er, gerade dem Rheinfall gegenüber stehend, gewahr wird, daß die Katarakte, welche er eben anstaunte, nur zwischen dem Ufer und einem Felsen, der mitten aus dem Strom sich emporthürmt, gebildet werde, und etwa den fünften Theil des Wasserfalls ausmache.

Hier sieht er den ganzen Strom, zwischen den Felsenufern und drei verinselten Klippen gedränget, herunterstürzen. In einem schmalen Nachen wird man dann unten, der Katarakte vorbei, auf tanzenden Wogen, hinüber gebracht nach der Zürcher Seite. Hier ist unter dem Schlosse Laufen ein Gerüst bis in den Wasserfall hinein gebaut. Vor einem Thürchen, dessen Schlüssel im Laufner Schloß verwahrt wird, stehst du ein Weilchen und hörst mit Ungeduld den Donner des Stroms bis das Thürchen geöffnet wird, und du nun unmittelbar an dem stürzenden Strom stehst. Hier ergreift dich das mächtigste Staunen, es ist dir, als müßtest du hinunter gewirbelt werden in die Tiefe. Von der Eile, von der Kraft der stürzenden Wogen kannst du dir keinen Begriff machen. Als der Dichter Lenz hier stand, fiel er auf die Kniee, und rief aus: Hier ist eine Wasserhölle!

Die mit Eile des Blitzes herunter geschmetterten Fluthen sprützen hoch auf. Ein Nebel, dick und weiß wie der Rauch aus Schmelzhütten, verhüllet die Gegend; weit umher beben und träufeln alle Büsche der felsigen Ufer. Bei Sonnenschein spielen Farben des Regenbogens im Schaum und im aufsteigenden Nebel.

Kein Schauspiel der Natur hat mich je so ergriffen. Meiner Sophie wankten die Kniee, und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem Strom, welcher auch dadurch, daß er die andern Gegenstände in aufsprützende Nebel hüllet, der einzige Gegenstand des Auges wird. Graunvolles, doch seliges Staunen, hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar das praesens numen (gegenwärtig wirkende Gottheit). Mit dem Gedanken an die geoffenbarte Macht und Herrlichkeit Gottes, wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir als ginge die Herrlichkeit des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinsinken auf's Angesicht, und ausrufen: Herr Herr Gott, barmherzig und gnädig!

Wir waren schon ziemlich weit auf dem Rückwege, ehe wir unser Stillschweigen unterbrachen. Und nur als wir uns abgekühlt fühlten von der Empfindung Gluth, warfen wir im Geist einen flüchtigen Seitenblick auf den Weltweisen, welcher den Rheinfall sehen, und mit kalter Bedächtlichkeit fragen konnte:

wozu er nütze? Ein Weltweiser beantwortet so vieles, was ein Weiser nicht beantwortet; mag er denn auch fragen wie ein Weiser nicht fragen würde.

Der Mensch lebet nicht von Brod allein, mein Herr! Wenn Sie für höhere Bedürfnisse, für erschütternde Wonne bei'm Anblick der größten Natur keinen Sinn haben, so versöhne Sie die nützliche Drahtmühle mit einer der herrlichsten Naturerscheinungen.

Gestern Morgen verreiseten wir aus Schaffhausen. Diese Stadt ward erst im Jahre 1501 in den Bund der Eidgenossen aufgenommen. Sie war vorher eine Reichsstadt, deren Bürger sich jederzeit muthig und eifernd für die Freiheit gezeigt haben. Die Verfassung ist vermischt aus der aristokratischen und demokratischen.

Johannes Müller, der große Geschichtschreiber der Eidgenossen, welcher mit Adel des Gefühls und hellem Geistesblick eine seltne Stärke der Schreibart verbindet, ist ein geborner Bürger von Schaffhausen. Sparsam mit Worten, originell im Ausdruck und in Wendungen, belohnet er mit reingedachter Inhaltsfülle den Leser selbst dann reichlich, wenn dieser der gedrängten Periode auch nicht immer schnell mit dem Kopfe folgen kann. Bei Schriftstellern von solchem Werthe würde mir, wenn ich für meine schriftstellerischen Sünden zum Recensiren und Kritisiren verdammet wäre, die Feder aus der Hand fallen.

Der selbst in Rom sehr hochgeschätzte Bildhauer Trippel ist auch ein Bürger von Schaffhausen.

Ehe wir gestern Morgen verreiseten, besuchten wir noch einmal den Rheinfall, und wurden abermals überrascht von des Schauspiels Größe. Es ist wirklich von der Art, daß es, je öfter man es sieht, desto stärker würkt.

Den Mittag kamen wir nach Eglissau. Dieses Municipalstädtchen des Kantons Zürich liegt in einem schmalen Thal an beiden Seiten des Rheins, welcher aus engen Felsenufern sich in einer Krümmung hervorwindet, dann gerade fort zwischen belaubten Felsen und Bergen rauschend, seine grünen, lautern Fluthen wälzet, und in einer andern Krümmung sich wieder zwischen Felsen dem Aug' entzieht. Dieses Städtchen ist von außerordentlicher Anmuth durch seine Lage. Seine Häuser zeugen vom Wohlstande der Freiheit. Die ganze Abgabe der Municipalbürger besteht, außer einem unbeträchtlichen Grundzins, im Zehnten ihres Getreides und Weines. Der Zehnte beträgt jedesmal wirklich den zehnten Theil des Ertrages, und wird in natura geliefert. Dieser Zehnte wird den Pfarrern und öffentlichen Dienern der Stadt wieder angewiesen. Es ist ursprünglich der Kirchzehente, welcher bei der Reformation eingezogen ward, indem die Obrigkeit die Versorgung der Pfarrer und Schullehrer dafür übernahm.

Eben die Spuren des Wohlstandes, welche du in den Städten findest, siehst du auf dem Lande. In

geräumlichen, netten und lichten Häusern wohnt das wohlgenährte, wohlgekleidete, arbeitsame, frohe Volk. Seine Aecker werden mit Fleiß wie Gärten gebauet, und machen einen desto mehr auffallenden Kontrast mit den wilden Schönheiten der sie rings umgebenden Natur. Ehe wir's erwarteten, sahen wir im fruchtbaren Thal die anmuthige Stadt Zürich vor uns liegen, den Strom der Limmat und den Zürcher See. Aus den Fenstern unsers Gasthofs sahen wir die Limmat sich aus dem See ergießen. Jenseit des Sees erheben sich hinter zwiefachen Bergketten noch höhere Gebürge.

Zwölfter Brief.

Zürich, den 2ten September 1791.

Wir sind nun acht Tage hier gewesen, und wie manches hätte ich dir von diesen acht Tagen zu erzählen! Nach einer Trennung von sechszehn Jahren sehe ich nun unsre Freunde, Lavater, Heß, Pfenninger! finde sie ganz so, wie sie waren! Nein, nicht ganz so! Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahre des Lebens. Die Zeit, Gedanken und Empfindungen haben ihre Furchen auf dem Gesicht unsers Lavaters gezogen. Er hat um mehr als um sechszehn Jahre gealtert. Aber die ewige Jugend seines Geistes und Herzens, seine herzliche Freundlichkeit, seine Laune, seine Heiterkeit, sind noch dieselben. Die Neckereien seiner Feinde haben ihn nicht angefochten, haben nicht den festen und frohen Glauben an reine Menschheit bei ihm geschwächt, welcher immer einer seiner eigenthümlichsten Charakterzüge war.

Daß wir unsre Freunde so viel sehen als ihre Geschäfte erlauben, bedarf ich nicht dir zu sagen.

Mündlich mehr von ihnen. Ihre Namen werden oft in unsern Unterredungen tönen, und manche Abendstunde vor deinem ländlichen Kamin beleben. *)

Gleich am Tage nach unsrer Ankunft führte Lavater uns auf einen öffentlichen Spaziergang, welcher erst seit einigen Jahren an der südöstlichen Seite der Stadt angelegt worden. Hohe, terrassirte Gänge, die, sich sanft erhebend, mannigfaltige Aussichten auf den See und auf Berge zeigen, gewähren nun den Zürchern, welche ohnehin durch ihre Lage am See, an der Limmat und an der Siel reich an anmuthigen Spaziergängen sind, eine neue Ergötzung. Große, zum Nutzen oder auch zur Freude der Bürger verwandte Ausgaben, charakterisiren ein freies Volk. Der geistreiche Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie, dessen Bemerkungen so fein und treffend sind, behauptet, vom Steinpflaster einer Stadt auf ihre Regierungsform schließen zu können.

---

*) Der seelige Pfenninger ging damals in sein vier und vierzigstes Jahr. Wiewohl er sich in seinen Schriften ohne irgend eine schriftstellerische Anmaßung und Rücksicht zeigt, wären doch seine Predigten über seine Schriften, sein geistvoller Umgang über seine Predigten. Als ich ein Jüngling war, verehrte ich seinen ernsten Eifer. Da ich als Mann ihn wiedersah, konnte ich mich nicht genug freuen über seine jugendliche Heiterkeit, über die frohe Laune, über des edlen Mannes kindliche Unbefangenheit, über die Liebe seines reinen Herzens.

Natürlich ist es, daß freie Bürger für ihre Gemächlichkeit wie für ihre Freude sorgen. Wo Einer oder Wenige regieren, da würden diese Wenigen oder der Eine gerecht und weise handeln, wenn sie nicht nur für die Bedürfnisse, sondern auch für das Vergnügen Aller sorgten. Ein stehendes Heer, ein glänzender Hof, tausend Ausgaben einer nie befriedigten Phantasie, oder einer noch kostbareren eitlen Ueppigkeit, erschöpfen in manchen Monarchien die Schätze verarmender Länder, ohne etwas zum Glück der Unterthanen beizutragen. Mit dem Bache, welcher die Auen des Landmanns tränkte, und nun geheißen wird aus dem Rachen eines ehernen Drachen, oder aus den Brüsten einer marmornen Sirene zu springen, mit diesem Bache wird das Mark des Landes in einen Fürstengarten geleitet, dessen Zugang dem Bürger, der die Last der theuren Anlage tragen mußte, verwehrt ist.

In diesen Ländern, wo die Abgaben so gering sind, ist dennoch der Staat reich. Dieser Spaziergang hat über hunderttausend Gulden gekostet. Eine weise Regierung berechnet auch den Vortheil, welcher den armen Taglöhner durch solche Arbeiten zu Theil wird. Der Zürcher Staat ist reich durch weise Oeconomie. Er verwendet große Summen zum Wohl des Landes. Die öffentlichen Anstalten und Gebäude sind der Würde eines edlen Freistaats werth. Patriotische Einfalt schmückt den bescheidnen Wohlstand der glücklichen

Bürger. In Absicht auf die Stadt ist die Verfassung diejenige, welche die Alten aristokratisch nannten, und welche von den Neuern fast immer mit der Demokratie verwechselt wird. Jeder Bürger hat gleiche Rechte, und die Ausübung der Regierungsgeschäfte wird gewählten Männern, welche der andern Wahl für die fähigsten erklärt, anvertraut. In Absicht auf das Gebiet ist die Verfassung die oligarchische, (Regierung Weniger, welche die Neuern mit Unrecht Aristokratie nennen) denn die Landleute sind vom Antheil an der Regierung ausgeschlossen.

Die Bürgerschaft besteht aus dreizehn Zünften, einer adlichen und zwölf bürgerlichen. Aus jeder Zunft sitzen zwölf Männer im großen Rath. Dieser erwählt den kleinen Rath, der aus funfzig Männern besteht, und einen Theil des großen Raths ausmacht. Er hat mehr Ansehen als der große, und kann als ein engerer Ausschuß betrachtet werden. Nur die Hälfte dieses kleinen Raths verwaltet die Geschäfte dieses Kollegiums. Nach Verfließung eines halben Jahres löset die andre Hälfte die erste ab. So auch löset der zweite Bürgermeister nach Verlauf von sechs Monaten den ersten ab. Die Wahlen werden jährlich erneuert, aber die vorjährigen werden, nach einem alten Herkommen, immer wieder erwählt. Nur ein Verbrechen würde ein Mitglied aus dem großen Rathe stoßen können. Hingegen hat jeder, der im großen Rathe sitzet, das Recht darauf anzutragen, daß statt

eines oder mehrerer etwa mißfälliger Mitglieder vom kleinen Rath, andre erwählet werden. Geschicht ein solcher Antrag, so werden über diese neuen Wahlen die Stimmen gesammelt, und finden nur durch Mehrheit der Stimmen Statt. So viel Vertrauen setzet dieses Volk in den großen Rath, ein Vertrauen, ohne welches keine wahre Ruhe sich denken läßt. Da aber die vollziehende Macht dem kleinen Rath anvertrauet ward, so war es weise, die Mitglieder dieses kleineren, mächtigen Kollegiums alle Jahre der Prüfung des größeren zu unterwerfen. Bündnisse, Krieg und Frieden hangen ab von der versammelten Bürgerschaft, doch kommt diese nicht zusammen, ohne vom Bürgermeister berufen zu werden. Ein wirklich freies Volk fühlet nicht das kitzelnde Bedürfniß, sich in jede Angelegenheit zu mengen, und weiß, daß zur Verwaltung öffentlicher Geschäfte eine Kunde gehöre, welche der fleißige Handwerker nicht erwerben kann. Diese Bescheidenheit, verbunden mit glücklicher Erfahrung eines ungestörten Glücks, erzeugte das Herkommen, nach welchem in der That die Mitglieder des großen Raths es Zeitlebens bleiben, wiewohl sie nur auf ein Jahr erwählt worden. Die jährliche Wahl ist also nur eine feierliche Bestätigung. Nichts stört die innere Ruhe eines Staates mehr als öftere Wahlen, wie der rechtschaffne Burke, einer der größten Staatsmänner unserer Zeit, in seiner vortrefflichen Schrift gegen die französische Verfassung, so gründlich gezeigt hat.

Das Stadtgericht entscheidet über Schuldensachen. Das Ehegericht besteht aus weltlichen und geistlichen Personen. Alle Prozesse andrer Art, zwischen Bürger und Bürger, kommen vor den kleinen Rath, von dessen Ausspruch an den großen Rath appellirt werden kann.

Zürich ist an Würde der erste Kanton, wiewohl Bern viel mächtiger ist. An Zürich, als den ersten und ausschreibenden Kanton, gelangen zuerst alle fremde Angelegenheiten. Alle Jahre werden vom Kanton Zürich Deputirte aller Kantone nach Frauenfeld, dem Hauptstädtchen der Landvogtei Thurgau, berufen. In der Mitte des Julius kommen sie zusammen, und bleiben sechs Wochen bei einander. Die aristokratischen Kantone (ich bediene mich hier der gewöhnlichen Benennung) senden den nicht regierenden Bürgermeister, einen Seckelmeister und einen Secretär. Die demokratischen den nicht regierenden Landammann. Der Bürgermeister von Zürich eröffnet die Versammlung, und hat den Vortrag. Zürich hat das Recht und die Pflicht, in jedem dringenden Fall eine solche Versammlung, welche Tagsatzung heißet, außerordentlich zu berufen. Dieses geschieht aber selten, da seit so langer Zeit tiefe Ruhe die Gefährtinn der schweizerischen Freiheit ist. *) In dieser ehrwürdigen Ver-

*) Ich schrieb dieses im Jahr 1791. Im folgenden Jahre ward die Tagsatzung dreimal veranstaltet, nicht wegen innerer Unruhen, sondern um zu rathschlagen, wie

sammlung, welche mit den Amphiktyonen in Griecherland verglichen werden könnte, werden alle wichtige Verhandlungen, welche die ganze Eidgenossenschaft betreffen, vorgenommen. Hier sucht man Zwistigkeiten, wenn sich solche zwischen Kantonen erhoben, beizulegen. Hier hört und entscheidet man die Klagen der gemeinschaftlichen Vogteien gegen die Landvögte. Diese Versammlung hat das Recht, Fremde als Schweizer aufzunehmen. So leicht dieses erhalten wird, so schwer, ja fast unmöglich ist es, Bürger eines Kantons zu werden. In Zürich wird im ersten Jahre jedes Jahrhunderts ein Fremder mit dem Bürgerrechte beehret, und des neuen Bürgers Nachkommen können erst nach hundert Jahren in den Rath kommen. Die Mitglieder des Raths sind jetzt alle von Geschlechtern, die seit dreihundert Jahren dieses Vorrecht genießen. Fast jeder Bürger von Zürich kann sich dieses Bürgeradels rühmen, da der neu aufgenommenen so wenig sind.

Das Land wird von Landvögten regiert, welche in öffentlichen Häusern wohnen, und vom Ertrag an-

man die schweizerischen Regimenter aus Frankreich heraus retten möchte, als die Franzosen das Berner Regiment Ernst schnöd' und treulos entwaffnet, und im August die Schweizergarde in Paris ermordet hatten. Da gemäßigte Vorstellungen nicht fruchteten, drohten die Schweizer sechszig tausend Mann in Frankreich einrücken zu lassen. Die Franzosen ließen die Schweizer ziehen.

gewiesener Ländereien leben. Der Rath hat immer ein offnes Ohr für die Klage jedes Bauern gegen seinen Landvogt. Bekannt ist die Geschichte, mit welcher Kühnheit Lavater als Jüngling, der Maler Fuesly und der seelige Felix Heß, einen Landvogt gerichtlich verfolgten, dessen Ungerechtigkeiten gegen das Volk ihren edlen Unwillen gereizet hatten. Der Beklagte war Eidam des regierenden Bürgermeisters. Aber nichts vermochte ihn zu schützen. Man weiß seitdem kein Beispiel von Zürcher Landvögten, welche sich Frevel dieser Art vermessen hätten.

Der Kirchenzehnte, welcher jedesmal aus dem zehnten Theile des würklichen Ertrages der Ernte und der Weinlese besteht, ist die einzige Abgabe, welche der Landmann von seinem Eigenthum entrichtet. Diesen Zehnten zieht der Staat und unterhält die Geistlichen. Kirchen sollen von den Gemeinen erbaut und unterhalten werden, doch beschenkt der Staat oft die Gemeinen, welche Kirchen bauen. Noch neulich wurden einer Gemeine zehntausend Gulden aus dem Schatz der Republik ausgezahlt. Drückender als diese unbeträchtlichen Abgaben, ist die Verbindlichkeit der Landleute, alle von ihnen verarbeitete Fabrikwaaren an Bürger der Stadt zu verkaufen.

Dieser Zwang drückt indessen mehr die reichen als die kleinen Fabrikanten, welche vielmehr, von jenen überflügelt, nicht würden aufkommen können, wenn sie nicht an den Krämern in der Stadt dieselben Käu-

fer für ihre Waaren fänden. Zum Handel mit Fremden würden doch nur die größere Kräfte haben.

Der Staat besitzt gewisse Domainen, deren Verpachtung seine Einnahme vergrößert. Die Bürger müssen von jeder in der Stadt verarbeiteten Fabrikwaare ein Procent bezahlen; eine Abgabe, welche nicht drückend ist, auf den Preis der Waare geschlagen, und also größtentheils vom fremden Käufer bezahlt wird. Diese geringen Einkünfte sind mehr als hinreichend in einem Lande, dessen öffentliche Diener keinen Gehalt nehmen, welches keine Soldaten unterhält, und dennoch über vierzigtausend geübte und gewaffnete Männer, also ohngefähr den fünften Theil des Heeres der ganzen Eidgenossenschaft, binnen vier und zwanzig Stunden in's Feld stellen kann.

Knaben werden schon in Waffen geübt. Jeden Sonntag Nachmittag übt sich die ganze Mannschaft. Keiner darf heirathen, ehe er eine Montirung und Gewehr, welches vorgezeigt und geprüft wird, aufweisen kann. Der Dienst in fremden Ländern giebt der friedlichen Schweiz erfahrne Krieger. In den demokratischen Kantonen läßt sich, außer dem Solde, den der Soldat behält, noch jeder Hausvater jährlich von Frankreich einen französischen großen Thaler bezahlen. Nicht so in den aristokratischen.

Vor einigen Jahren wollte die Landsgemeine des Kanton Schwyz ihre Bedingungen mit Frankreich auf eine trotzende Art erhöhen. Der Landammann Jützt,

ein weiser Mann, machte Vorstellungen dagegen. Die erzürnte Gemeine beschuldigte ihn der Bestechung. Es ward ihm eine Frist von acht Tagen gesetzt, binnen welcher er entweder hunderttausend Gulden, die nach den Köpfen vertheilt werden sollten, zu bezahlen, oder mit dem Leben zu büßen, verdammt ward. Er hatte Vermögen, aber weder war es hinlänglich, noch er Willens es ganz aufzuopfern. Am bestimmten Tag erschien er. Zu seiner Rechten lagen dreißigtausend Gulden, zur Linken Verschreibungen auf siebzigtausend Gulden. Ich bin bereit, sagte er, einen jeden Bürger zu befriedigen, welcher zu mir in mein Haus kommen und seinen Antheil heben will. Die meisten errötheten, wenige meldeten sich. Jüzt erlegte nur den dritten Theil der Geldbuße.

Der Kanton berief trotzig seine Bürger aus Frankreich zurück. Frankreich hielt sich nun, mit Recht, nicht mehr durch die vorigen Bedingungen gebunden, und die Schwyzer fanden sich glücklich, ihre Jugend unter minder vortheilhaften Bedingungen wieder nach Frankreich senden zu können. Jüzt lebt nun in Ansehen unter seinen Mitbürgern, welche wohl erkennen, daß ihm Unrecht widerfuhr. Solche despotische Weise zu verfahren ist überall möglich, wo die ausübende Gewalt von der gesetzgebenden nicht getrennt wird. Dieser beiden Vereinigung ist nirgends gefährlicher, als wenn sie im versammelten Volke Statt findet. Denn in ihm vereiniget sich zugleich die moralische

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Macht mit der physischen. Ein Tyrann muß vor dem Dolch, ein Senat vor Empörung zittern. Aber wen scheuet das Volk? Derjenige, sei er Gesetzgeber von Frankreich, oder Fischweib in Paris (denn wie oft theilten diese Erinnen mit jenen die oberste Gewalt, und in der That mit gleichem Rechte) derjenige, welcher es noch nicht weiß, daß jede Verfassung auf Aufopferung der physischen Kraft, welche der moralischen untergeordnet wird, beruhen muß, der hat noch am A B C der Politik zu lernen. Es ist genug, daß die physische Kraft, auch wenn sie ruhet, erwachen kann. Stehende Heere von Miethlingen legen ihr Fesseln an. Aber in den aristokratischen Kantonen, wo so wenig als in den demokratischen ein stehendes Heer genährt wird, (geschweige denn ein Heer von Miethlingen) und wo, wie in den demokratischen Kantonen, jeder Bürger gewaffnet ist, da sind die Rechte des Volks gegen Anmaßungen hinlänglich gesichert. Diese ruhende Macht des Volks würde der Freiheit jedes Einzelnen gefährlich werden, wenn nicht Einfalt der Sitten den kriegerischen Schweizer sanft und gerecht erhielt. Bloß dieser Sitteneinfalt, dieser Verehrung für alles was heilig ist, nicht ihrer äußerst fehlerhaften Verfassung verdanken die kleinen demokratischen Kantone ihr Glück und ihre Ruhe.

In ihrem militairischen Vertrage mit Frankreich haben die Schweizer ausgemacht, daß ihre Regimenter weder über den Rhein gegen Deutschland, noch

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

über das Meer in die entfernte Fremde geführt werden sollen. Als im siebenjährigen Kriege der Prinz von Soubise den Schweizern zumuthete mit dem französischen Heer über den Rhein zu gehen, widersetzte sich ihm Lochmann, Feldherr der Schweizer, Zürcher von Geburt. Soubise fragte zürnend: "Aber wozu nützen Sie uns denn?" Kalt erwiederte Lochmann: "Wir werden Ihren Rückzug decken." Soubise ließ die Schweizer von französischen Regimentern umzingeln, und zwang sie zum Uebergang des Rheins. Bei Roßbach blieben die Schweizer stehen, als schon lange die Franzosen liefen, und zogen sich erst zurück, als sehr viele der gesammten Mannschaft, und von Lochmanns Regiment zwei Drittel auf dem Wahlplatz lagen. Daß die Schweizer diese Gewaltthätigkeit der Franzosen nicht lauter gerügt, es nicht lauter gerügt haben, als ihre Landsleute nach Corsica gesandt wurden, gereichet diesem sonst so edlen Volke nicht zur Ehre.

Unter der Zürcher Miliz zeichnen sich vorzüglich die Jäger aus.

Dreizehnter Brief.

Zürich, den 3ten September 1791.

Am letzten Tage des vorigen Monats wurden wir von einer Freundinn zu einer Seefahrt eingeladen. Wir fuhren hinüber nach Kilchberg, welches auf einem Hügel an der westlichen Seite des Sees, eine Stunde von der Stadt liegt. Wir waren schon nahe bei Kilchberg, als wir Lavater am Ufer gehen sahen, welcher uns zu Fuße nachgekommen war. Wir nahmen ihn ein, und stiegen bald nachher am Fuße des Hügels aus. Ein Zufall hatte mich einige Schritte von der Gesellschaft entfernt. Ich ging allein, und ein alter Bauer, welcher seine glatte Scheitel, wegen eines Falles, den er gethan, mit Weinlaub bedeckt hatte, zog meine Aufmerksamkeit an sich. Er sah mir an, daß ich ein Fremder wäre, lächelte, und rief mir zu: "Gelte, min Herr, de Schwyz ischt wohl schön!" Ja wohl ist die Schweiz schön, antwortete ich ihm, aus vollem Herzen. "Gottlob!" rief er mir wieder zu, und begleitete diesen Zuruf mit einem frohen Nicken des Hauptes, daß ihm die silbernen Locken um die Schläfen wehten.

In Kilchberg besuchten wir Herrn Würts und seine Frau, ein liebenswürdiges Paar. Lavater war ganz in seiner originellen, freien und frohen Laune, und erhöhte dadurch unsre Freude. Von dem Hügel genossen wir einer herrlichen Aussicht, und gingen dann spazieren in einem freundlichen Buchenwäldchen am Ufer des Sees.

In der letzten Nacht war viel Schnee auf die entfernten Gebürge gefallen, besonders auf den hoch empor starrenden Tödiberg im Kanton Glarus. Auf der Rückfahrt sahen wir einen außerordentlich schönen Untergang der Sonne. Sie bestrahlte hell den weißen Gipfel des Tödi, mit mattem Golde bedeckte sie die Vorderreihen der näheren Gebürge. Gold und Purpur wechselten in mannichfaltigen Schattungen auf den Bergen. Nach und nach entzog uns die Dämmerung dieses ungleichen Horizonts immer ändernde Schauspiele.

Vorgestern fuhr ich mit der guten Lavatern, ihrer jüngsten Tochter, meiner Frau und meinem Sohne nach Richtersweil. Es liegt vier starke Stunden von der Stadt an der westlichen Seite des Sees, den man auf der ganzen Fahrt nicht verläßt. Mehrentheils läuft der Weg hoch am Ufer, neben Weinbergen, unter großen Obst- und Wallnußbäumen; oft auch neben Hainen von Laubholz und von Tannen.

Nicht minder lachend ist das jenseitige Ufer. Beide sind unglaublich bewohnt. An beiden Seiten

des Sees erstreckt sich der Länge nach das Gebiet auf fünftehalb Stunden. Wohnung gränzet an Wohnung, Dörfchen drängt sich an Dörfchen. Die Bevölkerung des Seeufers wird, ohne die Stadt mitzurechnen, auf zwei und zwanzigtausend Menschen gerechnet.

Wiewohl hier am See, wie im Innern des Landes, der Feld-, Wein- und Gartenbau mit der äußersten Sorgfalt getrieben wird, leben doch des Ufers Bewohner hauptsächlich von Fabriken. Die Schönheit ihrer Kirchen, ihrer Häuser Reinlichkeit und Größe, der Zustand ihres Viehes, mehr als alles ihre zufriednen und freundlichen Gesichter, beweisen ihr Glück. Der See nährt einige mit dem Fischfang. Dieser ist wie die Jagd in der ganzen Schweiz frei. Auch belebt der See ihren Handel mit der Stadt Zürich und mit den Nachbarn im Kanton Schwyz, die der Kanton Zürich mit Korn versieht, welches in Schwaben aufgekaufet wird.

Der Zürcher Staaten vermögen nicht ihr eignes Land zu nähren, dessen Bevölkerung, der Berge ungeachtet, zwischen vier und fünftausend Menschen auf die geographische Quadratmeile beträgt.

Eine Stunde von Zürich sahen wir den Flecken Küsnacht, welchen du nicht mit dem in der Geschichte berühmten Küsnacht des Kantons Schwyz am See der vier Waldstädte, verwechseln wollest. Dieses Küsnacht am Zürcher See liegt auf jener Seite, doch erkannten wir, da der See keine Stunde breit ist, deut-

lich einen Bach, der von Bergen herabströmt. Dieser schwoll vor zwölf Jahren zu einer fürchterlichen Größe an, riß acht und zwanzig Häuser mit sich fort, und ersäufte drei und sechszig Menschen. Er überfluthete die untersten Stockwerke der Häuser, die ihm widerstanden.

Man fand in einem Zimmer ein neuvermähltes Ehepaar, welches sich auf einem hohen Sitz hinter dem Ofen hatte retten wollen, mit noch in einander verschlungnen Armen. Glückliche Beide in eurer Liebe und in der Todesvereinigung!

Man reiset nicht gern nach Richtersweil, ohne bei Talwyl auszusteigen, um vom hohen Kirchhofe die Aussicht auf den See zu genießen.

Wir ließen die Halbinsel zu unsrer Linken, welche die Au heißet, und bei hohem Wasser zur Insel wird. Klopstock erwähnt ihrer in seiner schönen Ode: Der Zürchersee:

Jetzt empfing uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Waldes, welcher die Insel krönt —

Sie erhebt sich von allen Seiten, und wird von Buchen beschattet.

In Wädenschweil, welches eine halbe Meile diesseits Richtersweil liegt, besuchten wir den Herrn Landvogt Orell. Er wohnt auf einem hohen Schlosse; von einem Balkon sieht man eine Aussicht, welche mit Recht bewundert wird.

Ich freute mich, in Richtersweil den Sohn Lavaters, welcher dort Arzt ist, wieder zu sehen. Als einen Knaben von acht Jahren hatte ich ihn zuletzt gesehen. Ich erinnere mich noch seiner Freude, als er mit andern Knaben ausging, sich im Gebrauch der Waffen zu üben. In diesem Lande zittert die Mutter nicht, wenn ein Knabe die Muskete ladet und abfeuert.

Den Nachmittag machten wir eine Seefahrt, aber der See war ziemlich ungestüm. Der größte Theil unsrer Gesellschaft ließ sich wieder an Land setzen. Sophie, Ernst, der junge Lavater und ich blieben allein mit dem Schiffvolk im Nachen, welcher hoch auf grünen, schäumenden Wogen tanzte. Wir spannten das Segel auf, und erreichten in einer Viertelstunde die kleine Insel Uffenau, welche eine Stunde von Richtersweil entfernt ist. Sie gehört dem Kloster Marie-Einsiedel. Dieses liegt im Kanton Schwyz, unter dessen Schutz es steht, daher auch die Insel. Gleichwohl macht auch Zürich Anspruch auf diese Schutzgerechtigkeit, weil die Insel diesseits der Rapperschweiler Brücke liegt, die den See theilt. Auf der Uffenau steht eine alte Kirche, in welcher Ulrich von Hutten, der biedre fränkische Edelmann, Luther's und Melanchthon's Freund, ein kühner Ritter, feuriger Patriot und Freund der Musen, von Großen und Gelehrten verfolgt, auf dieses Inselchen geflüchtet, begraben liegt.

Auch wird hier das Grab des heiligen Adelrich gezeigt, der im zehnten Jahrhundert lebte. Die Le-

gende erzählt von ihm, er sei zu Fuß von Pfeffiken am Ufer des Sees hinüber in die Insel gegangen. Er war ein Prinz aus dem schwäbischen Hause, und beschenkte diese kleine Kirche mit fast allen Kirchenzehenten des östlichen Seeufers.

Das Kloster von Marie-Einsiedel, welches die Kirche der Uffenau sorgfältig vor dem Einsturz bewahret, zieht nun noch bis auf diesen Tag alle diese Kirchenzehenten. Der Staat von Zürich unterhält aus öffentlichem Schatze die Pfarrer dieser Gemeinen, und hat noch neulich eine Summe von hundert und funfzigtausend Gulden zu ihrer bessern Besoldung ausgesetzt. Auf der Uffenau steht noch eine kleine Kapelle, in welcher die Kapuciner von Rapperschweil Messe lesen. In der Kirche lies't der Abt von Marie-Einsiedel, welcher in dieser Eigenschaft ein deutscher Reichsfürst ist, alle Jahr einmal die Messe.

Schräge gegen der Insel über liegt das Städtchen Rapperschweil. Es ward ehemals von eignen Grafen regiert, die Zürich oft beunruhigten. Jetzt steht es unter dem Schutze der Kantone Zürich, Bern und Glarus, muß ihnen alle sechs Jahr huldigen, und mag mit Recht ein Mittelding zwischen einer höchst privilegirten Municipalstadt und einem unabhängigen Freistaat genannt werden.

Die Erbauung dieser Stadt ward auf eine sonderbare Art veranlaßt. Graf Rudolph von Rapperschweil, welcher am Ende des elften Jahrhunderts lebte,

wollte sich glücklich fühlen im Besitz seines schönen Weibes, deren Tugend weder tadellos noch ihm unverdächtig war. Als er eines Tages von einem Feldzuge heimkehrte, kam ihm sein Vogt mit bedenklicher Miene vor dem Schloß entgegen, und kündigte ihm an, daß er mit ihm wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen müßte. Eine spätere, wiewohl alte Chronik, legt dem Grafen folgende Worte in den Mund:

"Sag was du willt, lieber Vogt, sag mir nur nüzit (nichts) Böses von meinem Weib, dann wo ich bin und an ihre Schönheit gedenke, so erfreut sich all mein Gemuth, und was mir für Kummer und Widerwärtigkeit zu Handen stoßt, so ergötzt mich die Holdseligkeit meiner Frauen, daß ich alles Leides vergisse, und freut mich so oft ich wieder zu Hauß soll."

Der Vogt, wohl sehend, daß der bethörte Krieger ihm seine Anklage verübeln würde, bedachte sich schnell einer andern Rede, sagte, er hätte während des Grafen Abwesenheit einen sehr bequemen Ort zu Anlage einer festen Stadt gefunden, und zeigte ihm die Stätte, auf welcher sogleich im Jahr 1091 Graf Rudolph die Stadt erbaute.

Sie giebt jetzt weder Zehnten noch irgend eine Art von Abgabe, hat freien Handel, ihre Bürger sind frei vom Kriegsdienst, es sei denn zur Vertheidigung ihrer Stadt. Aber von ihrem Magistrat wird an die Schirmkantone appellirt. Sie ward nach dem Krieg

n. d. Nat. gez. v. Bendixen. C. G. Hammer sculp. Dresd.

vom Jahre 1712 in diese Abhängigkeit gebracht, weil sie es mit denen vom Kanton Schwyz gehalten hatte.

Von Rapperschweil läuft eine Brücke von mehr als achtzehnhundert Schritten über den See, wo er am schmalsten ist, und theilet ihn, in Verbindung mit einer Landspitze, in den eigentlich sogenannten Zürcher- und in den Obersee. Albrecht der Zweite, Erzherzog von Oesterreich, legte diese Brücke zuerst. In alten Zeiten war sie die Gränze zwischen den Kantonen Zürich und Schwyz, nach dem Zürcher Kriege aber, welchen dieser Kanton mit allen übrigen Eidgenossen vom Jahre 1436 bis zum Jahre 1446 geführt hatte, trat Zürich im Frieden an Schwyz, diesseits der Brücke, einen schmalen Winkel Landes ab, welcher seitdem den Schwyzern gehört. Im Friedensschlusse ward des Sees nicht erwähnt. Die Zürcher behaupten ein ausschließendes Recht der Schiffahrt diesseits der Brücke, die Schwyzer machen es ihnen streitig. Die häufigen Kornfrachten, mit denen Zürich Schwyz versieht, und die öftern Ueberfahrten der nach Marie-Einsiedel wallfahrtenden Pilger, geben diesem Hader Wichtigkeit. Die Erbitterung zwischen beiden Kantonen währte immer fort, ward genährt durch den kurzen Krieg von 1712, und hat nicht ganz aufgehört. Daß dieser Streit nie zum Ausbruch kommen werde, kann man mit Recht von der Mäßigung und Weisheit der Zürcher Regierung hoffen. Geneigter als diese möchten wohl die Schwyzer zur Fehde seyn, wiewohl sich ihre

Volksmenge gegen die von Zürich wie Eins zu Fünfen verhält. Sie sind die kriegerischsten aller Schweizer. Der Schweizer ist kriegerisch, nur der Schwyzer kriegslustig. Er zählt nie den Feind, berechnet nie den Erfolg der Unternehmung nach der gegenseitigen Kräfte Verhältniß, bloß nach den Nerven seines Armes, nach seines Herzens feurigem Muth. Und in der That, wo jeder Einzelne so empfindet, da schwinden die politischen Verhältnisse. So schwanden sie vor den Augen der drei unvergeßlichen Helden, Walther Fürst aus Uri, Werner von Staufacher aus Schwyz, Arnold von Melchthal aus Unterwalden, als sie, der Freiheit Stifter, sich eidlich gegen die Tyrannei verbanden im Jahr 1307. Sie schwanden acht Jahr nachher vor den Augen der Schweizer, als ein freies Häuflein Herzog Leopold's Macht bei Morgarten zertrümmerte, und als an eben diesem Tage ein Theil der Sieger den Grafen von Straßberg aus Unterwalden trieb. Sie schwanden vor den Augen des Rudolph von Erlach, Hauptmannes der Berner, als er mit Fünftausenden, denen er sagte, daß in sechs Feldschlachten, in welchen er gefochten, der kleinere Haufe den größern besiegt hätte, dreißigtausend Feinde in die Flucht jagte. Und was soll ich sagen von der Schlacht bei Sembach, wo dreizehnhundert Eidgenossen, im Jahr 1386, dem Kern des österreichischen Heeres trotzten, dessen furchtbarer Phalanx durch Winkelried, welcher dem Tod entgegenstürzend die Bahn

den Siegern öffnete, getrennt ward? Was von der Schlacht bei Nöffels, wo eine Handvoll Glarner, unter Anführung des Mathies von Bürlen, in fünf Stunden langem Kampf den elfmal wiederholten Angriff der Oesterreicher zurücktrieb, und den Sieg erfocht? Was von den Baslern, die im Jahr 1444 auf dem Kirchhofe St. Jacob Frankreichs zahlreicher Macht sich widersetzten, und als Leichen dem Dauphin das Geständniß erpreßten: "er vermöchte nicht noch einen solchen Sieg zu erkämpfen." Was von den Siegen der Eidgenossen bei Granson, und bei Murten, über Karl den Kühnen, Herzog von Burgund? Was von ihren im Schwabenkrieg, zu Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts erfochtnen Siegen?

Man sage nicht, daß die Schweizer ihrer Lage zwischen Gebürgen diese Siege verdanken. Einige von ihnen erfochten sie im Blachfelde. Mehr als örtlichen Schutz verdanken sie den Bergen Sitteneinfalt, Muth, Freiheitssinn, welche Bewohner der Höhen von Anbauern des flachen Gefildes nicht selten unterscheiden. Wie ein Strahl vom Himmel fiel der Gedanke der Freiheit in die Herzen der einfältigen Alpenhirten, und ihr Arm errang sie. Sie ist's, welche ihnen den Muth gegeben hat und noch geben wird, ihre schon bald seit fünf Jahrhunderten behauptete Verfassung ferner zu behaupten. Sie ist's, welche ihnen den Geist der Eintracht einhaucht, die seit so vielen Jahrhunderten so viele unabhängige Staaten so genau mit

einander verbindet, eine Eintracht, welche nur einigemal und auf kurze Zeit unterbrochen ward. Wenn an Kriegsmuth die Griechen und Römer ihnen verglichen werden können, so erheben sich unsre Schweizer weit über diese Völker durch Edelmuth und sanfte Menschlichkeit gegen ihre Feinde, durch Eintracht und durch keusche Zucht. Menschliche Leidenschaften schlagen Wurzeln überall und sollen sie schlagen. Ihre wilden Auswüchse sprossen überall, aber hier werden sie mehr als irgendwo zurückgehalten. Die Gesetze stützen sich auf den Fels ererbter Sitte, diese auf Vaterlandsliebe und auf Religion. Mögen die Namen ihrer edlen Patrioten weniger glänzen in den Blättern der Geschichte, als die Namen berühmter Griechen und Römer! Nicht an Seelengröße geben sie ihnen nach; aber, wohl ihrem Vaterlande! an blutiger Eroberungssucht, und an Gelegenheit solche Thaten zu üben. Keinem schlauen Perikles wird es in der Schweiz gelingen, einen Krieg anzuzetteln, wie den peloponnesischen! Kein Virginius wird sich gezwungen fühlen, den Dolch in die reine Brust der Tochter zu stoßen, denn kein Appius wird sich des Frevels erkühnen!

Nur durch Reibung an das Laster erhalten gewisse Tugenden ihren Glanz. Sollte jemals die Schweiz einen Timophanes oder Cäsar hervorbringen, so würde sie auch Retter des Vaterlandes zeugen, wie Timoleon und Brutus. Hätten die Griechen ihre

Freiheit durch Eintracht befestiget, so wären Macedoniens Könige ihnen so wenig furchtbar geworden, als ein Abt von St. Gallen den Schweizern furchtbar ist.

Von der Uffenau segelten wir nach Pfeffiken im Kanton Schwyz, wo wir unsre Gesellschaft antrafen, die zu Lande hingefahren war. Ich ging mit dem jungen Lavater, dem Herrn Landvogt Orell und Ernst zu Fuß nach Richtersweil. Wir besahen auf dem Wege einen Wasserfall, welcher außerordentlich schön ist. Er ist im Kanton Schwyz an der Zürcher Gränze. Hoch aus einer Steinkluft stürzet zwischen schlanken Buchen ein Strom mit drei über einander rauschenden Katarakten in's Thal.

Auf der Höhe, wo man ihn stürzen sieht, überschaut man zugleich fast den ganzen Zürchersee.

Vierzehnter Brief.

Zürich, den 5ten Sept. 1791.

Während meines hiesigen Aufenthalts ist das Denkmaal, welches verschiedne Freunde von Salomon Geßner und von seiner Muse ihm setzen wollen, aus Rom angekommen. Es ist das Werk von Trippel, vortreflich gearbeitet, des großen Schaffhausner Bildhauers, des großen Zürcher Dichters und seiner freier Mitbürger werth.

Eine weiße marmorne Tafel, welche ohngefähr fünf Fuß in der Höhe und vier Fuß in der Breite hat, stellet in alto rilievo die beiden Geßnerschen Hirten Daphnis und Micon vor, in dem Augenblicke, da Micon dem Andenken eines redlichen Greises eine Opferschaale ausgießt. Vielleicht ist die Fabel dieser schönen Idylle von Geßner dir nicht gleich ganz gegenwärtig.

Die Ziegenheerde des Daphnis und des Micon hatte die Weide verlassen und watete im Sumpf. Indem die Hirten sie heraustreiben, entdeckt Micon ein zerfallenes Gewölbe, und erfährt von Daphnis, daß es ein Grabmaal sei. Im Schlamm sieht Micon nun die Urne liegen, und erschrickt über die Bilder,

welche, wie er sagt, aus ihren Seiten hervorzuspringen scheinen. "Fürchterliche Krieger sinds und tobende Pferde; sieh', mit ihren Hufen zertreten sie Männer, die verwundet zu Boden stürzen. Der muß wohl kein Hirt gewesen seyn rc." Daphnis erzählt ihm: es sei ein Unmensch gewesen, der fruchtbare Felder verwüstet, freie Menschen zu Sklaven gemacht. "Die Hufen seiner Reuter stampften die Saaten zu Boden, und mit den Leichen unsrer Vorältern hat er die öden Felder übersäet. Wie wüthende Wölfe die Heerden überfallen, so überfiel er mit bewaffneten Schaaren die Unschuldigen, die ihm kein Leid gethan rc."

Micon wundert sich über die Bosheit und Thorheit des Unmenschen, und bemerkt, wie nun in der Urne Ungeziefer im Schlamm brüte. "Lächerlich ist's, wie da ein junger Frosch dem tobenden Held auf dem Helm sitzt, und eine Schnecke sein drohendes Schwert hinauf schleicht rc."

Beide Hirten reden noch ein Weilchen von diesem Krieger. "Nein," sagt Micon, "könnt' ich mit einer Schandthat den Reichthum der ganzen Welt gewinnen, lieber, viel lieber wollt' ich nur zwo Ziegen hüten, und redlich und keiner Bosheit mir bewußt seyn. Die eine wollt' ich noch den Göttern opfern und ihnen danken, daß ich glücklich bin. Der Böses thut, gebt ihm alles, er ist nie glücklich."

"Laß uns," antwortete Daphnis, "laß uns den Ort verlassen, der nur traurige, schwarze Bilder auf-

weckt. Komm mit mir, ein froheres Denkmaal will ich dir zeigen, das Denkmaal, das ein redlicher Mann, mein Vater, sich errichtet hat."

Er überläßt dem Alexis die Heerde, und führt seinen Freund einen Fußsteig durch die Wiese, einem mit Hopfen behangenen Gränzgott vorbei. "Und sie gingen. An der Rechten des schmalen Weges wuchs Gras, das an ihre Hüften reichte; zur Linken war ein Kornfeld, dessen Aehren über ihren Häuptern winkten; und der Weg führte sie in die stillen Schatten fruchtbarer Bäume, in deren Mitte eine bequeme Hütte stand. In diesen anmuthsvollen Schattenplatz stellte Daphnis einen kleinen Tisch, und holte einen Korb voll Früchte und einen Krug voll kühlen Weins."

"Sag' mir," fragt Micon, "wo ist das Denkmaal deines Vaters, daß ich die erste Schaale Wein dem Schatten des Redlichen ausgieße?" "Hier, Freund," antwortete Daphnis, "gieße sie in diesen friedsamen Schatten aus. Was du hier siehst, ist sein rühmliches Denkmaal. Die Gegend war öde, sein Fleiß hat diese Felder gebauet, und diese fruchtbaren Schatten hat seine eigne Hand gepflanzt. Wir, seine Kinder, und unsre späten Nachkommen, werden sein Andenken segnen, und jeder, dem wir aus unserm Segen Gutes thun; denn der Segen des Redlichen ruhet auf diesen Feldern und Triften, und in diesen stillen Schatten, und auf uns."

"Du Redlicher," sagt Micon, "diese Schaale, die ich hingieße, sei deinem Andenken geweiht! Herr

liches Denkmaal, womit man Segen und Nahrung auf würdige Nachkommen bringt, und auch nach seinem Tode Gutes thut!"

Mich dünket, man hätte keinen bessern Gegenstand als diesen, der aus des Dichters Werken genommen ist, zu seinem Denkmaal wählen, und diese ehrenvolle Arbeit keiner bessern Meisterhand als der von Trippel anvertrauen können, welcher vom Gedanken, daß er für Schweizer und zur Ehre eines Eidgenossen arbeitete, begeistert werden mußte. Auch hat er sichtbar con amore gearbeitet.

Das Denkmaal ist vorläufig in einem bedeckten Salon auf der großen Promenade hingestellet worden. Die Absicht ist, es auf einem runden von Bäumen umschatteten Platz eben dieser Promenade aufzurichten. Dieser Spaziergang ist schön und wird häufig besucht, insonderheit alle Sonntag Nachmittag. Donnerstag Nachmittag pflegen sich die Kinder von Zürich hier zu versammeln. Er besteht aus einem großen, mit Linden, Pappeln, Ahornen und andern Bäumen beschatteten Orte zwischen der Siehl und der Limmat, welche sich am Ende der Promenade mit einander vereinigen. Der selige Bodmer liebte diesen Spaziergang. Ich erinnere mich ihn hier, umringt von verehrenden Männern und Jünglingen, gesehen zu haben.

Funfzehnter Brief.

Zürich, den 7ten Sept. 1791.

Gestern Nachmittag machten wir mit einigen Freunden eine kleine Seefahrt, und besuchten Lavater, welcher vorausgegangen war, in seinem Rebhäuschen, das mitten auf der Höhe eines Weinbergs liegt, und eine weite Aussicht auf den See hat. Von da besuchte ich mit Sophie und Ernst den redlichen Jochen Berly, einen Bauer, in dessen Hause ich vor sechszehn Jahren mit meinem Bruder und mit Haugwiz einige sehr glückliche Wochen gelebt habe. Er war auf dem Felde. Einer seiner Söhne holte ihn, ohne doch zu sagen, wer der Fremdling wäre, der ihn besuche. Er erkannte mich gleich, sprang vor Freude, als er mich sah, drückte mir, meiner Frau und meinem Sohne mit schweizerischer Herzlichkeit die Hand, fragte mit lebhaftem Antheil nach meinen ehemaligen Reisegenossen und nach meiner Schwester, die ihn vor sieben Jahren auch besuchte. Dann führte er mich hin an das Ufer der Siehl, sich meiner Lieblingsstellen wohl erinnernd. Ich erkannte so manches Plätzchen, wo ich, in Tagen feuriger Jugend, bald mit Freunden

gewandelt hatte, bald einsam; ja ich erkannte einen Stein am abhängigen Ufer des Flusses; auf dem ich, von Stauden umlaubt, welche nun Bäume geworden, manchen Gesang im Homer gelesen hatte.

Auf der andern Seite des Flusses erhebt sich der Jütlyberg. Klopstock nennt ihn den Uto. Er hängt mit dem Albis zusammen, und ist beschattet von Fichten und von Laubholz.

Wär' ich ein Grieche, ich hätte den Najaden, Dryaden und Oreaden eine Schaale milden Landweins und schweizerischer Milch ausgegossen.

Der gute Mann brachte uns zurück nach seiner Wohnung. Er, seine Frau und die Kinder begleiteten uns noch ein Weilchen, und die gute Hausmutter weinte herzlich, als sie ihrem alten Gastfreunde bei'm Abschiede die Hand drückte.

Ich habe der öffentlichen Anstalten und Gebäude dieser Stadt in einem vorigen Briefe vorübergehend erwähnet. Es wird dir nicht unangenehm seyn, von einigen etwas mehr, wiewohl nichts vollständiges, zu hören.

Das Waisenhaus ist ein großes und edles Gebäude. Es steht im schönsten Theile der Stadt, von allen Seiten frei, auf einem hohen Ort an der Limmat. Die Kinder wohnen in geräumigen und hohen Zimmern, nicht nur Waisen, sondern auch Kinder lebender aber armer Aeltern. Die Zahl ist nicht bestimmt, sie wird es vom jedesmaligen Bedürfniß. Man nimmt nur Kinder der Stadtbürger auf. Sie

werden unterrichtet im Christenthum, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, der Erdbeschreibung und der vaterländischen Geschichte.

Gesundheit blühet auf ihren Wangen, Freundlichkeit und Freude leuchtet aus ihren Augen. Es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe sie den Herrn Diakon Geßner, einen rechtschaffnen und liebenswürdigen Mann, der uns hineinführte, empfingen; mit welcher Vertraulichkeit sie den Aufseher und die Aufseherinn umringten; mit welcher anmuthigen Freiheit sie uns Fremden die Hände reichten. Sie werden, wenn das Wetter es erlaubt, zweimal des Tages, und nicht auf zu kurze Zeit, in den Garten gelassen. Für ihre Reinlichkeit wird sichtbare Sorge getragen, und überhaupt werden diese Kinder der freien Stadt unter den Augen der Bürger so gut gehalten, daß, wiewohl schon einjährige Kinder aufgenommen werden, und die ersten Lebensjahre die tödtlichsten sind, dennoch binnen vier Jahren nur zwei Kinder gestorben sind. Die jetzige Zahl der Kinder beläuft sich auf zwei und neunzig. Es sind ohngefähr so viele Mädchen als Knaben im Hause.

Unser lieber Heß führte uns in eine öffentliche Mädchenanstalt. Sie heißt die Töchterschule. In einem wohlgeordneten Freistaat soll in der That jeder Bürger die Jungfrauen und Mägdlein als Töchter des Vaterlands, die Jünglinge und Knaben als des Vaterlands Söhne ansehen.

Vierzig, in zwei Klassen nach ihren Fortschritten gesonderte Mädchen, werden auf Unkosten des Staats im Christenthum, im Lesen, Schreiben, Rechnen und in allen zu weiblicher Führung einer Haushaltung gehörigen Kenntnissen unterrichtet. In unsrer Gegenwart lasen verschiedne die Verse eines Gellertschen Liedes her. Man hörte, daß sie des Dichters Gedanken und Empfindungen ganz faßten. Ihre Lehrerinn hielt nachher eine kurze Katechisation über des Liedes Inhalt; die Mädchen antworteten bescheiden und mit Verstand.

Der seelige Bodmer, dessen Patriotismus so hell und so warm war, wie seine Liebe für die Wissenschaften, hat dieser Anstalt zehntausend Gulden vermacht.

Der Münster von Zürich ist von Karl dem Großen erbauet worden, dessen wohl erhaltenes in Stein gehauenes Bildniß über der Thür zu sehen ist. An dieser Kirche haben Zwingli und Billinger gestanden. Sie ist die Mutterkirche vieler protestantischen Töchter, besonders in England.

Das Zeughaus ist wohl versehen mit hundert neuen Kanonen und mit vollständiger neuer Rüstung für dreißigtausend Mann. Der alten Rüstungen wegen besuchte ich es mit Ernst, vorzüglich wegen der Armbrust von Wilhelm Tell, welche hier als ein Heiligthum aufbewahret wird.

In Zürich ist eine Gesellschaft, welche sich die Böcke nennt. Sie hat sich merkwürdig in der Ge=

schichte gemacht. Ihr Ursprung verliert sich in die Nacht der mittlern Zeit. Im funfzehnten Jahrhundert machte sie sich berühmt während des Zürcher Krieges.

Sechszehn Bürger, welche sich die Böcke nannten, erhielten von der Republik die Erlaubniß, sich dem allgemeinen Kriegsdienste zu entziehen, um als Freischützen desto kräftiger gegen den Feind zu kämpfen. Sie gelobten einander in die Hand, daß sie ihr Leben auf's Spiel setzen wollten, streiften in das feindliche Lager, raubten, brannten, durchschnitten dem Feinde die Zufuhr. Im Jahr 1446 wurden die Böcke von den Eidgenossen in dem Friedensvergleich ausgeschlossen. Sie erfuhren aber, daß Friesen, Landammann von Uri, welcher sich vergebliche Mühe gegeben, sie in den Friedensschluß mit begreifen zu lassen, sollte gesagt haben: "Diesen Gesellen möchte wohl geholfen werden, wenn sie einen angesehenen Mann in ihre Gewalt bekämen." Als nicht lange nachher dieser Landammann den Zürchersee hinabschiffte, fielen die Böcke sein Schiff an, beredeten seine Begleiter, keinen vergeblichen Widerstand zu thun, da sie gegen den Friesen nichts Böses im Schilde führten, nahmen ihn in ihr Schiff, brachten ihn auf die hohe Burg von Hohenkraien, welche im Vorderösterreichischen zwischen Hohentwiel und dem Stoffberge liegt, und ihnen damals gehörte, bewirtheten ihn als einen vornehmen Freund, und entließen ihn, so bald die

Eidgenossen ihnen für seine Freiheit völlige Sicherheit versprachen.

Einige hundert Jahre lang stand diese Gesellschaft der Böcke in vertraulichem Bunde, war zu Anfang dieses Jahrhunderts zu einer Zahl von vier und sechszig angewachsen, und schien, ihres Ehrgeizes wegen, den Mitbürgern gefährlich, da sie durch ihre Verbindungen die Würden des Staats beständig in die Hände ihrer Genossen zu spielen wußten. Man setzte ihr Schranken. Seitdem besteht sie zwar noch aus vier und sechszig Mitgliedern, hat aber keinen politischen Einfluß, und wäre vielleicht erloschen, wenn nicht jährlich ein großes Gastmahl, an der Vorgänger Thaten erinnernd, ihre Fortdauer sicherte.

Friedlicher, aber patriotisch wie jene, ist eine andre Gesellschaft seit einigen Jahren entstanden. Sie heißet die moralische. Ihre Mitglieder sind junge Männer, welche sich eine edle Freude daraus machen, den Kindern Freuden zu verschaffen. Sie erfinden, vervielfältigen, leiten den Kurzweil der Jugend, dem sie kriegerische Spiele zugesellen. Auch lesen sie den Kindern aus unterhaltenden Büchern vor, oder schreiben selbst für die anwachsende Jugend. Bildung des Geistes und des Herzens ist ihr Zweck, und sie suchen auch in Vorlesungen und Schriften dem Augenblick der Langenweile zuvorzukommen.

Wir haben hier Pestalozzi kennen gelernt, den Verfasser des trefflichen Volksbuchs Lienhard und

Gertrud. Er ist ein Zürcher Bürger, bewohnt aber im Kanton Bern ein Landgut, dessen Früchte dem vieljährigen Schweiße seines Angesichts entwachsen und trefflich gediehen sind. Einfalt, Kraft und bescheidnes Selbstgefühl bezeichnen diesen merkwürdigen Mann, welcher, in ernster Erfahrung Schule reifend, das Recht erhielt, neue Wege der Volksbildung zu zeigen. Nicolovius hat ihn besucht, hat durch Aug' und Ohr sich noch fester als er schon war davon überzeugt, daß Arbeiten und Leiden diesen von der Natur zu seinem edlen Berufe ausgerüsteten Mann zum Lehrer und Wohlthäter des Volks eingeweihet.

Es haben die Zürcher eine angeerbte Sitte, welche von der Väter Weisheit zeugen mag. Wenn Eheleute, nach vergeblichem Zureden, im Wunsche, geschieden zu werden, beharren, so werden sie einige Wochen lang in ein Zimmer des Rathhauses eingeschlossen, wo sie nur Ein schmales Bette, Einen Stuhl, Einen Tisch finden. Die Speise wird ihnen auf Einer Schüssel, mit Einem Teller, Einem Messer, Löffel und Gabel gereichet.

Wechsel des Genusses und der Entbehrung, in Verbindung mit daraus veranlaßter gegenseitiger Hülfsleistung, haben schon viele auf diese Art wieder so an einander gewöhnet, daß sie nach verflossener Prüfungszeit den Gedanken der Trennung aufgegeben, und in friedlicher Ehe bis an den Tod gelebt haben.

Römische Grabmäler, welche man an einem hohen Ort in der Stadt an der Limmat gefunden, werden für ein Zeugniß, daß Cäsar hier sein Lager gehabt, von Zürchern gehalten. *) Der Platz heißt, nach hohen Linden, die ihn beschatten, der Lindenhof. Er beut eine herrliche Aussicht an auf die Limmat, den See und die Gebürge. Ein Springbrunnen ziert ihn auf der einen Seite, auf der andern die steinerne Bildsäule von Wilhelm Tell. Sein kleiner Sohn steht ihm zur Seite. Der Vater steht da in edler Stellung mit der Armbrust, welche mehr von der Kraft des Armes gehalten zu werden, als auf der Schulter zu ruhen scheint.

*) Cäsar hat zwar mit Tigurinern gefochten, einer Völkerschaft, von welcher der Zürcher Vorfahren einen Theil ausmachten. In die Gegend von Zürich ist er aber nicht gekommen.

Sechszehnter Brief.

Lucern, den 12ten Sept. 1791.

Mit der ersten Frühe verließen wir am 9ten Zürich. Orion und Sirius strahlten noch mit abnehmendem Schimmer. Dicke Nebel schwebten über dem See, senkten sich, und verkündeten einen schönen Tag. Links hatten wir den See, rechts den Siehlwald und den Jütlyberg, bis wir uns wandten, und den Albis, welcher an den Jütly stößt, auf einem ziemlich steilen Wege hinan fuhren. Auf dem Albis pflegen die Fuhrleute die Pferde etwas rasten zu lassen, wir benutzten diese Zeit, um den äußersten und höchsten Gipfel des Berges zu besteigen, welchen man die Hochwacht nennet, weil diese Höhe eine von denjenigen ist, auf welchen Feuerzeichen gegeben werden. Solche Hochwachten sind in der ganzen Schweiz, um allen Eidgenossen Warnung gegen gefürchteten Ueberfall geben zu können. Sobald ein Feuer erblickt wird, zündet man das nächste an. In wenig Stunden lodern alle Hochwachten der Schweiz, und binnen vier und zwanzig Stunden ist der Hub eidgenossischer Mannschaft unter Waffen. Emsig und friedsam wie

Bienen, welche zwischen Steinritzen aus dem Thau der Blumen ihren Honig saugen, lebt in seinen Gebürgen dieses edle Volk, aber auch wachsam wie Bienen, muthig wie sie, wie sie mit einem furchtbaren Stachel bewaffnet. Es hat noch jeden gereuet, der sie angegriffen.

Auf dem Wege zur Hochwacht sahen wir auf der linken Seite den Zürchersee mit seinen schönen Ufern von Zürich bis zur Uffenau. Der Zugersee und die entferntere Reuß waren mit Nebeln, welche sich zu weißen Gewölken verdickt hatten, bedeckt. Ich habe noch nie so tief dicke Wolken gesehen. Am diesseitigen Ufer des Zugersees waren sie zu lichtem Morgennebel verdünnet, welcher, von der Morgensonne bestrahlt, mich an Ossian's besonnte Nebel erinnerte, mit denen dieser große Natursänger die fliegenden Locken der schönen Komala vergleichet. Mitten auf dem See lag ein lockeres weiches Wolkenbette, so dick und so glänzend, wie wir oft am Horizont die angeschwollnen weißen Gewölke sehen, aus denen die Phantasie gewölbte Wege oder Löwen mit offenem Rachen bildet. Von der Höhe, auf welcher wir standen, senkt sich schroff der Albis bis hinunter, und macht mit dem gegenüber stehenden höchsten, dicht mit Tannen bewachsenen Gipfel des Bruderalbis ein anmuthiges, enges Thal. In scheinbarer Nähe sahen wir den Rigi, den Vordersten der Voralpen oder eigentlichen Alpen, wiewohl er im Kanton Schwyz bei Küsnacht fünf bis

sechs Stunden von uns lag. Nach altem und allgemeinen europäischen Sprachgebrauch nennen wir die hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebürge dieser Länder Alpen. Nicht so die Schweizer. In ihrer Mundart heißet jeder Berg, welcher bis auf seinen Gipfel weidende Heerden nähret, eine Alpe. In meinen Briefen aus der Schweiz werde ich dieses Wort im schweizerischen Sinne brauchen.

Ich sah in meiner Jugend vom Gipfel des Rigi die Sonne über vierzehn Seen untergehen.

Fast eben so nahe als der Rigi schien uns der viel höhere Berg Pilatus, dessen zackiger Felsenrücken ihn zu einem der auffallendsten Berge in der Schweiz macht. Ich erinnere mich nicht, ihn je wolkenlos gesehen zu haben. Bald ist sein Haupt umhüllet, bald strahlet es vom Sonnenschein, indessen eine einfache oder doppelte Wolkenschärpe seine Brust und Hüften gürtet. Mehrentheils ist sein Gipfel umwölkt, daher hat er seinen eigentlichen Namen pileatus, vom lateinischen Worte pileus, der Hut. Sein neuer verfälschter Name hat zu Mährchen und Legenden Anlaß gegeben. Auf dem Berg ist ein kleiner See. Man hat gesagt, die Leichtigkeit seines Wassers machte das Schwimmen unmöglich. Was so natürlich erklärt werden konnte, ward dem Geiste des Pilatus, welcher sich hier sollte ersäuft und die Gewohnheit haben, Schwimmende bei den Füßen zu ergreifen, zugeschrieben. Die Wahrheit ist, wie mir General Pfyffer ge-

sagt hat, daß er das Wasser nur einen Fuß tief gefunden, und nicht vermuthet, daß es je tiefer sei.

Er lag wenigstens elf Stunden weit von uns. Aus großer Ferne strahlten uns blendende Schneegebürge, welche wir, unsers Führers Aussage gemäß, für Gebürge von Neufchatel hielten; aber hier sagte mir der General Pfyffer, welcher besser als irgend ein andrer Schweizer alle Höhen dieser Länder kennet, daß es die savoyischen Schneegebürge gewesen, welche zunächst hinter Genf liegen, nicht der Mont Blanc. Nähere Gebürge verbergen diesen höchsten Gipfel der Schweiz und Europens.

Durch Obsthaine und Auen fuhren wir in mannigfaltig wechselnder Gegend bis nach Zug. Wir kamen den kleinen Ort Kappel vorbei, wo im Jahr 1531 eine Schlacht zwischen den Zürchern und Schwyzern geliefert ward, in welcher Zwingli, ein so eifriger Patriot als sanfter Reformator, erschlagen ward.

Das Städtchen Zug giebt dem siebenten, kleinsten der Kantone seinen Namen. Dieser unterscheidet sich von den andern demokratischen Kantonen dadurch, daß der Hauptort ein Städtchen ist, da die Bewohner der andern, aus Liebe zur Freiheit, es nach Art der alten Germanen ihrer nicht werth achten in Städten zu leben, und sich mit Mauern zu umschließen. Die Schwyzer, Urner, Unterwaldner, Glarner, Appenzeller haben keine Städte.

Nicht der ganze Kanton Zug nimmt an der Verwaltung öffentlicher Geschäfte Theil. Außer der besondern Landsgemeine der Stadt haben auch die drei Dörfer, Baar, Egeri und Menzing, ihre besondern Landesgemeinen. In diesen vier besondern Landesgemeinen, welche völlig demokratisch sind, werden allgemeine wichtige Angelegenheiten mit Fremden, Krieg, Frieden und Bündnisse, vom Volke beschlossen. Uebereinstimmende Beschlüsse der drei Dorfgemeinen verbinden auch die Stadt. Theilen sich die Gemeinen in zwei und zwei, so gilt die Meinung, für welche die Stadt sich erklärt hat. Der Ammann, welcher hier nicht, wie in den andern kleinen Kantonen, Landammann heißt, wird in der Stadt gewählt; nicht von der Gemeine, sondern von vierzig Rathsherren. Zu dieser Rathsversammlung deputirt die Stadt dreizehn, jede der drei Dorfschaften neun Rathsmänner. Nach bestimmter Ordnung muß der Ammann aus der Stadt oder aus einem der Dörfer seyn. Ist er aus der Stadt, so behält er seine Würde drei Jahr; ist er aus einem der Dörfer, nur zwei Jahr. Der Rath von Vierzigen ernennet auch die Landvögte, welche die nicht an der öffentlichen Verwaltung Theil nehmenden Dorfschaften regieren. Die Unterthanen entrichten, außer kleinen dem Landvogt gehörigen Gefällen, nur den Kirchenzehenten, gleich den Angehörigen von Bern und Zürich; ich sage gleich den Angehörigen, denn die Regierung von Bern und die Zürcher Bürger

fangen an, statt des gehässigen Namens von **Unterthanen** die mildere Benennung **Angehörige** zu brauchen. Daß die Angehörigen der aristokratischen Kantone, insonderheit die von Zürich und Bern abhangenden, einer ruhigern Freiheit und bessern Gerichtspflege genießen, als die Unterthanen der demokratischen Kantone, ist eine unbezweifelte Wahrheit. Sie erhellet offenbar in den Landvogteien, welche den acht alten, oder allen zwölf Kantonen gemeinschaftlich gehören. Der dreizehnte Kanton Appenzell hat keine Unterthanen. Jene gemeinschaftlichen Vogteien werden von Landvögten regiert, die jedesmal ihr Amt sechs Jahr ausüben, und wechselsweise von den Kantonen besetzt werden. Nicht leicht wird bei der Tagsatzung in Frauenfelde gegen einen Landvogt der aristokratischen Kantone Klage geführt; gegen Landvögte der demokratischen nicht selten.

Die Zuger werden für die unruhigsten Bürger der Schweiz gehalten. Die Versammlung ihrer Landsgemeinen sind oft stürmisch, doch wurden nur einige mit dem Blute der Bürger befleckt.

Das Städtchen liegt unter dem beschatteten Zugberge, an des Zugersees nordöstlichen Seite. Dieser See ist vier Stunden lang, eine Stunde breit. Seine Lage zwischen Alpen, hinter welchen sich höhere Berge thürmen, ist außerordentlich schön. Der Rigi, ja der Pilatus scheint hart am See zu liegen. Das Ländchen ist reich an Viehzucht. Triften und Wiesen sind so

schön, als irgendwo in der Schweiz. An der einen Seite des Sees steht ein Wald von Kastanienbäumen. Die Zuger und überhaupt der kleinen Kantone Bewohner, denen es wegen der Berge an hinlänglichem Getreide fehlt, brauchen größtentheils Farrenkraut statt des Strohes zur Streu im Winter. Ich habe erfahrne Landleute aus dem Kanton Bern behaupten gehört, daß des Farrenkrauts Dünger besser sei als des Strohes. Ist diese Behauptung gegründet, so mag die Ursache im Boden oder in des hiesigen Farrenkrauts Natur liegen. Bei uns wird nur aus Noth mit dieser Pflanze gestreuet.

Der Wein des Kantons Zug ist sehr sauer, da hingegen dem Zürcher Wein weder Lieblichkeit noch Feuer fehlet.

Sowohl der Kanton Zug als auch der von Lucern sind reich an gutem Steinobst, an Wallnüssen und Kastanien. Der schöne Wuchs der Kastanienbäume, welche ein mildes Klima lieben, beweiset für die Gegend an jener Seite des Sees, so vielen kältenden Einfluß man auch den nahen Gebürgen zuschreiben möchte. Der Kanton Lucern ist von ungemeiner Fruchtbarkeit. Die Auen und Wälder, in denen ich Buchen sah, welche schlank und hoch waren, wie die Buchen in Holstein und an des Herzogthums Schleswig südöstlichen Küste, grünen noch jetzt wie im ersten frischen Glanze des Frühlings. Die Fruchtbarkeit des Bodens, in Verbindung mit sanftem Himmelsstrich,

mit wehenden Lüften von den Gebürgen, und mit öftern Nebeln in der Frühstunde, erhält länger hier als im nördlichen Deutschlande und bei unsern Nachbarn gegen Mitternacht dieses frische Grün, welches in nördlichen Gegenden bald durch späte Nachtfröste, bald durch Sonnengluth langer Sommertage, bald durch unfreundliche Stürme so leidet, und früh dem minder lieblichen dunkeln Grün weichen muß. Auf beiden Seiten sahen wir fruchtbare Thäler, bekleidet mit fettem Grase und bunten Blumen. Der Rigi und der Pilatus standen vor uns, rechts floß die schöne Reuß. Wie verschieden hier, wo ihre breiten Gewässer durch's lustige Thal rollen, von eben dieser brausenden, tobenden Reuß, wo sie vom Gothard unter der Teufelsbrücke sich donnernd hinunter in den Abgrund stürzt!

Du hast oft mit mir über die Erzählungen reisebeschreibender Franzosen gelächelt, welche dem Leser jedes Mittagsmahl, das ihnen irgendwo schmeckte, wieder auftischen. Aber mit solchen wirst du mich nicht vergleichen, wenn ich dir sage, daß wir still hielten, und im Grase am Strome der Reuß, umschattet von überhangenden Obstbäumen, im Angesicht des hohen Pilatus dicke Milch aßen, die uns von einer schönen und freundlichen jungen Bäuerinn gebracht ward. Das Volk der Kantone Zug und Lucern ist sehr schön, durch Züge des Gesichts wie durch Leibesbildung. Was der alte Minnesänger Walter von

der Vogelweide von uns Deutschen überhaupt sagt, trifft vorzüglich ein in den meisten Kantonen unsrer Brüder an den Alpen:

Der deutsche Mann ist wohlerzogen,
Und wohlgethan das deutsche Weib!

Ein freies offnes Wesen leuchtet aus dem Betragen dieses edlen und schönen Volkes, welches in seinen Bergen mit natürlichem, freundlichem und edlen Anstande jene Tugend übt, die, schon entartet, der Römer und der Grieche in den Städten suchte und Städtlichkeit (ἀστειότης und Urbanitas) nannte; deren Aefferei endlich gar nach den Höfen von uns Höflichkeit*) genannt ward. Das freie Hirtenvölkchen ist zuvorkommend, weil es nichts argwöhnt, wo es nichts zu fürchten hat; es ist mit Anstand zuvorkommend, weil es nichts begehrt, wo es nichts bedarf. Es liebt die Fremden, weil es gleich von den Fremden geliebt wird; vielleicht auch, weil es sich in natürlichem Selbstgefühl mit Fremden ver=

*) Doch auch hier blieb der Deutsche, seinem sittlichen Gefühle treu, über den Franzosen. Vom Worte cour stammet das Wort courtoisie, welches doch so einen vielumfassenden, edlen Begriff hat. Suchten die Franzosen ihren Begriff von Edelmuth? Ihr Wort, welches Höflichkeit heißet, ist auch charakteristisch, hart und geglättet wie sie selbst waren, als noch Feinheit der Sitte, als noch Sitten unter ihnen Mode waren, politesse. Der fühllose geglättete Stein und der feine Franzose sind beide polis.

gleicht und seine eignen Vorzüge empfindet; weil es sich geschmeichelt fühlt, durch Besuche so vieler Reisenden, die aus Sehnsucht nach großer Natur und nach einfältigen, freien Menschen in die Schweiz kommen. Daß diejenigen unter ihnen, welche von Fremden leben, Gastwirthe und Fuhrleute, vorzüglich das Geld der Fremden lieben, ist so wenig befremdend, daß das Gegentheil unnatürlich scheinen möchte. Wer aber dies den Schweizern überhaupt zur Last legt, der hat weder mit den Bürgern ihrer Städte, noch mit ihren Landleuten Umgang gehabt. Er hat nicht bei einfältigen Aelpnern (Hirten auf den Alpen) in der Sennhütte gegessen; nicht auf dem flachen Dache dieser Hütten in duftendem Heu sanfter als auf weichem Flaum die Nacht geruhet; oder er erröthete nicht von edlem Gefühl, wenn der Hirte für gastfreundliche Bewirthung weder forderte, noch auch gebotnes Geld annahm, und sich höchstens gefallen ließ, vom dankbaren Fremdling eine Rolle Rauchtabak zu empfangen. Das Andenken dieser edlen Gastfreiheit, welche ich auf meiner ersten Schweizerreise in den Kantonen und in Graubünden mehr als einmal erfuhr, würde hinreichend seyn, mich zu belehren, wo man reine Menschheit, wo man zartes Gefühl für's Edle und Unedle aufsuchen muß.

Durch anmuthige Gegenden reiseten wir weiter, und erreichten die Stadt Lucern bei einsinkender Abenddämmerung.

Am 10ten des Morgens gingen wir auf die große Brücke, welche über die Reuß gelegt ist, bei ihrem Ausflusse aus dem See. Sie ist zwar, nach Landesart, oben gedeckt, aber zu beiden Seiten offen. Hier sieht man mannigfaltige Aussichten von der größten Schönheit. Keine Stadt in der Schweiz hat, meiner Empfindung nach, eine so schöne Lage wie Lucern. Liebliche Hügel, mit vermischter Waldung von Laubholz und von Tannen, kränzen diese Stadt und die nahen Ufer des Sees der vier Waldstädte; hinter den Hügeln erheben sich Alpen, hinter diesen starren in weiter Ferne hohe Gebürge gen Himmel empor. Die Reuß entströmet dem See mit dem Ungestüm, welcher ihr eigen ist. Gleichwohl ist sie schiffbar, hat durch die Aar, mit welcher sie sich unfern Baden in der Schweiz vereiniget, Verbindung mit dem Rhein, und könnte der Stadt eine desto wichtigere Handlung mit Holland eröffnen, da der nächste Weg nach Italien über den Gothard gehet, dessen Fuß sich beinahe bis Altorf im Kanton Uri, am südlichen Ufer des Sees erstreckt. Aber dem Kanton Lucern fehlt es, wie überhaupt den katholischen Kantonen, an Indüstrie. Seiner Lage nach, welche viel bequemer ist als die von Zürich, und deren Vortheile nicht wie in Genf durch eifersüchtige Nachbarn beschränkt werden, müßte Lucern die erste Handelsstadt in der Schweiz seyn. Und doch, welcher Vergleich

zwischen dem unbeträchtlichen Handel von Lucern und dem von Zürich oder von Genf?

Der Kanton hat Ueberfluß an Getreide, machte sich aber im Frieden des Jahres 1712, da er gegen die protestantischen Kantone der Hülfe von Uri, Schwyz und Unterwalden bedurfte, auf ewige Zeiten verbindlich, ihnen das Getreide für denselben Preis zu überlassen, welchen die Bürger von Lucern bezahlen. Diese Verbindlichkeit ist an sich schön, und im Geiste des eidgenössischen Bundes. Brüder müssen nicht, was ihren Unterhalt betrifft, von der Willkühr ihrer Brüder abhangen. Aber schwach war es von den Lucernern, sich zu eben dieser Zeit das Versprechen, niemals ihre Stadt zu befestigen, abtrotzen zu lassen. Es ist schön, wenn ein freies Volk aus Edelmuth, wie Sparta und die kleinen Kantone, den Schutz der Mauern verschmähet, und eben durch diese kühne Maaßregel ihre Freiheit, deren Leben vom Hauche des Edelmuths belebt wird, sichert. Aber eine Stadt, welche sich das Versprechen, keine Mauern zu haben, abtrotzen läßt, scheinet der Mauern zu bedürfen. Es ward diese Verbindlichkeit in einem unglücklichen Augenblick eingegangen, vielleicht von einer damals nicht erleuchteten Regierung. Ich weiß nicht, ob ein Volk sich durch Verträge sollte binden lassen, welche offenbar bloß zu seinem politischen Nachtheil erzwungen worden? Eben diese, vielleicht zu ängstliche, doch immer ehrwürdige Anhänglichkeit an alten

Verträgen, war es, welche die Lucerner so lang in der Abhängigkeit von Oesterreich unterhielt. Sie führten für ihre Dränger schweren Krieg mit Schwyz, Uri und Unterwalden, ohne Hülfe von Oesterreich zu erhalten, ja zu einer Zeit, da wegen dieses Krieges ihre Handlung stockte, und sie dennoch mit unerträglichen Abgaben beschwert wurden. Früh und oft hat das Erzhaus den Vorwurf verdient, daß es seinen Bundesgenossen in der Noth nicht beistehe. Voll gerechten Unwillens entsagte Lucern einem so theuer bezahlten hülflosen Schutz, verband sich im Jahr 1352 mit den andern Eidgenossen, zeigte sich auch bald durch Muth und Freiheitsliebe des edelsten Bundes werth, welcher je tugendhafte Völker mit einander verband.

Auf der großen Brücke sind die Thaten der Väter gemalt. So elend auch diese Bilder sind, erfreuten sie mich dennoch. Man muß sie nicht so wohl als Vorstellungen, sondern als Erinnerungen ansehen. Aus diesem Gesichtspunkte angesehen, und in der Beleuchtung einer glühenden Freiheitsliebe, sind sie sehr ehrwürdig. Einer unzeitigen Kunstkritik möchte ich mit den Worten, welche Shakespear dem Theseus in den Mund legt, das Maul stopfen. Als nach Art des Hofgesindes, die Höflinge über die wirklich elende Vorstellung von Pyramus und Thisbe spotten, bei welcher der Mondschein und die Mauer als handelnde Personen erscheinen, sagt Theseus das große Wort:

The best of this kind are but shadows, and the worst of them are not worse, if imagination amend them.

(Die besten in dieser Art sind nur Schatten, und die schlechtesten sind nicht schlechter, wenn die Phantasie sie verbessert.)

Auf einer kleinen Brücke über der Reuß, welche tiefer liegt, sind Vorstellungen, welche Aehnlichkeit haben mit dem holbeinischen Todtentanz, wie man ihn in Basel und in Lübeck sieht. Es war altdeutsche Art, die ernsthaftesten Gegenstände mit komischer Laune zu behandeln.

Von dannen gingen wir zum französischen Generallieutenant, dem Herrn von Pfyffer, welcher ein geborner Lucerner ist, und seit zwanzig Jahren an einer Vorstellung der innersten Schweiz arbeitet. Er hat seine Vaterstadt zum Mittelpunkt genommen; es ist auch ungefähr der Mittelpunkt des ganzen Landes. Dieser Mann hat seine Arbeit mit Geist unternommen, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und und Geschicklichkeit führet er sie aus. Auf einer ungeheuern Tafel übersieht man in erhabner Arbeit die Vorstellung von zweihundert und zwanzig Quadratstunden. Man sieht, in ihrer wahren Proportion, alle Berge und Thäler, die in diesem Raume liegen. Man erstaunt zu sehen, welch ein Maulwurfshügel der Albis, der bei uns für einen ansehnlichen Berg gelten würde, gegen den Rigi; welch ein Hügel dieser

gegen den Pilatus; wie viel höher als der Pilatus die Reihe von Schneegebürgen sei, welche mit gleich hohen Gipfeln sich zackig vom Krispalt, aus dem der Rhein entspringt, bis zu den Savoyischen Gebürgen erstrecket. Diese letztern sind nicht mit auf der Tafel, aber der Krispalt und ein Theil des viel minder hohen Gothard. Jede Landstraße und die Fußpfade, welche über die Gebürge führen, sind ausgezeichnet; jeder Wasserfall, jeder Strom mit seinen Brücken, jede Stadt und jedes Dorf, ja die einzeln zerstreuten Häuser. Deutlich sind die Wälder des Laubholzes von Tannenwäldern unterschieden. Man stelle sich vor, welche Schwierigkeiten der Mann zu überwinden hatte, um alle diese Höhen und Tiefen genau aufzunehmen, in Gegenden, wo einzelne Felsen und Haine ihm oft so viel Zeit nahmen, als Gebürge und Forsten. Diese Schwierigkeiten wurden noch durch die für ihre Freiheit so eifersüchtigen Bewohner der kleinen Kantone vermehrt, welche ihm oft die Aufnehmung und Abzeichnung wehrten, aus Furcht, daß dereinst ein Feind sie nutzen möchte. Er machte daher viele dieser Arbeiten bei Mondschein. Thäler, welche für unzugänglich gehalten wurden, und unbestiegne Gipfel, besuchte der unverdrossene Mann, der doch weit über funfzig Jahr alt war, als er diese Unternehmung anfing. Die ganze Masse ist mit so vielem Fleiß als Kunst aus Mastix bereitet. Die Farben sind natürlich. Ich glaubte, die Nadelhölzun-

gen wären aus Schlacken gemacht, er lächelte, ging in sein Kabinett und kam zurück mit einer umgekehrten zottigen Nachtmütze von Baumwolle.

Aus solchen Zotten, sagte er, die ich mit Mastix überkleide, mache ich die Tannenwälder, welche Sie hier sehen.

Hinter der Seite, wo die hohen südlichen Gebürge abgebildet sind, hat er in der Entfernung von einigen Schritten, ein kleines aufgestuftes Gerüste stellen lassen. Von diesem nimmt sich die ganze Arbeit vorzüglich schön aus. Hier übersah ich im kleinen Gebürge, wie ich einst auf der Hochwang, einem Berge in Graubünden, rechts die Tiroler Gebürge, links den Gothard, und zwischen ihnen zahllose Gipfel dieses großen Zwischenraumes überschaute.

Er zeigte uns auch ein schönes auf Leinwand gemaltes Bild von Heinrich dem Vierten, Könige von Frankreich, zu Pferde. Man fand es in der Reuß, wo es viele Jahre lang mag gelegen haben. Die herausdringende Feuchtigkeit soll in den ersten acht Tagen einen unerträglichen Gestank von Fäulniß verursacht haben, gleichwohl sind die Farben nicht ganz verblichen. Es steht die Jahrzahl 1601 darunter. Heinrich ist mit der Rüstung gemalt, die er den Solothurnern schenkte, und welche noch in ihrem Rüsthause aufbewahrt wird.

Der General Pfyffer ist ein gefälliger, lebhafter Greis von beinahe achtzig Jahren. Er belehrte uns

über die Natur des Rigi, der ganz aus kleinen Kieseln zu bestehen scheint und durch große Ueberschwemmungen, vielleicht durch die Sündfluth, aus den von höhern Bergen herabgespülten Kieseln mag seyn gebildet worden. Auf dem Pilatus findet man versteinerte Muscheln, wie auf so vielen andern Bergen, und wie man die in Stein gedruckten Formen mancherlei Fische hie und da in Gebürgen gefunden hat.

Den Nachmittag machten wir eine Seefahrt hinüber nach Stansstadt im Kanton Unterwalden. Rund umher am Ufer sahen wir eigentliche Alpen. Die meisten waren oben mit Tannen bewachsen, unten mit Laubholz. Auf den Höhen dieser Alpen weiden Hirten die Rinderheerden während der drei Sommermonate Junius, Julius und August. Im Frühling und Herbst weiden sie auf minder hohen Höhen, oder in Thälern. Die Hütten oben auf den Alpen heißen Sennhütten; ein Hirte mit seiner Heerde und Hütte, eine Sennerei. Hier machen sie Käse und Butter, welche sie am Ende der Woche hinunter in die Dorfschaften bringen.

Unten am Ufer des Sees wachsen viele Wallnuß- und Obstbäume. Vorlaufende niedere, sogenannte Vorberge, kleine Buchten zwischen vorstehenden schroffen Felsen, aus deren Spalten schlanke Tannen hervorsprossen, oder die mit hangendem Gebüsch bekleidet sind, Landhäuser und einzelne Wohnungen, geben dem Vorgrunde eine Mannigfaltigkeit, welche

durch den großen Eindruck der hohen Alpen noch vermehrt wird. Auf den Alpen sieht man zwischen dunklem Tannengehölz smaragdgrüne Matten, welche im sanften Wiederscheine des Morgen- oder Abendlichts einen besondern Reiz für die Augen haben. Der Pilatus, der Rigi und der Bürgenberg heben sich zunächst über die andern empor, größere Gebürge von fern. Wir landeten an Stansstadt, ein kleines Dörfchen in Unterwalden, welches eine halbe Stunde vom Hauptflecken des Kantons, Stanz, entfernt ist. Als ob wir wie bekannte Gäste sie besuchten, kamen Männer, Weiber und Kinder freundlich herbei und boten uns zum Austreten die Hände.

Unterwalden ist in zwei Gemeinen getheilt. Sie heißen der Oberwald und der Unterwald. Jede hat ihren Landammann, ihren Rath, ihre Landsgemeine. In allgemeinen eidgenössischen Angelegenheiten aber stellen beide zusammen nur einen Kanton vor.

Die Unterwaldner werden von allen Schweizern besonders geehret und geliebt, weil sie mit der Kühnheit und der Freiheitsliebe des Arnold von Melchthal, den Sinn sanfter Eintracht und Einfalt ihres nicht minder großen Landsmanns, Nikolas von der Flüe, verbinden.

Dieser fromme Mann hatte zwanzig Jahre als Einsiedler gelebt, um in der Stille Gott zu dienen, als gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, über die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in

den Bund der Eidgenossen, eine Aufnahme, welche die aristokratischen Kantone wünschten, die demokratischen aber, als eine Verstärkung jener fürchteten, beinahe eine fürchterliche Zwietracht entstanden wäre. In Stanz ward eine Versammlung von Deputirten der Eidgenossen gehalten, und war sehr stürmisch. Ein Pfarrer von Stanz lief eilend zu Nikolaus von der Flüe (das ist vom Felsen), damit er die erregten Gemüther besänftigen möchte. Er eilte herbei, erinnerte sie an ihre gemeinschaftlich erfochtenen Siege, an die Heiligkeit der Eintracht; er rührte ihre Herzen, er beruhigte die Demokraten wegen der gefürchteten Verstärkung ihrer aristokratischen Brüder, bewegte sie alle dazu, Freiburg und Solothurn in den Bund der Eidgenossen aufzunehmen, sah sie alle als Brüder aus einander gehen, und kehrte, Gott dankend, von allen gesegnet in seine Einsiedelei zurück. Sein Andenken ist den Unterwaldnern heilig, sie verehren ihn als einen Schutzheiligen unter dem Namen des Bruders Klaus, jedes Kind weiß von ihm zu erzählen.

Gleich hinter Stansstadt erstreckt sich ein fruchtbares Wiesenthal, umgeben von Bergen. Es ist, nach Sitte des Landes, mit großen Wallnußbäumen bepflanzt. Nirgends sah ich so große Bäume dieser Art. Die Nähe eines mit Laubholz bewachsenen Felsenberges lockte uns in seine Schatten, als mein Sohn einen Wasserfall entdeckte. Wir gingen hinzu. Von einer herabhangenden bemoos'ten Fläche des

Felsen stürzt in verschiedenen Wasserstrahlen das Bergbächlein auf vorstehende Steine mit Geräusch herab und rollet alsdann über Kiesel schäumend in das tiefe Thal.

Dieser Theil des Berges ist eine mit Gesträuch behangene Felsenhalle. Wir kletterten den Felsen hinan, bis wir aus dem hohl durch die Luft stürzenden Wasserfall mit der Hand schöpfen konnten. Auf einmal entdeckten wir an seiner Seite eine Steinkluft, welche von der Natur zur lieblichsten Einsiedelei gebildet ward. Ueberhangen von Gebüsch ist die Oeffnung eben groß genug, um die Felsenhalle mit dem Wasserfall, den ganzen Pilatus, und seitwärts etwas vom blauen Himmel zu sehen. Gen Himmel muß man schauen können, um sich der Erde ganz zu freuen! Die Felsenhalle selbst ist wild, von kühner Naturzeichnung. Hie und da arbeitet sich eine Steinlinde durch die Ritzen der Klippe durch und senket ihre tief unter der Wurzel hangenden Zweige. Ich wüßte nicht eine Stelle gesehen zu haben, welche mehr nach meinem Herzen wäre, auch verließ ich sie mit Sehnsucht.

Auf dem Rückwege begegneten wir einigen Männern und Weibern, welche gleich ein Gespräch mit uns anfingen und mit traulicher Freundlichkeit uns unterhielten. Wir schifften wieder ein und waren noch nicht weit auf dem Rückwege, als in der Dämmerung die entfernten Berge schwanden, bis über

den finstern Tannen des unterwaldischen Bürgenberges der Mond aufging. Du kennest die zauberähnliche Wirkung seines Lichtes, auf dem Lande und im Wasser. Aber man muß sie in Gebürgen gesehen haben, um sie ganz zu kennen, in Gebürgen dieser Art, wo ohnehin, auch ohne Mondschein, die mannigfaltigen Vertiefungen der Thäler und der Bergreihen, immer ändernde Scenen hervorbringen. Der Himmel und Pilatus waren wolkenlos, der Mond hob nach und nach die während der Dämmerung verschwundnen fernen Gebürge wieder hervor und erhellte den See. Von den Alpen tönten die Glocken weidender Kühe. An diesen Glocken haben die Aelpner besondre Freude. Sie sind der einzige harmlose Gegenstand eines ihnen sonst nicht bekannten Luxus. Manche vorzüglich begünstigte Kuh trägt eine große Glocke am Halse, welche oft zweimal so viel werth ist als sie, und schon vieler Heerden Zierde gewesen ist. Diese Glocken sind nothwendig, weil ihr Schall, wenn einzelne Kühe oder ganze Heerden sich etwa verirren, sowohl das Vieh als die Hirten auf die Spur bringt.

Zwischen Stansstadt und Lucern wechselt das Ufer mit kleinen Buchten und vorlaufenden Hügeln oder starrenden Felsen. Aus Klippen winden sich belaubte Sträuche, schlanke Tannen drängen sich an einander, gen Himmel mit ihren Häuptern empor strebend. Kannst du dir eine Vorstellung machen vom ergötzenden Zauberspiel des Mondes an diesem Ufer?

Den gestrigen und heutigen Tag haben wir wieder dem schönen See und seinen Ufern gewidmet. Helles Wetter, welches uns auf unsrer ganzen Reise so günstig gewesen, begleitete uns auf dieser Seefahrt in's Heiligthum der Schweiz. Da ich in diesem Briefe oft veranlaßt seyn werde dir Wilhelm Tell zu nennen, so will ich dich mit einigen Worten an seine Geschichte erinnern.

Der österreichische Landvogt Geßler, welcher bei Küsnacht, im Kanton Schwyz, wohnte, hatte, um den unabhängigen Sinn derer von Uri zu brechen, in Altorf seinen Hut auf eine Lanze setzen lassen und Befehl gegeben, daß jeder, der vor diesem Hut vorbeiginge, zum Zeichen der Unterthänigkeit sein Haupt entblößen sollte. Wilhelm Tell, ein Bewohner des Schacherthals unfern Altorf, ging ohne den Hut zu begrüßen vorbei. Als bald darauf Geßler nach Altorf hinkam, um denen von Uri das Recht zu sprechen, ward Tell Ungehorsams wegen vor ihm angeklagt. Jener erklärte mit Kühnheit, daß er einen Hut ohne Kopf nie grüßen würde. Der Landvogt (oder Zwingherr, denn diesen bedeutenden Namen gaben die Schweizer den österreichischen Landvögten) verdammte Tell dazu, einen Apfel vom Haupte seines Sohnes abzuschießen. Tell mußte seinen Sohn herbeiführen, behielt Fassung genug, richtig zielen zu können, der Apfel fiel, der Knabe ward nicht verletzt. Auf des Landvogts Frage: wozu Tell noch einen Pfeil mitge-

bracht habe? entschuldigte sich dieser mit dem Schützenbrauch; als aber jener stärker in ihn drang, antwortete Tell: "Diesen hätte ich dir in's Herz geschossen, wenn ich mein Kind getroffen hätte!"

Der Landvogt ließ ihn fesseln und nahm ihn mit sich in den Nachen, um ihn nach Küsnacht zu bringen. Es erhob sich ein Sturm. Die Schiffer kündigten Untergang an, wofern Tell, welcher des Steuerns vorzüglich kundig war, das Schiff nicht lenken würde. Denn diese tiefen Seen mit hohen Ufern haben seltne Anfurten; Stürme erheben sich unversehens aus den Bergreihen, die Gefahr ist oft plötzlich. Tell ward gelöset und an's Steuer gesetzt. Er steuerte und sann auf Gelegenheit der Rettung. Dicht am Ufer fahrend ersah er einen vorstehenden Stein, sprang hinauf, stieß, ehe der Sprung ihn hob, den Nachen mit einem Fuß in den See und lief, über jedem andern unwegsame Pfade, nach Küsnacht. Dorthin kam auch Geßler und setzte sich zu Pferde, um nach seinem Schloß zu reiten. In einem Hohlwege harrete Tell seiner Beute und schoß Geßlern vom Pferd herab.

Wir wollten den ganzen See bis Flüele hinauf fahren, vorher aber Küsnacht besuchen und die Stätte, wo der Zwingherr fiel.

Anfangs ruderten wir die fruchtbare, sich sanft erhebende Küste des nördlichen Ufers vorbei, wo viele Lucerner angenehme Landhäuser haben. Wir sahen Trümmer eines Jagdschlosses der alten Grafen von

Habsburg, welches diesen Namen der ehemaligen Besitzer trägt, aber nicht mit Habsburg, dem Stammhause des Erzhauses, verwechselt werden muß. Dieses liegt unfern Schinznach, im Kanton Bern. Dicht neben uns sahen wir dann, hinter zwei kleinen verinselten Felsen, deren einer mit einem Kreuz, der andre mit einer Kapelle geschmückt ist, das Inselchen Altstadt, wo neben den Ueberbleibseln eines ehemaligen Kornmagazins, der Abbé Raynal sich vermessen hat, den drei großen Männern, welche zuerst den Bund der Freiheit schwuren, einen Obelisk mit lateinischen Inschriften zu setzen. Die Stätte, wo dieser Eid geschworen ward, liegt im Kanton Uri; ich werde dir bald mehr davon sagen. Der Abbé Raynal suchte im Jahr 1780 durch den Landammann Minter bei'm Kanton die Erlaubniß, dort das Monument setzen zu dürfen. Aber die wackern Urner bezeigten keine Lust dazu.

"Sie meinten," sagt ein schweizerischer Schriftsteller, "so lange Eidgenossen so denken würden wie bisher, da jeder Rechtschaffne, wenn er das erstemal am Grütlin vorbeischifft, aussteigt, ehrerbietig die Stätte anschaut, wo zu der Freiheit der Schweiz der Grund geleget ward, auch nachher, jedesmal wenn er vorüber fährt, die Ahnen segnet, Gott danket, der Freiheit sich freuet und sich frei fühlt; so brauche es keines steinernen Denkmaals. Und wenn, was sie nicht hofften, ihre Söhne oder Enkel diese Empfin-

dungen einst verlieren sollten, würde ein solches Denkmaal der Eidgenossenschaft so wenig nützen, als in den letzten Zeiten der Republik dem in Knechtschaft gesunknen Rom seine so häufigen Monumente geholfen."

(Siehe Schweizer Museum vom Jahr 1783.)

Gleichwohl wollte der Abbé, da in dieser Antwort kein ausdrückliches Verbot enthalten war, von seinem Vorhaben nicht abstehen. Als er Mühe fand, sich mit den Eigenthümern der Grütlinmatte zu vergleichen, verfiel er auf eine andre Stelle, dicht bei jener, die Treib genannt. Endlich beherzigte er die Gesinnungen der Urner; suchte und erhielt von der Regierung in Lucern die Erlaubniß, sein Monument auf das Inselchen, wo es steht, hinzustellen. Es ist ein elender, kleiner Obelisk, der durch die Nachbarschaft des Kornmagazins noch winziger scheinet, als er ohnehin scheinen würde. Ein solches Denkmaal mit seinen lateinischen Inschriften mag sich zur That, an welche es erinnern soll, ohngefähr so verhalten, wie der Abbé, der es setzen ließ, sich zu den drei Heroen verhält, die den Grund einer Verfassung legten, welche seit einem halben Jahrtausend das Glück des besten Volkes zur Ehre der Menschheit macht.

Wir landeten in Küsnacht und ließen uns zur sogenannten hohlen Gasse führen. So heißt ein enger Weg, durch welchen der Landvogt ritt. Man zeigte uns die Stelle, wo Tell, als er ihn erschoß, soll ge-

C. G. Hammer sculp. Dresd.

n. d. Nat. gez. v. Bendixen.

standen haben. Wo Geßler fiel, steht eine Kapelle, in welcher jährlich eine feierliche Messe gelesen wird. Vor dem Eingang stehen diese Reime:

Hier ist Geßlers Hochmuth vom Tell erschossen,
Und der Schwyzer edle Freiheit entsprossen;
Wie lang wird aber solche währen?
Noch lang wenn wir die alte wären.

Diese Verehrung der Väter, diese Bescheidenheit; dieser religiöse Freiheitsgeist, charakterisirt das glückliche Volk.

Wir besahen auch die noch stehenden Trümmer von der Burg des Zwingherrn. Ehe wir dahin kamen, sahen wir von einer kleinen Anhöhe auf der einen Seite den Zugersee und den Zugberg, auf der andern den Rigi und den See der vier Waldstädte. Küsnacht ist eine Landvogtei, dem Kanton Schwyz unterthan, doch wohnen auch demokratische Schwyzerbauern hier. Wir schifften wieder ein. Des Sees grünliche Wellen sind durchsichtig wie Krystall. Man sieht am Ufer einige Klafter tief durch die smaragdnen Fluthen bis auf den Grund. An vielen Stellen ist er von erstaunlicher Tiefe, ja nach dem Bericht unsrer Schiffer zwischen Brunnen und Altorf an einigen Stellen sechshundert Klafter tief. Seine Ufer bestehen mehrentheils aus Alpen, welche häufig mit Buchen, ächten Kastanien und anderm Laubholz, auch mit Tannen bewachsen sind. Diese krönen die Höhen, jene schmücken die Seiten. Längs dem Ufer stehen

hie und da Wohnungen, oft läuft nur ein schmaler Fußpfad entlang den See, oft setzen Berge den Felsenfuß senkrecht in die Tiefe. Zwischen dunkeln Tannen schimmert das immer frische Grün der Alpentriften und ihrer Wiesen. Dort steht eine Sennerei; hier, zwischen Felsen, eines Waldbruders einsiedlerische Wohnung. Auf kühn emporragenden Klippen stehen Häuser, oft auch Kirchen, welche unzugänglich scheinen. Man hat Mühe zu begreifen, daß die Menschen auf dem jähen Hang des Berges sicher gehen; man begreift nicht, wie Kinder, wenn sie aus der Hausthür treten, nicht hinunter stürzen in den See? Dicht zwischen Felsen und den See gedränget, schmiegen sich an jene ganze Dorfschaften an; die spitzen Kirchthürmchen, welche in flachen Ländern weit umher die Gegend bezeichnen würden, erscheinen von unten wie Kegel. Kiesige Spuren der Schneebäche, die im Frühling herunter rauschen, deuten zurück auf eine Naturschönheit, deren wir jetzt entbehren mußten. Ungeheure Felsenstücke, welche sie herabstürzten, und auf deren belaubten Gipfeln die rothe Frucht des Vogelbeerbaums nicket, beweisen ihren Ungestüm.

Häupter und zackige Rücken der höhern Gebürge starren hinter den Alpen empor. Von allen Seiten verliert sich zwischen solchen der Blick, sobald man mitten im See ist. Oft sieht man Spuren auf ihren Gipfeln; die eigentlichen Schneegebürge, wenige ausgenommen, werden als zu entfernt von diesen näheren

bedeckt. Auffallend ist die Gegend, wo sich zwischen langen Vorgebürgen, welche Nasen heißen, der See verenget. Als wir diese vorbei geschifft waren, besuchten wir den kleinen Freistaat Gersau. In Frieden mit der ganzen Welt, verehret von den Eidgenossen, wohnet hier am See, unter der einen Alpe, die sein ganzes Reich ausmacht, in brüderlicher Eintracht, ein harmloses Völkchen, welches heldenmäßig für seine Freiheit und für die Freiheit seiner Verbündeten gekämpft hat. Es zählt neunhundert Seelen; zwischen zwei und drei hundert Bürger in seiner Landsgemeine. Gleich den demokratischen Kantonen erwählt es alle Jahr zwei Landammanne, deren jeder ein Jahr an der Spitze des Raths den Geschäften vorsteht. Der Rath besteht aus neun Männern, welche zeitlebens in ihrer Würde bleiben, wie die Rathsherren der Eidgenossen.

Im Jahre 1359 schloß Gersau mit den vier Waldstädten,*) das heißt mit Schwyz, Uri, Unterwalden und Lucern, einen Bund. Es ist kein Kanton, vermuthlich weil es so klein ist, ordnet nicht Gesandte ab an die Tagsatzung, hat auch keinen Antheil

*) Schwyz, Uri und Unterwalden haben keine Städte, so wenig wie Glarus und Appenzell. Stadt heißt hier Freistaat, πολις, civitas, cité. Wald heißt Gebürge mit Wald. So sagen wir der Thüringerwald, der Schwarzwald. Im W a l d e heißt bei den Schweizern i m G e b ü r g e.

an gemeinschaftlichen Vogteien. In gewissen Fällen darf der Beklagte von den Aussprüchen des Raths an Schwyz oder an Lucern appelliren. Die Wahl steht ihm frei. Nicht aus Schwäche haben sich die Gersauer diesem Appell unterworfen, sondern aus gerechtem Vertrauen in ihre Nachbarn, und weil sie einsahen, daß Sicherheit und Eigenthum gefährdet sei, wo die erste Instanz zugleich die höchste; daß Sicherheit und Freiheit leere Namen seien, wo eine oft leidenschaftliche, immer leicht geblendete, nie der Rechte kundige Volksversammlung, den Spruch der Richter bestätigen oder vernichten darf; endlich sahen sie ein, daß Gesetzgebung und Ausführung des Gesetzes ohne Tyrannei nicht vereint seyn könne, entsagten dieser, und behielten sich das höhere Recht von jener vor. Denn gesetzgebende Macht, Krieg, Bündnisse und Wahl der Landammanne sind in der Hand des Volks. Auch mögen sie weislich erwogen haben, (denn die Stifter kleiner Staaten erwägen reiflich, zu oft spielen großer Staaten Stifter mit der Menschheit Wohl!) sie mögen, sage ich, erwogen haben, daß in ihrem kleinen Völkchen fast jeder mit jedem durch Nachbarschaft, Bande des Bluts und der Sippschaft verbunden, also dem Richter Anlässe zur Gunst oft nahe, näher noch Anlässe zum Vorwurf, auch wenn er ungegründet, liegen müssen. Darum ward der heimische Spruch dem Erkennen des fremden Richters untergeordnet. Manche würden über die Einfalt

lächeln, mit welcher ich bei dieser Alpenfamilie verweile. Das wirst du nicht. Wer Länder nach dem Umfang, Völker nach der Zahl schätzet, den muß freilich das kleine Gersau gleichgültig lassen.

Wir sahen nun das Schwyzerische Städtchen Brunnen, und hinter ihm Schwyz, den Hauptort des Kantons, vor seinen beiden großen Felsen, den Haken, liegen, schifften einige Stunden den sich immer mehr verengenden See hinauf, und freuten uns der schlanken Buchen, Eschen und Tannen, welche, auf eine unbegreifliche Weise, sich aus den steilen Felsen des rechten Ufers empordrängen, und mit ihren Wurzeln in schmalen Steinritzen haften. Hier bildet sich dieses Ufer zum Vorgebürge, vor dessen Spitze ein ungeheurer Fels, welcher herunter gestürzet ist, sich senkrecht wie ein Wartthurm einige Schritte vom Lande in den See gestellt hat. Einige Tannen wachsen auf dem Gipfel, neben denen eine zackige, verdorrte Eiche aus Mangel der Nahrung ausgegangen. Ein Paar Reiher standen auf dem Felsen und flogen erst weg, als wir ganz nahe waren. Wenn du dieses Vorgebürge umschifft hast, siehst du andre Scenen. Thürmender erheben sich die Felsenberge in wechselnden Gestalten. Jeden Augenblick verändert sich die Aussicht, so wie, indem du fortschiffst, sich jeden Augenblick in Absicht deiner der nahen Berge Stand zu den fernen Gebürgen ändert. Schon siehst du des Sees Ende, und hinter dem See die Berge, welche

den Gothard verbergen. Wer die Schweiz nicht gesehen hat, wer sich die Alpen als größere Harz= oder Erzgebürge denkt, der macht sich gewiß nicht einen so wahren Begriff von ihnen, als jemand der keine Berge sah, und sie sich noch so denkt, wie die abenteuerliche Jugend=Phantasie ihm solche zuerst vormalte. Denn hier ist die Natur ganz außer ihren gewöhnlichen Verhältnissen und Weisen. Mit immer neuen, entzückenden Launen überrascht sie dich durch das erhabenste Wunderbare, mit dem abenteuerlichsten vermischt. Wir sahen den Grütlin, sparten den auf heute auf, und besuchten am entgegen stehenden Ufer die auch im Kanton Uri stehende Tellenkapelle, welche die Felsenplatte einnimmt, auf die Tell sprang, als er dem Nachen entspringend ihn mit dem Fuß vom Ufer entfernte. Hier wird jährlich ein feierlicher Umgang gehalten, Messe gelesen und über den Ursprung der Freiheit geprediget. Solche Monumente liebt dieses Hirtenvölkchen, welche Freiheitsgefühl erwecken und heiligen. Rund umher schmückt sich auf dem steilen Felsen die Natur, mit dichtem, freudig sprossendem Laubholz und mit Blumen. Einige Schritte weiter bilden die Felsen schauervolle Höhlen, auf zackigen Klippen irren Ziegen, hie und da kuckt ein Reiher aus dichtem unzugänglichem Gebüsch hervor.

Wir erreichten Flüele, am Ende des Sees, noch früh genug, um eine halbe Stunde bis nach Altorf gehen zu können. Wir waren in einem fruchtbaren

Thal, um welches sich in vielfachem Amphitheater Berge und zackige Felsen erheben. In der Dämmerung kamen wir in Altorf an. Dieser Ort ist der Hauptflecken des Kantons Uri. Hier versammelt sich am ersten Sonntag im Mai die Landsgemeine. Der Kanton Uri wird in zehn Genossensame, wir würden sagen Kreise, eingetheilt. Aus jeder werden von ihren Bürgern sechs Männer in den Rath ernannt. Die sechszig Rathsherren bleiben es, wie in den andern demokratischen Kantonen, auf Lebenszeit. Alle zwei Jahre werden zwei Landammanne gewählt, deren jeder ein Jahr den Geschäften vorsteht. Dem regierenden ist ein Statthalter untergeordnet. Die Landsgemeine macht, ändert, hebt Gesetze auf; stiftet Bündnisse, Krieg und Frieden. Diese Verfassung ist allen demokratischen Kantonen gemein.

Die Urner haben zwei Collegia, deren Mitglieder Rathsherren sind. Ein Civiltribunal und ein Criminalgericht. Der Beklagte darf an den gesammten Rath appelliren. Dann muß jeder Rathsherr aus seiner Genossensame einen Bürger zum Gehülfen ernennen. Die Landsgemeine mischt sich nie in Sachen der Justiz. Zu einer Zeit, da in ganz Europa die vollziehende Gewalt von der gesetzgebenden Macht entweder nicht hinreichend getrennt, oder gänzlich mit ihr vermischt war, sonderten der Alpen einfältige Bewohner sie mit mehr Weisheit als weder Griechen noch Römer. Jeder Jüngling von Uri hat die Rechte

des Bürgers, sobald er vierzehn Jahr alt ist. Die Zahl der Bürger, welche das Schwert zücken, beläuft sich über dreitausend. Größer ist der Unterthanen Zahl. Das fruchtbare Liviner Thal, welches jenseit des Gothards von Welschen bewohnet wird, steht unter einem Urner Landvogt. Drei andre welsche Vogteien, Riviera, Pollenz und Bellenz, besitzen die Urner mit den Schwyzern und Unterwaldnern in Gemeinschaft; das Meynthal, Mendris, Lugano und Locarno mit den eilf andern Kantonen. Appenzell allein hat keinen Antheil an den Vogteien, und kann sich mit dem edlen Perser Otanes rühmen, weder zu herrschen noch zu dienen. Von den Landvögten über die welschen (italienischen) Landvogteien, welche wechselsweise von den herrschenden Kantonen ernannt werden, können die Unterthanen an die Tagsatzung von Locarno (oder Logarno) appelliren. Ich habe schon einmal gesagt, daß die von den demokratischen Kantonen ernannten Landvögte nicht immer unbescholten des Rechtes pflegen. Sie bezahlen oft ihre Stellen theuer. Denn nach einer schon alten Unsitte, welche fast zur Sitte geworden, bezahlen sie oft den Bürgern der versammelten Landsgemeine ihre Wahl, woraus vielfältiges Uebel entspringt. Denn weder wird der Bessere dem Geldbietenden vorgezogen, noch auch auf diesen genau Acht gegeben, oder selbst auf der Tagsatzung in Locarno den Klagen gegen ihn gebührende Aufmerksamkeit verliehen. Eine obrigkeitliche Person, welche durch

Kauf zur Würde gelangt, wird leicht veranlaßt werden, sich durch Verkauf des Rechts erst schadlos, dann reich zu machen. Gingen nicht Mißbräuche dieser Art im Schwange, so müßten die Unterthanen in den Vogteien so wohlhabend seyn wie die Berner, Zürcher, Basler, Lucerner und Schaffhausner Bauern, denn gleich ihnen geben sie keine andre Abgabe, als den Zehnten in Natura.

Die demokratischen Bürger, welche alle Landleute sind, entrichten gar keine Abgaben; auch nicht in den andern kleinen Kantonen, so wenig wie in Graubünden und Wallis.

Das Ursener Thal am Gothard, aus welchem sich die Reuß bei der Teufelsbrücke tief in den Abgrund stürzt, ist in so fern abhängig von Uri, daß des Thales Bewohner von ihrer Obrigkeit an den Kanton appelliren können; doch haben sie ihre eigene kleine Landsgemeine. Ihre Beschlüsse hangen aber, sobald sie auswärtige Angelegenheiten betreffen, auch von Uri ab.

Früh Morgens gingen wir nach Bürgli, welches eine halbe Stunde weit von Altorf im Schacherthale liegt. Hier wohnte Tell; dankbare Ehrfurcht verwandelte das schlechte Haus in eine Kapelle. Auch in dieser Kapelle wird feierlich Messe gelesen, auch sie wird in feierlichem Umgang vom Volke besucht. Gleich beiden andern Tellenkapellen ist diese mit Bildern aus der heiligen und aus der vaterländischen Ge=

schichte geziert. Unter jedem Bilde steht ein Reim; folgende über dem Eingange:

Allhier auf dem Platz dieser Kapell
Hat vormals gewohnt der Wilhelm Tell,
Der treue Retter des Vaterlands,
Der theure Urheber des freien Stands.
Deme zum Dank, Gott aber zur Ehr,
Ward diese Kapelle gesetzet her,
Und selbe dem Schutz befohlen an
Sanct Wilhelm Röchli und Sebastian.

An beiden Seiten stehen noch folgende Reime:

Sind wir gerecht, einig und gut,
So steht die Freiheit sicher gnug.

Dankbar gedenket an jene Zeit
Da ihr seid worden gefreite Leut.

In der Kapelle ist über dem Altar das Zifferblatt einer Uhr gemahlt, deren Zeiger, auf Eintracht deutend, auf 1 steht. Drunter lieset man:

Die Freiheit wird sein von langer Daur
Wenn allzeit Eins zeigt diese Uhr.

Manches und manches schöne Gedicht, welches das Siegel der Unsterblichkeit auf der Stirne trug, hat mich nicht so gerührt, wie mich der edle Sinn dieser einfältigen in rauher Sprache gefaßten Reimlein durchdrang. Wie frei von jeder Anmaßung, von jeder auch noch so gerecht scheinenden Empfindung eigner Stärke, und desjenigen Muths, an welchem mächtige

Heere zertrümmerten, sind diese Inschriften! Sie erwähnen jener Heldenthaten nicht. Nur der sanften Eintracht und der Gerechtigkeit wollen sie vertrauen! Nur diesen edelsten Tugenden, und dem Gotte, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe herkommt, von dem Eintracht und Muth, Gerechtigkeit und Freiheit herkommt, wollen sie diese mit dem Blut der Väter theuer erkaufte Freiheit verdanken!

Die Schacher, ein reißender Bergstrom, rauschet mit Ungestüm durch Bürgli. Sie trat aus ihren Ufern, bald nachdem Tell den Landvogt erschossen hatte, und richtete viel Schaden an. Tell wollte auch diesem Unheil steuern, aber der Strom ergriff ihn. Er erlebte hienieden nur die Morgenröthe der bessern Zeit.

Mit welchem Interesse möchte ich hier meines Bruders noch nicht gedrucktes Schauspiel, Wilhelm Tell, lesen! Und welchen neuen Anlaß, ihn selbst auf dieser Reise zu vermissen, hab' ich täglich, hier wo jedes Kind den Namen seines Helden im Munde führt!

In Altorf bezeichnen zwei steinerne Bildsäulen die Weite des Pfeilschusses, mit welchem Tell den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoß. Sie ist von hundert und dreißig Schritten.

Wir gingen wieder nach Flüele und stiegen in das Schiff. Auf unsrer Rückfahrt nach Lucern besuchten wir den Grütlin, oder die Grütlinmatte. So heißt eine steile, mit Laub und Gras grünende Höhe

am See, aus welcher ein Quell entspringt. Bei dieser Quelle soll es gewesen seyn, daß die drei großen Männer, Werner von Staufacher aus Schwyz, Walter Fürst aus Uri, und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, den heiligen Bund zur Befreiung der Schweiz schwuren.

Sie schwuren im Jahre 1307, und in der Neujahrsnacht des folgenden Jahres 1308 wurden alle Schlösser der Zwingherrn verbrannt!

Wir hielten Mittag am Ufer, in einem Garten vor Gersau. Dicht bei'm Lande begegnete uns ein kleiner Knabe von etwa sieben Jahren, welcher ganz allein, mit einem ziemlich großen Nachen, sich in den See wagte. Er ruderte, und das Steuer war so gebunden, daß es in der Richtung stand, nach welcher er fahren wollte. In Gersau fanden wir einen Knaben von acht oder neun Jahren, der sehr geschickt mit einer Armbrust nach dem Ziel schoß. Das mochte wohl die Lieblingsbeschäftigung des Tages für die Buben seyn, denn gestern hatten die Väter und ältern Brüder mit Musketen nach der Scheibe geschossen. Wir hatten die Schüsse, mit ihren Wiederhallen in den Felsen, gehört. Alle Schweizer über sich von Kindheit an in den Waffen. Die Schwyzer, die kriegerischsten von allen, setzen vier Preise von funfzig Gulden jährlich aus, für die besten Schüsse in vier verschiedne Scheiben; geringere für die nächsten. Auch das Geschütz der Lucerner hörten wir gestern.

donnern. Sie prüfen und üben diese Tage ihre Artilleristen.

Lucern's Verfassung ist, in Absicht auf die Stadt, aristokratischer (vielmehr oligarchischer) als die von Zürich, wo jeder Bürger gleichen Theil an der höchsten Macht hat. Der große Rath besteht in Lucern aus hundert Personen. Unter diesen machen sechs und dreißig Männer, welche Patricier seyn müssen, den kleinen Rath aus. Vom kleinen Rath wird an den gesammten Rath appellirt. Alle Mitglieder beider Rathsversammlungen sind es auf zeitlebens, und da der kleine Rath seine erledigten Stellen selber besetzt, kann man sagen, daß diese Würde auf gewisse Weise erblich sei. Die obersten Magistratspersonen sind die beiden Schultheiße, deren immer einer am Steuer des Staats sitzet. Sie bleiben es zeitlebens, und wechseln ein Jahr um's andre mit einander ab. Krieg, Frieden, Bündnisse und neue Abgaben können nicht ohne Zustimmung der versammelten Bürgerschaft beschlossen werden.

Die Bauern sind sehr glücklich, geben dem Staate nur den Kirchenzehenten in natura, und außerdem bezahlt jeder Hausvater dem Landvogt jährlich einen halben Gulden. Die Landleute haben ganz freie Handlung, und sind in dieser Absicht nicht wie die Zürcher Bauern von der Stadt abhängig. Die Prozesse sind nicht kostspielig wie im Kanton Bern. Wofern aber Klagen, die ich hörte, nicht ungegründet

waren, so sind nicht alle Lucerner Landvögte vom Vorwurfe des Eigennutzes frei. Dieser Kanton, der mächtigste unter den katholischen, kann zwanzigtausend Mann unter Waffen stellen. Die Einkünfte des Staats belaufen sich nur auf vier und siebzig tausend Gulden, und gleichwohl bleibt jährlich ein Ueberschuß, welcher zum allgemeinen Besten verwendet wird.

In Lucern residirt der an alle katholische Staaten Helvetiens beglaubigte päpstliche Nuncius.

Ich sende dir hier den Kühreihen mit seiner Musik. So nennen die Alpenbewohner das Lied, welches sie zu singen pflegen, wenn sie das Vieh aus den Thälern auf die hohen Alpen treiben. Nichts entflammt mehr das Heimweh eines Schweizers in der Fremde, als die einfältige Weise dieses Liedes. Sie war daher, weil sie die Schweizer, welche in Frankreich's Sold standen, zum Ausreißen reitzte, bei Todesstrafe in Frankreich verboten.

Siebzehnter Brief.

Thun und Bern, den 18ten Sept. 1791.

Früh am 13ten reis'ten wir aus Lucern. Eine Weile fuhren wir längs der Reuß, welche glänzend nach ihrem Bade im See zwischen lieblichen Ufern fließt. Die Einwohner des Kantons Lucern sind wohlhabend durch den Segen der Natur, des Fleißes, der Freiheit.

Nach einigen Stunden erreichten wir den Sempacher See, und sahen am jenseitigen Ufer die alte Stadt Sempach liegen. Hier ward im Jahr 1386 die berühmte Sempacher Schlacht geliefert, in welcher Leopold, Herzog von Oesterreich, mit dem Kern seines Heers von einem Häuflein von dreihundert Eidgenossen erschlagen ward.

Arnold von Winkelried aus Unterwalden trennte den Phalanx des feindlichen Heers, sich den Speeren entgegen stürzend, deren, so viel er auf einmal zu umfassen vermochte, zusammen haltend, und so durch freiwilligen Tod den Seinigen Bahn des Sieges öffnend.

Sempach, abhängig von Lucern, genießet so großer Freiheiten, daß es sich fast der Freiheit

rühmen kann. Es hat ehmals Grafen von Lenzburg, dann denen von Kyburg, zuletzt Habsburg's Grafen gehorcht. Schon im Jahr 1333 verband sich Sempach mit Zürich, Bern, Basel, Solothurn und Sanct-Gallen. Nach der Schlacht ward es mit Lucern verbunden. Es hat dieses Städtchen seinen eignen Magistrat, eine weit ausgedehnte Jurisdiction und ansehnliche Rechte. Unter drei Sempacher Bürgern, welche die Stadt selbst aussucht, wählet ihr der Rath von Lucern einen Schultheiß.

Der Sempacher See ist zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit. Er gehört dem Kanton Lucern. Die Einkünfte der ansehnlichen Fischerei werden von einem Lucerner Rathsherrn für den Staat gehoben, doch darf jener sich nicht in Sempach's innere Angelegenheiten mischen. Am nördlichen Ende des Sees liegt Sursee. Eine halbe Stunde hinter Sursee sahen wir von einer Anhöhe eine Gebürgkette, welche mit Rigi und Pilatus anfängt, den Gothard und Engelberg in sich faßt, und mit dem Schreckenhorn endiget. Wir fuhren durch eine Strecke von achtzehn Stunden im Lucerner Gebiet und kamen in den Kanton Bern, dessen Festung Arburg zur Rechten lassend, wir durch Zofingen fuhren. Hier ist der große Kanton Bern nur eine Stunde breit, zusammen gedränget zwischen den Kantonen Lucern und Solothurn. Die Gegend von Zofingen ist ihrer Wiesen wegen berühmt. Nirgends ward wohl je die Kunst Wiesen zu wässern

so hoch getrieben als hier, daher ein Morgen Wiesenlandes manchmal für tausend Reichsthaler gekauft wird.

Guter Boden, Freiheit unter einer so weisen, milden, durch ewige Gesetze eingeschränkten Regierung und aufgeklärte Arbeitsamkeit erheben den Berner Landmann zu einem hohen Grade des sichtbaren Wohlstandes.

Man wirft zu allgemein den Landleuten vor, daß sie der hergebrachten Art der Feldbestellung, auch wo sie schlecht ist, zu getreu, mit Hartnäckigkeit gegen bessere Methode sich sträuben. Die Schweizerbauern beweisen das Gegentheil. Sie sinnen nach über des Bodens Natur und den vortheilhaftesten Ertrag, weil sie nur für sich säen und ernten, nicht beschwert sind mit Abgaben, und ohne Aengstlichkeit, welche bei den andern Bauern nicht nur natürlich, sondern auch vernünftig ist, den Erfolg einer neuen Probe abwarten können. Es kommt freilich hinzu, daß ihr Geist mehr gebildet ist; aber ist es nicht eben der Druck, von dem sie frei sind, welcher andre Bauern so mißbildet?

Wer in seinem ganzen Umfange den Segen des sichern Genusses ländlicher Fülle sehen will, der muß die fruchtbaren Gegenden der Schweiz besuchen. Die Wohnungen der Berner Bauern sind vorzüglich geräumig und reinlich; sie selbst sind wohl gekleidet und wohl genährt, freudig und stark. Ihr Vieh ist groß, wohl gefüttert, glatt, und den Menschen zugethan. Geist der Ordnung zeigt sich in der Vertheilung, im

Anbau und in der Einhegung ihrer Wiesen und Felder. Füge die Schönheit beider Geschlechter hinzu. Nur im Kanton Lucern sah ich noch schönere Mädchen; die Männer vom Kanton Bern scheinen mir, nächst denen von Schwyz und Uri, die schönsten in der Schweiz.

Das frische Grün, welches man in der ganzen Schweiz findet, ist den Augen wohlthätig und erfreuet das Herz. In diesem heißen Sommer, wo ich in den fruchtbarsten Gegenden von Deutschland Aecker sah, welche die Sonnengluth versengt hatte, finde ich in der Schweiz hellgrünes Laub auf den Bäumen, glänzendes Grün auf Triften und Auen. Nicht nur sind die Berge mit krönenden und gürtenden Wolken geschmückt, auch in flachen Gegenden ruhen oft Gewölke des Abends und des Morgens; denn so flach ist hier keine, daß nicht in der Nähe Gebürge wären. Wenn man am Morgen die Gipfel der Berge vergüldet, und auf der westlichen Seite die Schneeberge vom Wiederschein des Morgenhimmels erröthen sieht, indem sich weiße Wolken hinab in dämmernde Gefilde senken, so ist einem, als sähe man Himmel und Erde in einem traulichern Bunde hier vereinet als sonst irgendwo.

Wir fuhren am Abend eine Zeit lang an den Ufern der Aar und erreichten in der Dämmerung das freundliche Morgenthal. Dieser kleine Ort besteht aus wenigen Wohnungen, die zwischen anmuthigen Hügeln,

beschattet von Buchen, an der Aar liegen. In diesem Thale findet man einen Gasthof, desgleichen man in vielen der Hauptstädte von Europa vermisset.

Am 14ten reis'ten wir von Morgenthal durch ähnliche Gegenden bis Hochstädt, weil wir Thun nicht erreichen konnten. Wir sahen vor uns die Thuner Berge, zur Rechten die hohen Gebürge des Grindelwaldes.

Am 15ten fuhren wir früh aus, und waren um acht Uhr schon in Thun, welches am Ende des Thuner Sees liegt, wo die Aar sich aus ihm ergießt. Die Lage der Stadt ist reitzend. Wir fragten den Wirth um Rath, wie wir die Reise nach dem Grindelwalde und nach Lauterbrunn am besten einrichten könnten. Ich rathe jedem, der diese kleine Alpenreise beschließt, ein Gleiches zu thun, denn es ist ein verständiger Mann.

Er bat uns nicht zu säumen, damit wir noch am Abend das Haslithal erreichen möchten. Er versah uns mit einem guten Führer, mit Stäben, welche unten mit einem Stachel versehen sind, um den klimmenden Gang des Wanderers auf jähen Pfaden zu sichern, versah uns mit Speise und bestellte uns sogleich ein Schiff. Wohlgemuth schifften wir ein, bei schönem Wetter, in Erwartung der Freuden, zu welchen schon der See uns einlud. Der Thuner See ist fünf Stunden lang, ohngefähr eine breit. Zunächst bei Thun, und an der linken Seite, bis jenseits der Hälfte, kränzen ihn Weinberge. Die Stockberge, der

pyramidalische Riesenberg, hinter diesem die Kienthalberge und die Blümlialpe*) zur Rechten; links der Beatusberg und andre Gebürge, geben seinen Ufern ein herrliches Ansehen. Er ist an manchen Stellen hundert und zwanzig Klafter tief. Ich meine dir geschrieben zu haben, daß der See der vier Waldstädte an manchen Orten sechshundert Klafter tief seyn soll. Die Tiefen dieses Landes stehen im Verhältniß mit seinen Höhen. Ueberall maß hier die Natur mit gigantischem Maaße. Wir sahen am Ufer der linken Seite drei Wasserfälle aus Felsen stürzen, den Stampfbach, den Jungfraunbrunnen und den Beatusbach. Dieser entspringt aus einer Felsenhöhle des Beatusberges. In der Höhle soll der heilige Beatus, welcher diesem Lande zuerst das Evangelium verkündigte, gewohnet haben. Der Breitklauenberg zur Rechten und der Harderberg zur Linken schließen den See,

*) Die Blümlialpe, mit Schnee bedeckt, soll ehmals eine grüne Alpe gewesen seyn. Ihr Name giebt der Hirtensage Wahrscheinlichkeit. Uebrigens hat dieses Volk manche Sagen von einer güldenen Zeit, in welcher der Himmel milder, die Erde ergiebiger, die Menschen besser gewesen seyn sollen. Damals, so fabeln sie, trugen die Berge, welche jetzt mit Schnee bedeckt sind, die würzreichsten Kräuter. Die Thäler troffen von des Landes Fett. Selbst die schädliche Wolfsmilchpflanze war treffliche Nahrung für die Kühe, ihr Saft ging über in reine Milch. Glückliches Völkchen! dein goldnes Jahrhundert hat nicht aufgehört!

nur der Aar den Eingang gewährend, welche eine Stunde von hier aus dem Brienzersee sich ergießt, beide Seen durchströmend.

Mit ewigem Schnee bedeckt ragen der große Eiger, der kleine Eiger und die Jungfrau hervor, höher das Schreckenhorn, dessen kegelförmige Felsenspitze immer im Sommer mit zween glänzenden Schneeflecken bezeichnet ist. Unzugänglich ist dieser Gipfel und eifert mit dem Montblanc in Savoyen um den Ruhm der Höhe.

Rund umher an des Sees Ufer liegen viele Dörfer. An der rechten Seite erheben sich gegen Mittag Berge über das Dörfchen Leißingen und nehmen ihm im Winter den Anblick der Sonne sechs Wochen lang. Wir landeten in Neuhaus und gingen eine Stunde lang zu Fuß, zum Theil längs der Aar, immer unter großen Wallnußbäumen, durch grasreiche Auen nach Interlaken, welches seinen ursprünglich lateinischen Namen von der Lage zwischen beiden Seen hat. Hier schifften wir wieder ein und fuhren der Länge nach über den Brienzer See. Er ist drei Stunden lang, und nicht völlig so breit als der Thuner. Grünende Alpen umgeben ihn von allen Seiten. Einige haben unten einen sanften Abhang und werden steil, indem sie sich erheben; andre setzen ihren starren Felsenfuß in die grünlichen Wellen. Viele sind mit zackigen Klippen gekrönt. Wir sahen schöne Wasserfälle. Am schönsten ist der Gießbach. Er ergießt sich aus einer

Felsenkluft zwischen Tannen, und stürzet, nach zwölf verschiedenen Fällen, rauschend in den See.

Die Brienzeralpe ist eine der schönsten. Ihre Obst- und Walnußhaine am Fuß des Berges, das freundliche Laubholz ihrer mittleren Region, und die auf hellgrünen Matten zwischen dunkeln Tannen zerstreuten Sennhütten, brachten mir die geliebte Gersaueralpe vor den Sinn. Wir stiegen aus in Brienz. Es ist ein großes Dörfchen, dessen Häuser, nach allgemeiner Art des Oberlandes vom Kanton Bern, aus über einander gelegten, abgerindeten Tannenstämmen gebauet und mit Schindeln gedeckt sind. Auf dem ziemlich flachen Dache dieser Häuser, und der ihnen ähnlichen Sennhütten auf den Alpen, liegen große Steine, damit der Wind die Dächer nicht hole. Die Kirche des Orts liegt auf einem einzelnen kleinen Felsen.

Es sammelten sich alle Weiber und Kinder mit freundlicher Neugier um uns; auch Männer, doch blieben diese in einiger Entfernung.

Unser Führer, Johann Stoller aus Thun, ein junger Mensch, den ich allen Reisenden empfehle, verschaffte uns gleich kleine Wagen, in welchen wir nach Meyringen oder Haslithal fuhren. Diese Wagen sind sehr leicht, haben enge Spur, keine Deichsel, sondern eine Gabel, weil sie einspännig sind. Zwar werden auch zwei Pferde, aber entweder hinter einander vorgespannt, oder so, daß das eine an einem

besondern Hakenschwengel zieht. Wegen der über die Wagenleitern vorstehenden Bänke nennen die Franzosen ein solches Fuhrwerk char à banc. In Brienz spannte man vor jedem unsrer Wagen, wiewohl vier Personen drinnen saßen, nur Ein Pferd. Der Führer läuft oft nebenher, springt bald auf das Pferd, bald auf eine Art von Kutschersitz, mit großer Behendigkeit. Von Brienz bis zum Haslithal, welches auch Oberhasli heißet, wiewohl kein Unterhasli vorhanden, ist die Entfernung drei Stunden. Wir fuhren sehr schnell in einem engen Thale zwischen hohen Felsengebürgen. Nirgends sah ich so phantastische Felsengestalten als die Ballerberge auf der linken Seite. Zur rechten Seite sahen wir drei große Wasserfälle: den Olsbach, welchen wir in einer Entfernung von drittehalb Stunden vom Brienzersee her schon gesehen hatten, den Wandelbach und den Falkenerbach. Hochher stürzen sie aus Felsen.

Im Haslithal liegt das Dörfchen Meyringen, von hohen Felsen rund eingeschlossen. Man glaubt sich hier von der ganzen Welt abgesondert. Gleichwohl öffnen sich zwischen Felsen fünf Ausgänge; der eine führt nach Brienz, ein andrer über den Berg Brüning nach Lucern, der dritte über den Engelberg nach Unterwalden, der vierte nach Wallis über den Grinselberg, und endlich der fünfte über den Scheideck nach Grindelwald.

Die Aar durchrauschet das Haslithal. Es ist ohngefähr elf Stunden lang. Der Grinsel, das Wetterhorn, das Schreckenhorn, die Jungfrau und der Brüningberg setzen ihm seine Gränzen. Der Einwohner Ueberlieferung leitet ihren Ursprung von Schweden ab. In alten Zeiten haben sie verschiednen Herren gehorcht. Im Jahr 1333 schüttelten sie das Joch des Johann Freiherrn von Weißenburg von sich und unterwarfen sich dem Kanton Bern, mit Vorbehalt großer Rechte. Sie ernennen ihren eigenen Rath, dessen Mitglieder Gerichtssässe heißen, und unter dreien ihrer Bürger, welche sie vorschlagen, wählt die Regierung von Bern ihren Landammann, der die Gewalt eines Landvogts ausübt, gleich einem solchen sechs Jahr im Amte steht, doch aber dem Landvogt von Interlaken zweimal im Jahre von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegt.

Meyringen ist der Hauptort des Thales. Die Wiesen sind außerordentlich schön, das ganze Thal wird von hohen Obst- und Wallnußbäumen beschattet. Ehe ich mich zu Bette legte, sahe ich gegen Mitternacht im Mondschein drei Wasserfälle: den Alpbach, den Dorfbach und den Mühlenbach, glänzend herabstürzen. Als ich am folgenden Morgen erwachte, sah ich gegen Mittag den Reichenbach aus dem Felsen schäumen.

Vorgestern am 16ten machten wir uns wohlgemuth und früh mit unsern Stachelstäben auf den Weg, um über den Scheideck zu gehen. Meine Frau

a. d. Nat. gez. v. Bendixen. C. G. Hammer sculp. Dresd.

ward auf einem Tragsessel von vier Männern getragen, deren zwei und zwei einander ablös'ten. Für meinen Sohn hatten wir einen Tragsessel mit uns, aber er machte keinen Gebrauch davon. Ich schäme mich nicht für ihn, dir zu erzählen, daß ihm glühende Thränen über die Wangen stürzten, als ich den Abend vorher Träger für ihn bestellte.

Gleich der Anfang des Weges ist sehr steil. Ohngefähr nach einer Stunde kamen wir dicht an den Reichenbach. Es ist einer der schönsten Wasserfälle in der Schweiz. Hochher stürzt er durch die Felsenkluft, mit breiter Fluth und donnerndem Getöse. Vor ihm wird die grüne Alpe weit umher von ihm bethauet. Es währte wohl noch eine Stunde, bis wir eine Brücke erreichten, welche über die Felsenkluft geworfen ist. Hier sahen wir links den Reichenbach von oben her rauschen und rechts uns zur Seite hinabschäumen. In seinem Felsenbette lagen nicht weit unter uns drei ungeheure, behauene und abgerindete Eichenstämme, welche eine seiner Ueberschwemmungen mit sich fortgerissen. Hier werden sie liegen, bis er wieder einmal hoch anschwellend sie erhebt und hinunter in's Thal schleudert.

Die untere, und ein Theil der mittleren Region des Berges ist mit Laubholz bewachsen. Man findet Buchen, Ahorne, Linden, Haseln, und in ziemlich großer Menge den Mehlbeerbaum (crataegus).

Der Blick hinunter in's Haslithal ist erfreuend. Der Scheideck ist eine treffliche Alpe, reich an edeln Triften. Hie und da stehn zerstreute Sennhütten, Küh' und Ziegen weiden in Menge. Der Aelpner Wohlstand ist groß. Sie geben keine Abgaben, da sie weder Getraide noch Wein bauen. Wir fanden vor seiner Sennhütte einen jungen Hirten, dessen Schönheit, Stärke und edler Anstand uns an die Zeiten erinnerte, da junge Helden, Söhne der Fürsten, es nicht unter ihrer Würde achteten, am quellenreichen Ida, oder am umwölkten Olympus, die väterliche Heerde zu hüten. Jener weidet achtzehn Kühe, und macht täglich zween große Käse, deren jeder dreißig Pfund wiegt. Das Pfund frischen Käses gilt zwölf Kreuzer. Außer solchem machen die Hirten schlechteren Käse, vom Abfall der Milch. Diesen nennen sie Zieger. Nur die Aelpner des Kantons Glarus verstehen es, aus diesem Zieger einen trefflichen Käse zu machen, welcher unter dem Namen des Schabziegers bekannt ist. Eine den Glarnern eigenthümliche Pflanze, mit blauer Blüthe, giebt ihrem Käse seine Farbe und seinen Geruch. *)

---

*) Trifolium odoratum (auf Deutsch Siebengezeit) oder Melilotum odoratum violaceum. Diese Pflanze wächst auch in Garten. Ob sie in andern Gegenden der Schweiz wild wachse, ist mir nicht bekannt. In großer Menge wächst sie nur in Glarus.

Die Käse werden in besondern Hütten verwahrt, und im Winter auf zusammengeflochtnen Tannenzweigen über den Schnee, wie auf Schlitten, von Menschen in die Thäler hinunter gezogen. Wir erfrischten uns in einer Sennhütte mit trefflicher Milch, mit Käse, Brot und welschem Wein. Die hiesigen Aelpner, welche oft von Reisenden besucht werden, fordern für den Wein, überlassen aber die Bezahlung der Milch und des Käses der Willkühr des Gastes.

In den kleinen Kantonen, wie auch in Graubünden und Wallis, findet man selten Brod oder Wein bei den Aelpnern; aber gastfrei geben sie Milch, Butter und Käse, und nehmen kein Geld an, wenn man es auch anbietet. Ein Geschenk an Brod oder Rauchtaback nehmen sie mit freundlicher Dankbarkeit, fordern aber nicht.

Nach und nach hörte das Laubholz auf, und wir gingen unter Tannen. In großer Fülle wuchsen Heidelbeeren, hie und da noch Erdbeeren; auch eine gewisse rothe Beere, deren Geschmack säuerlich und angenehm. Die große gelbe Genziane oder Enziane war, wie die Alpenrose, lange verblühet; aber verschiedne Arten von blauen Enzianen ergötzten uns, vorzüglich die kleinen, welche die Aelpner Himmelbläue nennen. Ernst fand einen Stein, welcher fast ganz aus verschiednen Lagen versteinerten Laubes bestand, und brachte ihn frohlockend meiner Frau. Dafür ward er auch mit einem Paar Gemshörnern

belohnt, welche sie von einem Aelpner kaufte. Ich kann dir die Stärke und Freudigkeit der schweizerschen Begleiter nicht beschreiben. Sie sangen Volkslieder auf steilen Pfaden, meine Frau tragend, wo wir mühsam und athemlos mit Hülfe unsrer Stachelstöcke empor klommen. Nur Ernst gab ihnen an unermüdeter Freudigkeit nichts nach. Mit lautem Herzklopfen sank ich mehr als einmal in's Gras; aber wie wollüstig ist auch die Ruhe im duftenden Grase der Alpen!

Als wir die obere Region erreichten, wo auch die Tannen aufhören, kamen wir zur rechten Seite ungeheuern Felsen nahe, welche mit dem Wetterhorn zusammen hangen, und an deren Fuß der Rosenlauer Gletscher steht. Mit lautem Donnergetöse stürzten, nicht weit von uns, losgeschmolzne Eisklumpen hinab in die Tiefe.

Die letzte Höhe ist sehr beschwerlich zu ersteigen. Der Weg hinunter in den Grindelwald ist steil, und nicht ohne Gefahr, weil man manchesmal an Abgründen, bald auf jäh liegendem flachen Schiefer, bald auf kurzem, glatten Grase geht. Ernst hatte, wie der junge David die schwere Rüstung Saul's, seinen Stachelstock gleich im Anfange der Reise abgegeben, er hüpfte wie eine Gemse bergab, wie er bergan gelaufen war, und ich mußte mein väterliches Ansehen brauchen, ihn dahin zu bringen, daß er sich an den gefährlichsten Stellen führen ließ. Der Anblick hinunter in den Grindelwald erfrischte uns, doch ist dieses

höhere Thal nicht so lustig wie das Thal Hasli. Wir hatten unsern Führer, schon als wir in der ersten Sennhütte verweilten, voraus gesandt, damit er uns beim Herrn Pfarrer melden sollte. Die Nachricht von ankommenden Fremden hatte sich im Thal verbreitet, es kamen uns an verschiednen Stellen kleine Mädchen entgegen mit schwarzen und rothen Kirschen, und mit Blumensträuschen, unter denen schönere Nelken waren, als ich sie in dieser hohen Gegend erwartet hätte. Die Kirschen des Grindelwalds sind nicht viel größer als Heidelbeeren, aber süß und schmackhaft, besonders die schwarzen.

Wir wurden freundlich vom Herrn Pfarrer und seiner Frau empfangen. Nach einem Marsch von beinahe zehn Stunden erfrischten wir uns mit Wein und mit trefflichem Honig. Du kannst dir vorstellen, welches Ambrosia die Bienen aus duftenden Alpenblumen saugen! So mag der hymettische, so der hybläische Honig schmecken. Es war beinahe fünf Uhr, und wir wollten noch den untersten Gletscher besuchen. Der Pfarrer führte uns hin. Er steht eine starke halbe Stunde vom Pfarrhause. Sophie widerstand nicht der Versuchung durch ein fast unzugängliches Defilé von Felsenstücken und Kieseln, die der Schnee am Berge mit sich geführt hatte, an den ewigen Schnee hinan zu gehen.

Ungeheure Eisklumpen ließen wir hinter uns. Jacobi entdeckte eine große Eishalle. Ich ging mit

ihm hinein. Der Pfarrer aber flehte heraus zu kommen, und überhaupt einen Ort zu verlassen, wo noch vor zwei Tagen die Eisklumpen, welche wir sahen, herunter gestürzet waren.

Die Aelpner stehen fast alle in dem Wahne, daß die Gletscher sieben Jahre lang wachsen und sieben Jahre abnehmen. Seit acht Jahren wohnt der Pfarrer hier, und hat ihn immer abnehmen gesehen. Vor sechszehn Jahren stand ich mit meinem Bruder und mit Haugwiz an eben diesem Gletscher, auf dem Eise, und neben uns wuchsen Erdbeeren so nahe, daß wir sie pflückten. Jetzt wäre das nicht möglich. Das Eis und der Schnee haben abgenommen; zugenommen aber hat die Verwüstung der heruntergerollten Steine. Diese trennt nun den ewigen Winter von der grünenden Natur.

Der Felsen, an dessen Fuß dieser Gletscher starrt, heißt das Fischerhorn. Aus dem Gletscher entspringt die weiße Lutschina. Aus einem höheren Gletscher am Scheideck entspringt die schwarze Lutschina. Beide vereinigen sich noch im Thale des Grindelwaldes.

In diesem hohen, von Felsen umgebnen Thale, welches an ewigen Winter gränzet, fließet Milch und Honig, reifet Waizen, gedeihen verschiedne Früchte. Jährlich werden über hunderttausend Pfund Käse ausgeführt. Die Einwohner stehen unter dem Landvogt von Interlaken. Sie sind, wo ich nicht irre, die einzigen in der Schweiz, welche von ihren Kühen eine,

wiewohl unbeträchtliche Abgabe entrichten. Diese ward ihnen als Strafe aufgelegt, als sie sich mit Heftigkeit der Reformation widersetzten. Es würde, dünket mich, der weisen Regierung von Bern würdig seyn, mit Erlassung dieser kleinen Abgabe das Andenken an Gewissenszwang zu tilgen. Früh verließen wir unsre höflichen Wirthe, und fuhren bei vier Stunden lang durch das Thal des Grindelwaldes steil hinunter, längs der Lutschina, in's Lutschiner Thal, und aus diesem in's noch tiefere Thal von Lauterbrunn. Unsre kühnen Führer hemmten selten die Räder, so jäh auch oft die Wagen hinunter rollten. Wir fuhren immer in einem engen Thale, wo zwischen Felsen und auf Alpen große Ahornbäume und andres Laubholz, auch Tannen uns — ich will nicht sagen beschatteten, denn auch ohne sie hätten die Felsen und Berge uns vor der Sonne oft nur zu sehr geschützt. Eng ist das grünende Thal, und angefüllt mit Wohnungen, zwischen denen die Lutschina rauschet. Wir sahen schon von fern den Staubbach, und einen kleineren Wasserfall diesseits jenes berühmten. Dieser kleinere stürzte, angeschwollen durch einen Wolkenbruch, am 7ten August dieses Jahrs plötzlich mit wilden Fluthen in's Thal. Die Lutschina schwoll an und riß das Wirthshaus von Grund aus mit sich dahin. Wir sahen die zertrümmerten Bruchstücke dicht am Bette des Flusses, in einer ansehnlichen Entfernung von dem Orte, wo das Haus gestanden hatte. Er

bald wir im Dorfe Lauterbrunn waren, stiegen wir aus und gingen zum Staubbach. Dieser Wasserfall stürzt neunhundert Fuß tief von einer wilden Felsenwand, die oben mit Gebüsch bewachsen ist, hinunter in das Thal. Man sieht, wie oben der volle Strom sich mit Ungestüm ergeußt; dann, wegen der Tiefe des Falles die Wassersäule sich in einen feinen Regen auflöset, welcher nicht senkrecht fällt, sondern dem Winde etwas nachgiebt, bis er, aufgefangen von einer vorstehenden Felsenfläche, theils in einzelnen Rinnen den Stein hinunter läuft, theils mit stäubendem Nebel die Tiefe anfüllt, und die grüne Matte weit umher bethauet.

Der Zugang ist etwas beschwerlich, wegen der vom Strom herunter geschwemmten Steine, und wegen des schwarzen Kieses. Die Morgensonne bildet einen breiten Regenbogen im untersten Nebel des Stromes, und wenn man näher hinzu geht, sieht man rund um sich einen vollen Kreis, welcher mit allen Farben des Regenbogens strahlet.

Gegen den Staubbach über thürmt sich das felsige Vorgebürge der Jungfrau, welches der Mönch genannt wird, und hier die schneebedeckte Jungfrau verbirgt. So bald man sich etwas entfernt, sieht man ihr Haupt sich erheben.

Wir gingen zu unsern Wagen zurück, und kehrten auf einige Augenblicke in ein Haus ein, wo jetzt der Wirth, nachdem er den Gasthof verloren, die

Reisenden aufnimmt. Wir fanden ihn nicht daheim, und baten die heitre, freundliche Wirthinn, uns die Geschichte ihres Unfalls zu erzählen. Sie ergoß sich nicht in Klagen, wie so viele würden gethan haben, erwähnte ihres Unglücks mit wenig Worten, und sagte, sie und ihr Mann hätten den Vorsatz gehabt, den Gasthof zu verkaufen, um in diesem Hause, wo wir bei ihr waren, und welches ihnen gehörte, ein ruhiges Leben zu führen. Ob der erlittne Verlust sie nöthigen werde, diesem Plan der Ruhe zu entsagen? weiß ich nicht, daß aber ihre innere Ruhe über Verlust und Gewinn erhaben sei, schien ihr genügsames, heitres, gottergebnes Wesen zu beweisen.

Der Freiherr von Block, den ich vor einigen Wochen in Zürich sah, hat mir die Geschichte dieser plötzlichen Ueberschwemmung so erzählt:

Ziemlich spät, am Abend des 7ten Augusts kam er in Lauterbrunn an, als die Bewohner des Wirthshauses schon schliefen. Der Wirth und die Wirthinn, welche ohne diesen Zuspruch vermuthlich mit ihren Hausgenossen umgekommen wären, standen auf. Eine Weile nachher ruft die Wirthinn ihm in's Zimmer: geschwind soll' er sich retten! Er stürzt heraus, öffnet die Hausthür, Fluthen stürzen ihm entgegen. Kaum finden die guten Leute Zeit eine Leiter in den Schornstein zu setzen, und sich mit ihrem Gast über das Dach durch einen großen Sprung, zu welchem Todesangst sie beflügelt, auf eine entgegen stehende Höhe

zu retten, ehe die wilde Fluth auf einmal das ganze Haus ergreift, zertrümmert und mit sich fortreißt. Hier auf dieser Höhe brachten sie eine kalte, nasse, schreckliche Nacht zu. Der Freiherr von Block, welcher schon ausgezogen war, und mit seinen Kleidern, die ihm in diesem Augenblick am schwersten zu entbehren waren, auch Zeichnungen und Aufsätze, die er auf seiner Reise gemacht, verloren hatte, bedauerte den guten Wirth, welcher ihm aber mit der edlen Fassung eines christlichen Weisen antwortete: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, und mag es mir vielleicht wieder geben.

Wir machten uns nun auf unsre Rückreise nach Interlaken, nachdem wir einen kleinen Theil des Weges wieder hatten zurücklegen müssen, bis zu einer Brücke über die Lutschina.

Wir folgten noch lange dem Lauf dieses reißenden Stromes, immer zwischen waldigen Bergen und Felsen fahrend. Unter diesen Bergen nimmt sich der Sauseberg vorzüglich aus. Von ihm rauschet laut herab, seines Namens werth, der Sausebach.

Von Interlaken fuhren wir nach Neuhaus, schifften uns ein, und kamen gestern Abend, noch ehe es dunkel ward, in Thun an.

Das Ländchen Thun hatte lange seine eignen Grafen, von denen es an die Herzoge von Zähringen kam, und auf deren Erben, die Grafen von Kyburg. Nachdem diese es mehr als einmal an Bern verpfän-

det hatten, überließen sie es endlich diesem Kanton im Jahre 1384. Der Landvogt von Thun hat den Titel Schultheiß.

Die Stadt Thun hat große Freiheiten, und einen eignen Rath, in welchem aber der Schultheiß den Vorsitz hat.

Wir blieben, weil wir nicht gleich Pferde bekommen konnten, diesen Mittag dort, und bestiegen den Kirchthurm, von welchem man eine schöne Aussicht hat, auf den See und auf die Gebürge. Man wird zuweilen, wegen Mangel der Posten, in der Schweiz aufgehalten. Die Berner Regierung hatte Extraposten vor einigen Jahren angelegt, ließ aber diese Unternehmung fallen, weil der Staat ansehnlich dabei verlor, indem das Futter sehr theuer ist. Diesen Umstand bedenken diejenigen Reisenden nicht genug, welche übertriebne Klagen über die Preise der Fuhren führen; so bedenken sie auch nicht, daß der Fuhrmann im Winter mit seinen Pferden nichts verdienen kann.

Den Nachmittag fuhren wir durch flache, sehr angebauete Gegenden hierher nach Bern. Von dieser sehr merkwürdigen Stadt werde ich dich in folgenden Briefen unterhalten.

Achtzehnter Brief.

Bern, den 20sten September 1791.

Bern ward im Jahre 1191 von Berthold dem fünften, Herzoge von Zähringen, gegründet. Schon sein Vater Berthold der vierte hatte den Vorsatz diese Stadt zu bauen. Die Herzoge von Zähringen in Schwaben waren Statthalter der deutschen Kaiser in einem Theile Schwabens und der Schweiz. Berthold der vierte hat Freiburg in der Schweiz, Berthold der dritte Freiburg im Brisgau gegründet. Der Charakter der Zeiten brachte es mit sich, dem kleinen Adel und freien Bürgern eine Zuflucht gegen die Unternehmungen des großen Adels und ihrer oft unruhigen Kastellane zu sichern, und die Politik der Fürsten ergriff gern diesen Vorwand, um, jener Macht schmälernd, die eigne zu vergrößern. Diese Stadt war hauptsächlich bestimmt, dem kleinen Adel einen Ort der Sicherheit und einen Vereinigungspunkt zu geben. Daher ward sie auf einem von Natur festen Ort, welchen die Aar von drei Seiten umfließet, gegründet. Berthold gab der neuen Stadt Gesetze und Freiheiten, welche im Jahr 1218 vom Kaiser bestä-

tiget wurden. Zu eben dieser Zeit ward sie eine freie Reichsstadt.

Nach Berthold's Tode blieb diese neue Gemeine ihrer eigenen Führung, unter dem oft wankenden Schutz des Reichs, überlassen.

Rudolf von Habsburg, welcher die Absicht hatte in der Schweiz ein ansehnliches Erbgut für sein Geschlecht zu erwerben, erschien mit einem Heere vor Bern, unter dem Vorwand, die flüchtigen Juden wieder mit Gewalt einzuführen. Aber Bern verschloß ihm die Thore, und dringende Geschäfte riefen Rudolf wo anders hin. Rudolf's Sohn, Albrecht der erste, hatte den Ehrgeiz seines Vaters, und eigenthümliche Habsucht. Gegen diese waren die unmittelbaren Reichsgüter so wenig gesichert, als das Erbe seines Neffen, Johannes von Schwaben. Er führte mit wechselndem Glück, welches doch öfter den Bernern günstig war, mit ihnen Krieg, bis im Jahr 1308 die drei alten Orte, (Kantone) Schwyz, Uri, und Unterwalden sein Joch vom Halse schüttelten. Im Jahr 1309 ward Albrecht von seinem Neffen Johannes, den er bei Vorenthaltung seines Erbes noch dazu durch bittern Hohn beleidiget hatte, und von dessen Mitverschwornen, ermordet.

Das Gebiet von Bern bestand aus vier Pfarreien. Der Adel beherrschte den kleinen Staat, dessen Eigenthum, Sicherheit und Freiheiten er oft mit Aufopferung eigner Haabe, und mit seinem Blute ver-

theidigte. Nach und nach wurden auch die Bürger kriegerisch. Kleine Fehden, deren keine so lang dauerte, daß sie nicht Bestellung des Ackers und Einsammlung der Früchte verstattet hätte, übten ihren Arm und ihren Muth. Oft, vielleicht dann und wann zu leicht gereitzet, und immer mehr entflammend von neuer Kriegslust, nahm und zerstörte die Jugend von Bern ein Schloß nach dem andern. Ein Feind nach dem andern ward besiegt, und durch mitgetheilte Rechte dem wachsenden Staate einverleibt. Schon suchten kleinere Gemeinen den Schutz von Bern. Es verstärkte sich durch Klugheit wie durch Kriegsglück, und schloß Bündnisse mit kleineren Staaten gegen die mächtigen Lehnsherrn, der in mittlern Zeiten anwachsenden Städte gemeinschaftliche Feinde. Solothurn war immer die treue Freundinn von Bern. Freiburg aber, wiewohl ihre Schwester, immer ihre Nebenbuhlerinn, nicht selten ihre erklärte Feindinn.

Sie verband sich mit denen gegen Bern eifersüchtigen Grafen von Kyburg, Grüyeres, Arberg, Nidau und Neuburg (Neufchatel). Zwischen zwanzig und dreißigtausend Mann stark, lagerten sich die Verbündeten vor dem Städtchen Laupen, welches Bern mit dem angränzenden Lande gekauft, und dadurch seine erste Landvogtei erworben hatte. Rudolf von Erlach, welcher im Dienste des Grafen von Nidau gestanden, aber ihn verlassen hatte, um für's Vaterland zu kämpfen, führte das kleine Heer der

Berner an, welches mit Hülfsvölkern der drei ersten Orte, Schwyz, Uri und Unterwalden, und andern Bundesgenossen, nur fünftausend Mann stark war. Die stolzen Grafen und ihre übermüthige Ritterschaft verachteten den kleinen Feind, nicht so sehr vielleicht wegen seiner geringen Anzahl, als aus angeerbtem Trotz, welchen Thaten der Väter und zum Theil eigne Thaten, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen schienen. Aber, geführt von nervigen Armen, wütheten die ungeheuren Speere des kleinen Heers in den Seiten der gepanzerten Ritter. Die gegen Bern verbündeten ließen dreitausend Todte auf dem Schlachtfelde. Ein neuer Sieg gegen die Freiburger, welcher diese in die äußerste Gefahr stürzte, erhöhte der Berner Muth. Sie waren in vollem Genuß ihrer Vortheile, als ein durch Agnes von Oesterreich, Wittwe des Königs Andreas von Ungarn, 1343 vermittelter Waffenstillstand die Ruhe auf einige Zeit wieder herstellte. Als der Krieg wieder angegangen war, erlitten die Berner im Siebenthal eine große Niederlage. Im Jahr 1348 wurden sie durch die Pest heimgesucht, welche, sich von Italiens Häfen nach Deutschland verbreitend, auch die nordischen Reiche so fürchterlich heimsuchte, daß hie und da der dänische Landmann noch von ihr, unter dem Namen des schwarzen Todes zu erzählen weiß.

Schon waren Lucern und Zürich dem Bunde mit den drei ersten Kantonen beigetreten, schon hatten

diese Verbündeten Glarus und Zug mit gewaffneter Hand genommen, und den Einwohnern die vollen Rechte der Freiheit mitgetheilt, als im Jahr 1353 auch Bern in die Eidgenossenschaft aufgenommen ward, und schon damals den zweiten Platz unter den Kanonen einnahm, welchen es seitdem behauptet.

Im Jahr 1375 brach Sire Enguerrend von Coucy, mit englischen, brabantischen und französischen Rittern, welche in dem langen Kriege zwischen England und Frankreich sich geübt hatten, und in Zwischenzeiten, nach damaliger Weise, Arm und Muth feil trugen, in die Schweiz ein, um Ansprüche geltend zu machen, welche seine Mutter aus dem Hause Oesterreich, als Mitgabe dem Vater gebracht hatte. Coucy ward von den Eidgenossen bei Lucern geschlagen, dann bei Frauenbrunnen von den Bernern, und räumte mit seinen Flüchtigen das Land.

Indessen die übrigen Eidgenossen gegen Oesterreich die Lagen von Sempach und Näffels durch glänzende Siege berühmt machten, griffen die Berner die Grafen von Kyburg, welche es mit Oesterreich hielten, in Thun und Burgdorf an. Beide Orte wurden ihnen im Frieden überlassen. Auch eroberten sie die Grafschaften Nidau und Buren. Auf verschiedne Art, theils durch Mittheilung des Bürgerrechts, theils durch Vertreibung der Ritter und Kastellane, bemächtigten sie sich der Alpenthäler des Oberlandes.

Diese neuen Erwerbungen vermehrten die Macht, erschöpften aber den Schatz von Bern. Die Häupter der Regierungen beschwerten das Land mit Abgaben. Eine Versammlung der Bürger entsetzte 1384 viele der Schuldigen, oder die sie für schuldig hielt, ihres Amts, und die Ruhe ward wieder hergestellt.

Als im Concilio von Constanz Friedrich, Herzog von Oesterreich, in die Reichsacht verfiel, weil er den unglücklichen Papst Johann den Dreiundzwanzigsten gegen Martin den Fünften begünstiget hatte, so nutzten, nach dem Völkerrechte jener Zeit und vom Kaiser Sigismund dazu eingeladen, die Berner die Gelegenheit, fielen ein in's Aargau, zwangen Zofingen, Aarau, Brug und Lenzburg zur Uebergabe und bemächtigten sich dieser ganzen Landschaft, einer der fruchtbarsten in ihrem Gebiet. Gemeinschaftlich mit ihren Bundsgenossen, eroberten sie die Grafschaft Baden. Sigismund, froh seinen Feind zu schwächen, bestätigte den Eroberern für eine Summe Geldes den Besitz dieser Länder.

Als nach dem Tode des letzten Grafen von Toggenburg über seinen Nachlaß ein heftiger Krieg zwischen Zürich und Schwyz entstand, Zürich Hülfe bei Oesterreich suchte, und Schwyz die Eidgenossen aufforderte, zwischen ihm und einem Kanton zu entscheiden, welcher sich mit dem Erbfeinde schweizerischen Namens verbündet hatte, Zürich aber sich weigerte, dem Ausspruch der Eidgenossen die Streitsache zu unterwerfen, standen diese

den Schwyzern bei. Dieser Krieg, welcher zum erstenmal Eidgenossen gegen Eidgenossen waffnete, dauerte von 1436 bis 1444. In diesem letzten Jahre des Krieges war es, daß die Eidgenossen die ehrenvolle Niederlage auf dem Kirchhofe des St. Jacob zu Basel, von Ludewig, Dauphin von Frankreich, erlitten. Nicht die Flucht, sondern der Tod des kleinen Häufchens räumte dem zahlreichen Heere von Franzosen den Kampfplatz ein und nöthigte den Dauphin, mit dem Geständnisse, daß er noch einen solchen Sieg zu erfechten nicht stark genug wäre, heim zu ziehen.

Bald nachher führten die Eidgenossen wieder Krieg mit Sigismund, Herzog von Oesterreich. Dieser, erschöpft an Geld, verpfändete das Elsaß und andere seiner Erblande an Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Hochfahrende Fürsten theilen oft ihren Dienern trotzige Gesinnung mit. Karl's Statthalter im Elsaß neckte die Berner. Sie ordneten Gesandte ab, welche sich bei'm Herzog beschweren sollten; dieser ließ die Gesandten knieen. Ein solches Betragen empörte die Elsasser, welche die nächsten Zeugen von Hagenbach's Hochmuth, oft die Opfer seiner Härte gewesen. Sie ergriffen ihren Statthalter und straften ihn mit dem Tode. Karl's Zorn entbrannte bis zur Wuth. Des Berner Raths wollte einige, daß man sich mit ihm vergleichen sollte; andere wollten den Krieg. Ludewig der Elfte von Frankreich hatte Einfluß auf Mitglieder des Raths. Ihm war viel daran

gelegen, daß Karl seine Waffen gegen das kriegerischte aller Völker stumpfen möchte. Schon damals war Frankreich's geheimer Einfluß gefährlicher als sein Schwert. Der Krieg ward beschlossen.

Hadrian von Bubenberg, aus einem alten Geschlechte, welches durch Thaten des Friedens und des Krieges sich von der ersten Zeit der Republik an berühmt gemacht hatte, denn schon Berthold hatte einem Bubenberg die Aufsicht bei der Gründung von Bern aufgetragen, Hadrian von Bubenberg hätte gern den Frieden erhalten; aber der Jüngling Nikolaus von Diesbach, dem Reichthum, Gluth der Jugend und demagogische Künste Gewicht gaben, und dessen Gewicht desto gefährlicher war, da er Ludewigen anhing, verdrängte den friedliebenden Mann, und es gelang ihm, einen Bund zwischen den Eidgenossen und dem Elsaß gegen Karl den Kühnen zu Stande zu bringen. Karl war noch anderswo beschäftigt, als schon sein Heer im Elsaß angegriffen und geschlagen wurde. Die Schweizer nahmen dem Hause Chalons, welches mit dem Herzog verbündet war, Orbe und Grandson, sie fielen in's Waaterland (pays de Vaud) und brandschatzten Genf. Karl eilte im Jahr 1476 herzu mit einem fürchterlichen Heer, erhielt Grandson durch Uebergabe und ließ die Besatzung gegen gegebenes Wort aufhenken; aber gleich nachher ward er von achtzehntausend Schweizern bei Grandson in die Flucht geschlagen. Er zog sich nach Lausanne, sammelte

Völker und belagerte Murten. Hadrian von Bubenberg vertheidigte sich tapfer mit einer Besatzung von funfzehnhundert Mann. Die Schweizer bekamen Zeit zum Anzuge gegen Karl und griffen ihn an mit Hülfe des Renatus, Herzogs von Lothringen, den Karl seiner Länder beraubt hatte. Hier erfochten sie einen glänzenden Sieg. Die Burgundische Ritterschaft ward niedergehauen. Das flüchtige Heer ward gedrängt zwischen dem verfolgenden und dem See, in welchem viele tausend ertranken. Karl rettete sich auf schwimmendem Roß durch den See.

Im Anfang des Winters 1477 belagerte Karl Nancy. Der Herzog von Lothringen rief die Schweizer um Hülfe an. Sie erschienen. Die Burgunder verloren die Schlacht, und Karl das Leben. Ein alter französischer Geschichtschreiber erzählt mit der naiven und lebhaften Darstellung seiner Zeit, daß der Schall der großen Hörner, welche die Schweizer beim Anfang der Schlacht zu brauchen pflegten, dem kühnsten Krieger des Jahrhunderts mit der Erinnerung von der Schlacht bei Murten, ein Schrecken in die Seele gejagt habe. *)

---

*) On fit sonner le grand cor par trois fois, tant que le vent du souffleur pouvoit durer, ce qui ébahit fort Monsieur de Bourgoygne, car à Morat l'avoit ouï.

Die Schweizer hatten den Gipfel ihres Kriegsruhms erreicht; aber Gipfel sind Nationen fast immer schlüpfrig. Die siegreiche Jugend ward trotzend und unbändig. Fürsten, welche an ihren Waffen verzweifelten, suchten, nicht immer vergebens, mit Gold Häupter einer Nation zu gewinnen, gegen welche ihr Stahl nichts vermocht hatte. Es äußerte sich hie und da Verdacht, also Unruhe, also Zwist.

Bern hatte Murten und Grandson allein für sich, in Gemeinschaft mit Freiburg, Orbe (oder Echalens) erworben. So besaßen sie schon in Gemeinschaft mit Freiburg, Schwarzenburg, welches sie von Savoyen's Herzogen erkauft hatten. Die demokratischen Kantone sahen mit gegründeter Eifersucht den Anwachs von Bern, und seine neuen Verbindungen mit Freiburg. Schon im burgundischen Kriege hatten sie ihren Befehlshabern den Befehl gegeben, bei Belagerungen sich mit ihren Fahnen entfernt zu halten. Der Besitz fester Städte mußte einem Völkchen, dessen Freiheitsgeist im eigenen Gebiet keine Städte duldet, gehässig seyn. Bern und Freiburg verbanden sich desto genauer. Dieser Bund schien den demokratischen Kantonen eine Verletzung der Eidgenossenschaft zu seyn. Der Zwist ward giftiger, eine allgemeine Versammlung der Eidgenössen zu Stanz und Unterwalden sollte ihn beilegen. Aber mit verdoppelter Erbitterung wären sie aus einander gegangen, um die Ihrigen zu waffnen, wenn nicht ein redlicher Pfarrer von Stanz

eilig zu Nikolaus von der Flüe (das heißt vom Felsen) gelaufen wäre. Dieser Mann, welcher Landammann von Unterwalden gewesen war, lebte seit zwanzig Jahren in einer Einöde, wo er, nach herrschenden Begriffen der Zeit, fastend und betend von der Welt sich abgesondert hielt. Nikolaus von der Flüe erschien in der Versammlung. Das ehrwürdige Ansehen eines heiligen Mannes, welcher seine Einsiedelei verließ, um als ein Diener des Gottes des Friedens erbitterte Brüder auszusöhnen; die Kraft und die Salbung seiner Worte erschütterte, besänftigte. Nicht nur die Erhaltung des Friedens erhielt er, sondern bewog auch die Eidgenossen, Freiburg und Solothurn mit in den Bund aufzunehmen. So wurden diese beiden Gemeinen der neunte und zehnte Kanton. Das Andenken des weisen und frommen Mannes lebt in der Schweiz, vorzüglich in Unterwalden, wo ihm, wie einem Helden und Heiligen öffentlich Ehre erzeigt wird, wo ich aus dem Munde der Greise und der Kinder den Namen des Bruders Klaus oft mit der tiefsten und zärtlichsten Verehrung nennen hörte.

Ohngefähr um diese Zeit hatte sich ein ansehnlicher Theil der schwäbischen Ritterschaft, unter dem Namen der Ritterschaft des heiligen Georgius, verbündet. Geringe Anlässe bewürkten einen Krieg zwischen diesen Rittern und den Eidgenossen. In verschiednen Treffen hatten die Schweizer den größten Vortheil. Die vorher schon kriegslustige Jugend der

Eidgenossen ward noch mehr entzündet. Im Frieden daheim suchte sie Gelegenheit, draußen ihren Muth zu zeigen. Die Berner vorzüglich folgten schaarenweise fremden Fahnen. Italien's Freistaaten und Fürsten waren gewohnt sich oft zu bekriegen mit gedungenen Rotten. Die Schweizer waren ihnen willkommen. Dieses edle Volk erröthet noch bei der Erinnerung jener Zeiten, wo Brüder gegen Brüder, beide gedungen, unter sich begegnenden Fahnen den Speer zuckten. Oft von Welschen getäuscht, verließ der zürnende Alpensohn eine Parthei und ging über zur andern. O, daß damals ein Patriot den Kühreihen angestimmt, und durch heimische Töne Sehnsucht nach dem süßen Vaterlande erweckt hätte! *) O, daß ein Nikolaus von der Flüe aufgestanden wäre, und die werbenden Fremdlinge mit ihrem Gelde aus den Thälern der Ruhe und der Freiheit vertrieben hätte!

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wurden Basel, Schaffhausen und Appenzell in den Bund der Eidgenossenschaft aufgenommen. Dieses für einen

*) Kühreihen, so heißt ein Lied, welches die Aelpner singen, wenn sie die Heerden aus dem Thal auf's Gebürge führen. Nichts entflammt mehr das Heimweh eines Schweizers in der Fremde, als die einfache Weise dieses Liedes. Sie war, weil sie die Schweizersoldaten zum Ausreißen reitzte, in Frankreich bei Todesstrafe verboten.

großen Theil Europens so merkwürdige Jahrhundert ward es auch für viele Landschaften der Schweiz durch Ausbreitung der gereinigten Lehre. Der große Zwingli zündete das Licht in Zürich am ersten an. Haller fand in Bern mehr Widerstand. Zu den natürlichen Widersprüchen, welche jede neue Lehre finden muß, gesellte sich eine heimliche Abneigung gegen Lehrer, welche mit Vorurtheilen in Lehrsätzen zugleich Sittenverderb und eingeschlichne Mißbräuche bekämpften. Unter andern eiferten die neuern Reformatoren gegen die böse Sitte, feile Waffen im Dienst fremder Fürsten oder Freistaaten zu tragen. So lange Zwingli lebte, hielt er die Zürcher davon ab.

Ein andres Hinderniß legte der Eigennutz der großen Familien Hallern in den Weg; die vielen und einträglichen Pfründen ernährten die jüngern Söhne edler Geschlechter in üppiger Fülle. Und wenn neuere Schriftsteller, welche hier Gegenstände vergrößern, dort verkleinern, und alle in ein falsches Licht, nicht ohne Absicht setzen, wenn solche behaupten, die Reformation sei hauptsächlich ein Werk des Eigennutzes der Fürsten gewesen, welche nach Einziehung der geistlichen Stiftungen gelüstet, so werden sie Mühe haben zu erklären, welche Ursachen den Rath von Bern bewegten, die Einführung der neuen Lehre zu begünstigen. Im Jahr 1528 ward die Reformation in den vielen Provinzen des Kantons durch Mehrheit der Stimmen eingeführt.

Die eifernden Zürcher geriethen mit den katholischen Kantonen in Krieg, weil jene die Reformation in den gemeinschaftlichen Vogteien einführen wollten. In zwei Schlachten wurden sie von den Katholiken geschlagen, und in der einen verlor Zwingli bei Kappel, im Zürcher Gebiet an der Gränze von Zug, das Leben.

In Genf erhielten Reformirte, welche die Parthei der Eidgnoß und bald in noch mehr ausartender französischer Aussprache, der Huguenotten genannt wurden, über die Katholiken, welche man dort Savoyarden nannte, die Oberhand, und in eben diesem Jahre 1528 verband sich Genf mit Bern und Freiburg in einen noch festern Bund, denn schon seit dem burgundischen Kriege waren diese Staaten mit einander verbündet gewesen. Der Herzog von Savoyen sah mit Eifersucht diesen Bund. Es kam zu Feindseligkeit, dann zu einem Waffenstillstand zwischen ihm und Genf, unter der Bedingung, daß der Herzog, wofern er ihn bräche, das Waatland (pays de Vaud) an Bern überlassen sollte. Brächen ihn die Genfer, so sollten sie nicht mehr mit beiden Kantonen im Bunde stehen. Der Krieg fing bald wieder an, die Berner vermeinten gerechte Beschwerde und keine Genugthuung erhalten zu haben. Im Jahr 1536 als eben Franz der Erste, König von Frankreich, den Herzog Karl des Fürstenthums Piemont beraubt, nahmen die Berner ihm das Waatland und einen Theil von Savoyen.

Durch Vermittlung der andern Kantone gaben sie die eroberten Landschaften von Savoyen, wozu auch damals die Landschaft Gex gehörte, welche jetzt ein Theil von Bourgogne ist, zurück, behielten aber das ganze Waatland, und seit der Zeit zieht der Genfer See zwischen ihnen und Savoyen die Gränzlinie. Die Freiburger erhielten einen kleinen Theil von dieser reichen Beute. Die Grafen von Gruyeres weigerten sich, für ihre Herrschaften im Waatlande beiden Kantonen Huldigung zu leisten. Da aber der letzte Graf dieses Hauses, Michael, sehr verschuldet war, kauften sie den Gläubigern ihre Rechte ab, und raubten ihm Gruyeres, Rougemont und Oron. Dieses war die letzte, und die Wahrheit zu sagen, eine nicht edle Eroberung der Berner.

Im Jahr 1574 ward Zürich in den schon 1557 zwischen Bern und Genf geschlossenen ewigen Bund mit aufgenommen. Um eben diese Zeit gab Heinrich der Dritte von Frankreich den Bernern Gewährleistung für den Besitz des Waatlandes. Einige bürgerliche Unruhen auf dem Lande beunruhigten Bern im siebzehnten Jahrhundert, und die Verbreitung der Wiedertäufer, welche, da ihre Religion den Gebrauch der Waffen untersagt, in einem Lande, wo jeder Bürger geborner Vertheidiger des Vaterlandes ist, vielleicht schwerer als in Monarchien, wo gedungene Menschen fechten, zu dulden sind. Die Maaßregeln, welche man gegen sie brauchte, waren aber gewiß zu streng, also

ungerecht. Eine aus Schwyz nach Zürich geflüchtete reformirte Familie, deren zurückgelassene Haabe ihre Landsleute ihnen vorenthielten, gab Anlaß zu einem kurzen Kriege zwischen den Zürchern und Bernern auf der einen, und fünf katholischen Kantonen auf der andern Seite.

Die Lucerner erhielten einen Sieg über die Berner, und der Zwist ward beigelegt. Aber ein halbes Jahrhundert äußern Friedens erstickte nicht das Feuer gegenseitiger Eifersucht. Die katholischen Kantone glaubten im Nothfall auf Frankreich's Hülfe rechnen zu können, da aber der alte Ludewig in einen unglücklichen Krieg verwickelt war, ergriffen vielleicht die Berner und Zürcher im Jahr 1712 einen Anlaß zum Kriege mit ihren Brüdern. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß der Anlaß nicht gleichgültig war. Der Abt von St. Gallen drückte die größte Anzahl seiner Toggenburgischen Unterthanen. Dieses Land, welches ehemals seine eigene Grafen hatte, war von den Verwandten des letzten aus diesem Hause, im Jahr 1469 für eine Summe Geldes an den Abt von St. Gallen überlassen worden. Da der größte Theil dieses Landes, welches gegen funfzig tausend Menschen enthält, die Reformation angenommen, wurden die Reformirten von den Aebten sehr gedrückt. Im Jahr 1696 wollte der Abt sie auf eine unerträgliche Art unterdrücken. Sie beriefen sich auf ihre oft bestätigten Privilegien und flehten um Schutz bei Zürich und bei

Bern. Man stritt mit Worten bis 1712, da der Krieg ausbrach. Schwyz, Uri, Unterwalden, Lucern und Zug führten ihn gegen Bern und Zürich. Die reformirten Kantone behielten in diesem kurzen Kriege die Oberhand. Zwar blieb der Abt von St. Gallen im Besitz der Grafschaft Toggenburg, den Protestanten aber ward völlige Gewissensfreiheit zugesichert. Die katholischen Kantone verloren ihren Antheil an der Grafschaft Baden und an dem untern Theil der sogenannten freien Aemter, Bern aber erhielt über Thurgau, Sargans und das Rheinthal gleiche Rechte mit den sieben alten Kantonen.

So endigte sich der letzte Krieg, in welchem Schweizer gegen Schweizer stritten. Möchten sie nie das Schwert gegen einander gezückt haben! Aber immer bleibt es bewundernswerth, daß so viele völlig unabhängige Staaten, welche an Regierungsform und an Religion unterschieden sind, deren Interesse sich nothwendig oft kreuzen muß, dennoch in so vielen Jahrhunderten so selten den heiligen Bund ihrer Eintracht brachen, einen Bund, dessen halbtausendjährige Jubelfeier sie zu ihrer, zu der Freiheit und der Menschheit Ehre, in siebzehn Jahren begehen werden! Man kann nicht läugnen, daß die Bürger des Kantons Bern gegen ihre Nachbarn in alten, und gegen Savoyen in neuern Zeiten, vortheilhafte Umstände auf eine Art genutzet haben, für welche ihre friedliebenden Enkel erröthen mögen. Aber ein anderer Geist beseelet diese

schon seit vielen Jahren. Geehrt von allen Mächten Europens, werden sie geliebt von allen Kantonen. Man würde umsonst in der ganzen Geschichte ein Beispiel von einer so weisen Mäßigung und Gerechtigkeit suchen, als diejenige, welche sie gegen alle Kantone und die mit ihnen verbündeten Freistaaten zeigen. Man kann, glaube ich, mit Gewißheit sagen, daß jetzt kein Kanton darauf sinnet, den andern jemals zu beeinträchtigen. Einige sind mit ihrer Macht und mit ihrem Reichthum, andre mit genügsamer Ruhe in edler Einfalt, zufrieden. Jene genießen mannigfaltige, diese vielleicht gesundere Früchte der mit dem Blute der Väter erworbenen Freiheit. Allen ist sie heilig und theuer, diese Freiheit, und keine äußere Macht wird sie ihnen rauben, so lange sie ihrer werth bleiben. Alpen können erstiegen werden, aber Eintracht bei einfältiger Sitte, keusche Zucht, auf Religion gegründete Tugend und durch Tugend gestählte Tapferkeit, diese ziehen eine feurige Mauer um ein glückliches Volk, und ersticken im Nachbar die Lust, eine Nation anzugreifen, welche man beneiden, aber nicht bekriegen kann.

Neunzehnter Brief.

Bern, den 21sten September 1791.

Ueber die Verfassung von Bern sind oft sehr verschiedene, widersprechende Urtheile gefället worden. Haben einige sie mit der oligargischen Constitution von Venedig verglichen, so erhoben andere sie bis in den Himmel. Diese Widersprüche rührten nicht sowohl vielleicht daher, daß der Lober und der Tadler in ihrer Denkungsart überhaupt so verschieden waren, wie ihre Aussprüche, sondern, daß jeder aus seinem Gesichtspunkte die Sache ansah. Und nicht immer wählen wir unsern Gesichtspunkt. Wie uns eine Sache das erstemal auffiel, so bestimmten wir oft unser Urtheil. Dies ist die gewöhnliche Art Dinge anzusehen. Aber es ist mit unserm Verstande, wie mit unsrer Gesundheit. Auch der Gesunde kann erkranken, doch hilft sich seine Natur, weil sie edel ist.

Die Herzen der Guten sind heilbar, sagt Homer, und so ist es mit ihrem Urtheile.

Wer Bern nur aus dem Gerippe seiner Verfassung kennet, der wird, wenn er Freiheit liebt,

vielleicht große Fehler darinnen finden. Wer den gesunden Staatskörper aber ansieht, wo das Haupt hell ist, wo Glied an Glied in freier Harmonie mit einander wirken, wo Fülle des Lebens in dem Arme zuckt, wo der dienstbare Fuß mit strotzender Kraft stark und leicht einhertritt, der wird sich hüten, ein voreiliges Urtheil gegen einen Staat zu fällen, dessen Bürger gewiß eines hohen Grades von ungekränkter Freiheit genießen.

Der lebendige Körper eines Staats muß nicht allein nach äußern Abmessungen des Ebenmaaßes seiner Theile beurtheilt werden. Mit gerechter Strenge fordern wir vom Bildhauer die genaueste Proportion, und auch so vom Idealisten. Aber sie zeigen uns nur äußere Umrisse. In den gesundesten Körpern findet oft der staunende Anatomist große Fehler, welche dennoch, trotz aller Theorie, dem Menschen, weil er lebte, nicht fühlbar waren.

Auch in der Politik ist es wahr, daß der Buchstabe tödte, daß der Geist lebendig mache. Sitten machen beinahe die Gesetze entbehrlich, und ein von Vätern auf die Söhne fortgehender Geist der Weisheit, Milde, Mäßigung, sichert dem Volke die Freiheit besser, als haarspaltende Theorien der Verfassung.

Bern ist der einzige Kanton, in welchem weder das ganze Volk, noch die Bürgerschaft der Stadt sich jemals versammelt.

Die demokratischen Kantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, haben ihre allgemeinen Volksversammlungen.

Nicht nur in Zürich und Basel, deren Verfassung, als Städte betrachtet, demokratisch ist, und wo die Bürger als Aristokraten das Landvolk beherrschen, versammelt sich die Bürgerschaft der Stadt, sondern auch in Lucern, Freiburg, Solothurn und Schaffhausen, wo doch nicht alle Stadtbürger gleiches Antheils an der Regierung genießen.

Dieser eigenthümliche Zug der Verfassung von Bern rührt von dem Ursprunge der Stadt her. Sie ward ersehen zu einem festen Ort der Zuflucht, zu einem Sammlungspunkt des kleinen Adels, welchem man Sicherheit gegen die Unternehmungen der umliegenden Grafen und Herren geben wollte. Dieser Adel war kriegerisch. Unter seinen Flügeln fand der erwerbende Krämer, der friedeliebende Handwerker, die Ruhe und den Schutz, deren sie bedurften. Gern ließen sie mit ihren Sorgen die Geschäfte der Regierung, welche auch von weisen Männern nicht immer als eine Quelle der wahren Glückseligkeit angesehen wurden, in diesen starken Händen, welche zugleich das Schwert für sie zuckten. Und so oft zuckte dieser kriegerische Adel das Schwert, und mit so junger Faust, daß viele der edlen Geschlechte vertilgt wurden, Dann wurden bürgerliche Geschlechte den Adlichen zugesellt, es sei nun, daß der Adel aus Mäßigung

gefühlt habe, daß die Regierung nicht von zu Wenigen abhangen dürfe, oder daß die Bürger auf diese Ergänzung gedrungen.

Die Aufnahme einzelner bürgerlichen Familien in die Ordnung der Herrschenden, änderte nicht den Geist der Verfassung. Als Rom den Plebejern den Zugang zu den höchsten Geschäften und Ehren öffnete, als die plebejischen Familien, aus welchen einer einmal eine kurulische Würde verwaltet hatte, einen neuen Adel ausmachten, so erreichte dieser neue Adel zwar nicht den Glanz des Patriciats, aber seine Macht, und also seine Gesinnung.

Die ältesten Urkunden der Republik beweisen, daß im Anfang dann und wann die ganze Bürgerschaft versammelt worden. Aber eine solche Versammlung beweiset nicht stäte, ausübende Macht. In einfältigen Zeiten fürchtet man nicht so leicht subtile Schlußfolgen. Sehr übereilt war diejenige, welche in unsern Jahren aus diesen Versammlungen gezogen ward, als sei der große Rath im Jahre 1384 erst gestiftet worden. Eine Urkunde vom Jahre 1294 erwähnt schon der zweihundert Männer, und ein Edict vom Jahre 1314 fängt schon mit den Worten an: Wir Schultheiß, Rath und Zweihundert.

Der Rath der Zweihundert bestand ehmals wirklich aus der runden Zahl. Nach und nach wurden mehrere dazu genommen, einigemal über dreihundert. Ein neueres Gesetz hat die Anzahl auf zweihundert

und neun und neunzig festgesetzt. Die Abgehenden dürfen nicht ersetzt werden, bis achtzig Stellen offen sind. Auch hier waren Mißbräuche eingeschlichen. Junge Leute, welche sich zu dieser Ehre Hoffnung machten, hatten alte Rathsherren, welche keine Landvogteien mehr zu hoffen hatten, durch heimliches Jahrgehalt dazu vermocht, sich der Rathswürde zu begeben, damit bald achtzig Stellen offen und die Wahl der ergänzenden angestellt werden möchte. Daher werden jetzt die resignirten offenen Stellen nicht zu den achtzig fehlenden gerechnet, sondern es müssen achtzig gestorben seyn, ehe eine neue Wahl zu Besetzung der offenen Stellen Statt findet.

Wer sich um eine Rathsstelle bewirbt, muß neun und zwanzig Jahr alt seyn. Man rechnet vom Tauftage an, und rechnet dann acht Tage hinzu. In den Familien, welche sich Hoffnung zu Rathsstellen machen können, werden daher die Knaben fast immer gleich nach der Geburt getauft. Denn, da mehrentheils alle neun oder zehn Jahr neue Mitglieder erwählt werden, muß alsdann ein junger Mann, dem einige Tage am gesetzlichen Alter fehlen, wieder eine neue Wahl erwarten. Jeder Bürger von Bern hat das Recht zu den höchsten Würden, aber wenige haben die Hoffnung. Da der kleine Rath, der aus sieben und zwanzig Männern besteht, und die Sechszehner, welche aus den Zünften jährlich in den großen Rath genommen werden, die Mitglieder dieses großen Raths ernennen, so bleiben

sie mehrentheils im Zirkel der schon herrschenden Familien. Der gesammte große Rath, dessen Ausschuß der kleine ist, verbindet alle Macht, aber in verschiednen Kollegien. Dem kleinen Rath ist die vollziehende Gewalt anvertraut; die gesetzgebende Macht dem gesammten Rath. Der kleine Rath versammelt sich alle Tage, ausgenommen den Sonntag. Alle Sachen, welche vor den großen Rath gelangen, kommen erst an jenen. So auch besorgt der kleine Rath die laufenden Geschäfte, Besetzung der mehresten geistlichen Stellen und der geringen weltlichen; er spricht das Endurtheil in Criminalfällen, ausgenommen über Bürger von Bern.

Sehr sorgfältig combinirt ist die Art, auf welche die Mitglieder des kleinen Raths ernennet werden. Sobald einer abgegangen ist, versammeln sich die sechs und zwanzig übrigen. Man thut in eine Büchse sechs und zwanzig Kugeln, deren drei von Gold sind. Jeder der sechs und zwanzig zieht eine Kugel. Diejenigen, welche die drei goldenen gezogen haben, nennen drei Erwähler unter ihren Genossen. Der große Rath ernennet sieben andere Erwähler. Diese zehn Erwähler nennen eine Zahl von Candidaten, welche nicht höher als von zehen, nicht geringer als von sechs seyn darf. Dann giebt der gesammte Rath seine Stimmen. Die vier, welche die meisten Stimmen für sich bekommen, ziehen vier Kugeln, deren zwei von Gold, zwei silbern sind. Zwischen den beiden,

welche die goldenen Kugeln gezogen haben, entscheiden die Stimmen des gesammten Raths.

Der kleine Rath bestehet aus den beiden Schultheißen, beiden Seckelmeistern, vier Vennern, siebzehn Rathsherren und zwei Heimlichern. Dem gesammten Rath und dem kleinen Rath stehen die beiden Schultheißen vor. Diese werden durch die Stimmen des gesammten Raths erwählt, ehmahls auf ein Jahr, jetzt auf zeitlebens; doch hat der gesammte Rath das Recht, sie ihrer Würde zu entsetzen. Alle Jahr um Ostern werden sie vom gesammten Rath bestätigt, nachdem sie durch den Mund des deutschen Seckelmeisters um einen Schutzbrief gebeten haben. So auch der kleine Rath. Dann übergiebt der Schultheiß, welcher das verflossene Jahr das Amt führte, es seinem Genossen. Der regierende Schultheiß hat den Vorsitz im kleinen und im gesammten Rath. Das Siegel der Republik steht vor ihm. Er giebt seine Meinung nie, als wenn sie verlangt wird, und hat nur dann eine Stimme, wenn Gleichheit der Stimmen seine Entscheidung erforderlich macht.

Nach den Schultheißen folgen im Rang die Seckelmeister, und zwar erst der deutsche, dann der welsche oder vom Waatlande. Beide Seckelmeister machen mit den vier sogenannten Vennern ein Finanzcollegium aus. Die Venner sind nur ein Jahr im Amt, da hingegen die Seckelmeister auf sechs Jahr bestätigt werden können. Jeder Venner ist zugleich

Landvogt (ohne doch diesen Titel zu haben) eines der vier Districte, welche ursprünglich den Staat ausmachten.

Der nicht regierende Schultheiß ist an der Spitze des heimlichen Collegii, welches außer ihm aus einem Seckelmeister, den vier Vennern, und beiden Heimlichern besteht. In diesem Collegio werden Sachen, welche nicht ruchtbar werden dürfen, abgehandelt.

Die eigne Bestimmung der Heimlichern ist, darauf zu wachen, daß sowohl im großen als im kleinen Rath nichts gegen die Gesetze der Verfassung beschlossen werde. Zugleich haben sie das Recht, wenn sie es nöthig finden, ohne Zustimmung des Schultheißen, den großen Rath zu versammeln. Die verschiedenen Landes-Collegia und die Appellations-Kammern, eine für das deutsche Land, die andre für das Waatland, (pays de Vaud) werden aus Mitgliedern des Raths besetzt. Die Verfassung des Tribunals verräth den Charakter alter Zeiten, scheint mir aber gefährlich für die jetzigen. Dem Urtheil der Richter wird sehr viel eingeräumt, weil die Gesetze so einfach, und ihrer wirklich zu wenige sind. Weder hier, noch, wo ich nicht sehr irre, in den andern Kantonen, kennt man einen Criminal-Coder. Dieser augenscheinliche Mangel würde von fürchterlichen Folgen seyn, wenn nicht ein seltner Geist von Milde die Obrigkeiten dieses Landes beseelte.

Du wirst dich vielleicht mit mir wundern, daß der Schultheiß dem Ansehen nach keine Macht habe.

Und doch ist sein Einfluß oft sehr groß, ja fast überwiegend, wiewohl er keine Stimme hat, als wenn er befragt wird. So groß ist der Einfluß des Vortrags im Munde eines Mannes von Verstand und Beredsamkeit. Auf diesen Einfluß wird in wenigen Staaten genug Rücksicht genommen. Er ist groß, klein, oder nichtig, nach Maaßgabe der Fähigkeiten dessen, dem er eingeräumt wird. Auch diese Einrichtung der Berner scheint mir tiefe Menschenkenntniß anzuzeigen.

Die Landvögte wurden ehmals vom großen Rath durch Mehrheit der Stimmen ernannt. Seit ohngefähr achtzig Jahren ernennt sie das Loos. Traurige Nothwendigkeit, welche nach langer Erfahrung gelehrt hat, daß man dem blinden Loose mehr, als dem nur zu oft befangenen Urtheil der Menschen vertrauen dürfe! Doch war das nicht der einzige Grund, welcher diese Veränderung veranlaßte. Man wollte auch verhindern, daß diejenigen, welche nach Langvogteien strebten, nicht abhängig von mächtigen Mitgliedern des Raths würden, deren Stimme ihnen so nützlich werden konnte. Ein Staat ist halb verloren, in welchem die Genossen gleicher Macht durch irgend eine Nebenursache von einander abhangen. Die einzige, natürliche, gerechte, dennoch oft gefährliche, aber unvermeidliche Abhängung von einander, ist nur diejenige, welche Talente und Tugenden geben. Und auch dieser setzten die Athenienser durch den Ostracismus, die Syrakuser durch den Petalismus Schranken.

Die Landvogteien werden nach ihrer Wichtigkeit und Einkünften in vier Ordnungen eingetheilt. Sie sind mehrentheils sehr einträglich. Denen von der ersten Ordnung darf ein Mann nur einmal vorstehen, denen von der zweiten zweimal, den geringen dreimal; aber nie ohne Zwischenzeit. Alle werden nur auf sechs Jahre vergeben. Alle Jahre legen die Landvögte dem Finanzcollegio Rechnung ab. Ihr Ansehen ist sehr groß. Ihnen ist die Polizei, die Vollziehung der Befehle des Raths, die Verwaltung der öffentlichen Gelder und der Kornmagazine, die Appellation von den kleinen Gerichten, und die Macht, da Urtheile zu sprechen, wo die Parteien ihre Sache vor sie bringen, anvertraut. Ehemals ist oft über den schreienden Mißbrauch dieser Gewalt geklagt worden. Vor ungefähr hundert und vierzig Jahren verursachten Gewaltthätigkeiten und Erpressungen einen Bauernaufstand. Aber jetzt hat man schon lange die weisesten und kräftigsten Maaßregeln dagegen genommen. Der Weg zur Appellation steht jedem Bauer frei, oder wenn er den vorzieht, der Klage an den kleinen Rath. Die Größe der Geldstrafen ist ohnedem genau bestimmt. Persönliche Mißhandlung, deren Furcht in so vielen Ländern den Bauer abhält, gegen seine, ihm viel zu mächtige und fürchterliche Obrigkeit zu klagen, ist in diesem Lande nicht möglich. Dazu kommt, daß der Landmann das geliebte, fast möchte ich sagen das verzogene Kind der Berner Regierung ist. Das

fühlen die Bauern auch sehr lebhaft, und ich darf wohl mit Gewißheit sagen, daß kein Staat in der Welt so zufriedene Unterthanen habe, als Bern und Zürich. Die Bauern der Demokratien kann ich nicht mit rechnen, diese sind nicht Unterthanen.

Die Geistlichen müssen in Bern oder Lausanne studirt haben. Der kleine Rath ernennt die Pfarrer, ausgenommen die von Bern, welche vom gesammten Rath ernannt werden. Des deutschen Landes Geistlichkeit ist in acht Synoden vertheilt, deren jede sich einmal des Jahrs versammelt; die Geistlichkeit des pays de Vaud in fünf Synoden. In den kleinen Consistorien werden Vergehungen gegen die Sitten, insonderheit im Punkt des sechsten Gebots, gerügt, auch Ehesachen und Ehescheidungen verhandelt. Die Protocolle werden an das Oberconsistorium von Bern gesandt, welches aus weltlichen und geistlichen Mitbürgern besteht.

In weltlichen Dingen haben die Geistlichen sehr wenig Macht, durch ihr Amt aber ein großes Ansehen. Beides ist gewiß sehr heilsam. Es geschieht zuweilen, daß junge Männer von Adel sich dem geistlichen Stande widmen.

Die Mannschaft des Kantons wird regelmäßig in Waffen geübt, und jährlich gemustert. Sie ist eingetheilt in ein und zwanzig Regimenter Infanterie, jedes von zweitausend Mann, vier Compagnien Jäger, und achtzehn Compagnien Dragoner. Die Besitzer adlicher

Güter machen außerdem einige Compagnien Reiter aus. Infanterist und Dragoner darf nicht heirathen, ehe er seine volle Uniform und seine Waffen angeschafft hat. Jene ist sein Hochzeitkleid. Der Dragoner muß ein Pferd haben; diese Forderung ist nicht schwer, da er als Bauer doch mehrere Pferde hat.

Das Zeughaus ist wohl versehen mit mehr als tausend metallenen Kanonen, vielen Mörsern, Flinten für sechszigtausend Mann, und hinlänglichen Waffen für die Reiterei. Drei Compagnien Kanoniere und eine von Bombardieren bedienen die Artillerie.

Die Einkünfte des Staats sind nicht groß, doch hinlänglich für eine Republik, deren Häupter mehrentheils gar keine, theils sehr geringe Besoldung haben, und welche keine stehende Soldaten hat. Es bestehen diese Einkünfte größtentheils aus einigen Domänen, dem Zehnten, und einem geringen Grundzinse; aus dem sechsten Theile des Kaufpreises der Edellehen im pays de Vaud, und dem zehnten anderer Grundgüter in eben diesem Lande, wenn sie in andere als der nächsten Erben Hände kommen, aus einigen geringen Zöllen, und dem Monopol des Salzes. Ueber dieses klagt niemand, weil die Regierung es wohlfeiler verkauft als ein Particulier es würde liefern können; endlich aus den Zinsen der öffentlichen ausstehenden Capitalien. Diese Zinsen betragen jetzt siebenhunderttausend Berner Pfund, das ist etwas mehr als zweihunderttausend Reichsthaler.

Die Republik hat einen, vermuthlich ansehnlichen Schatz. Er wird wohl nicht alle Jahr vermehrt, da so vieles auf öffentliche Gebäude, öffentliche Anstalten und Wege gewendet wird.

Ein sonderbares Institut, welches von der Weisheit der Väter zeuget, ist jetzt sehr in Verfall gerathen. Ich meine den äußeren Stand. So nennt man eine Gesellschaft von Jünglingen und jungen Männern, welche unter sich eine Republik, nach dem Muster der vaterländischen vorstellen. Ehemals schlossen sie Krieg, Frieden und Bündnisse, und handelten eingebildete Geschäfte mit Eifer und Fleiß ab. Jetzt vergeben sie nur noch unter sich die Würden der Republik. Jeder, welcher eine solche Schattenwürde erhält, giebt etwas in die Casse. Aber gleichwohl ist diese Gesellschaft in ansehnliche Schulden gerathen, weil die jungen Herren mehr auf Lustpartieen und Pickeniks als auf Erfordernisse der Einrichtung wenden. Schon lange haben sie, den Charakter der Nachahmung und zugleich den Zustand ihrer rückgängigen Finanzen emblematisch vorzustellen, einen Affen, der auf einem Krebs reitet, zum Wapen erwählt. Es bleibt von dieser edeln Einrichtung fast nichts Wesentliches übrig, als die Schulden. Da jedem, welcher Genosse dieser Gesellschaft ist, eine Stimme bei der Wahl zum großen Rath angerechnet wird, so lassen sich einige noch den Abend vor der Wahl darinnen aufnehmen.

Ich habe dir von der Verfassung dieser Republik ein vollständiges Gemälde weder geben können noch wollen, meine Absicht war, nur ihre äußern Linien zu zeichnen, weil man in andern Ländern zum Theil große Vorurtheile dagegen hat. Sie hat in der That dem ersten Ansehen nach einen Schein von Oligarchie, welcher ihr nicht vortheilhaft ist. Die Häupter der Republik sehen das ein, und man hat sich, vorzüglich auf den Rath des großen Hallers, dessen Andenken in seinem Vaterlande heilig ist, auch vorgenommen, immer mehr Bürgerfamilien an den höchsten Würden Theil nehmen zu lassen. Jeder Bürger kann dazu gelangen; aber bisher waren nur gewisse, wiewohl sehr viele Geschlechte, im Besitz dieses Vorrechts.

Ein Hauptzug unterscheidet die aristokratischen Verfassungen in der Schweiz von allen andern, ein Zug, welcher entscheidend für die Freiheit des Volks ist, und nicht genug erwogen wird.

Die Regierung hat keine Soldaten in ihrem Dienst, und alle Unterthanen dieses kriegrischen Volkes sind bewaffnet.

Wahre Ruhe, Glückseligkeit und Freiheit, verbunden mit dem Bewußtseyn der Stärke, welche ihnen ihren Zustand sichert, erhält daher die Einwohner dieser Staaten in einem hohen Grade von Zufriedenheit. Im deutschen Lande dieser Republik ist diese Zufriedenheit uneingeschränket und allgemein. Von einigen Beschwerden des pays de Vaud will ich

dir Nachricht geben, wenn ich in diesem Lande seyn werde.

So fleißig auch der Ackerbau getrieben wird, kann dieser Kanton doch, wegen des gebürgigen Oberlandes, und weil die Bevölkerung so groß ist — denn die Freiheit nähret nicht mit Brod allein — seine Einwohner nicht alle mit eigenem Korn ernähren. Der Handel dieses Landes ist kaum ansehnlich genug, um diesen Mangel zu ersetzen; und Bern würde in der Balance der Einnahme und Ausgabe, bei'm geringen Ertrag dieses Handels, der fast nur im Aargau, im pays de Vaud und im Emmenthal getrieben wird, nicht bestehen können, wenn nicht ernste Gesetze den Luxus einschränkten. Edelgesteine, Tressen und Spitzen sind verboten, und fremde Weine dürfen ohne besondere Erlaubniß nicht eingeführt werden. Diese Maaßregeln, in Verbindung mit dem, wiewohl geringen Activhandel, und mit den Zinsen, welche nicht allein der Staat, sondern auch einzelne Particuliers aus fremden Ländern ziehen, erhalten das Gleichgewicht der Einnahme und Ausgabe.

Daß die Stadt Bern von ihrer Lage an der Aar so wenig Gebrauch macht, schreibe ich dem kriegerischen Geiste voriger Zeiten zu. Die Geschlechte, welche Antheil an der Regierung haben, stammen theils von jener kühnen Ritterschaft ab, und erbten ihre Gesinnung, theils nahmen sie diese Gesinnung an.

Und wohl dem Lande, daß diese Gesinnung in ihnen herrschet!

Aristokraten werden drückend, wenn sie Handel treiben, nicht nur weil sie leicht gereitzt werden, Monopolien anzulegen und den Handel der Unterthanen zu beschränken, sondern auch weil überhaupt ein gewisser Edelmuth mit dem Handlungsgeiste nicht besteht. So glücklich sich auch in jeder andern Absicht der Zürcher Landmann fühlt, klagt er doch, und wohl mit Recht, über die Fesseln, welche die Stadt seinem Handel anlegt. Gleich den edlen Römern der guten republikanischen Zeit, ermuntern die vornehmen Berner auch durch Beispiel den Ackermann. Die ökonomische Gesellschaft hat durch ihre Schriften und Ehrenmünzen viel Gutes gestiftet. Daß auch diese von einem edeln Geiste beseelt werde, mag ein Beispiel dich lehren. Man hat ihr vorgeworfen, daß in diesem Lande keine Brandassecuranzen wären. So lange, antwortete sie, so lange der Geist christlicher Milde unsre Bauern und Bürger wie jetzt beseelt, ist eine solche Anstalt nicht nöthig, und würde ihn einschränken. Dieser Geist charakterisirt würklich die Schweizer überhaupt. Wenn Brand, Ueberschwemmungen, Mißwachs oder andre Uebel dieser Art einzelne Menschen oder Gemeinen treffen, so strömet ihnen Hülfe zu. Als bei Küsnacht im Kanton Zürich vor zwölf Jahren ein angeschwollener Bach acht und zwanzig Häuser wegschwemmte, und drei und sechszig Menschen das Le-

ben nahm, eilten nicht nur aus der Nachbarschaft, sondern weither aus dem Kanton, hülfreiche Hände mildthätig herbei. Als vor einigen Jahren im pays de Vaud viele Familien durch Mißwachs verarmt waren, sandte man von allen Seiten den Pfarrern so viel Geld zum Vertheilen, daß sie bitten mußten, nicht mehr zu senden.

Zur besondern Ehre gereicht es den Bernern, daß sie von den Zeiten ihrer unternehmenden Ritterschaft den Edelmuth behalten, und ihn zugleich von aller Eroberungslust seit Jahrhunderten geläutert haben. Ihre frühen Kriege mit den Grafen, ihren Nachbarn, waren gewiß nicht alle gerecht, und die Eroberung des pays de Vaud, um mich nicht stark auszudrücken, wenigstens zweideutig. Aber seitdem haben sie allen Planen der Vergrößerung entsagt. Die ganze Schweiz liebt die Regierung von Bern, insbesondere lieben sie die kleinen demokratischen Kantone; denn sie wird von allen als ein friedliebendes, edelmüthiges Mitglied der Eidgenossenschaft geehret. Es ist schön zu hören, wenn die Bürger dieser Staaten dem ächt schweizerschen Patriotismus der Berner, welche keinen Nachbar beeinträchtigen, noch weniger sich erlauben, Saamen der Zwietracht unter die kleinen Freistaaten auszustreuen, vielmehr zu Aufrechthaltung der brüderlichen Einigkeit sich thätig verwenden, aus warmen Herzen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne dich noch zu bitten, folgende beide Punkte, wiewohl ich ihrer schon erwähnt habe, nie zu vergessen.

Man muß weniger auf die Form, als auf den Geist einer Verfassung sehen. Gehet dieser Geist Jahrhunderte lang von Geschlecht auf Geschlecht fort, so modificirt er auch die Formen.

Ein sich fühlendes, freiheitliebendes Volk ist frei, wenn es die Waffen in der Hand hat, und seine Regierung wehrlos ist.

Und nun noch eins. Daß die Unterthanen der aristokratischen Verfassungen in der Schweiz so ruhig sind, sich so glücklich fühlen, beweiset nicht nur für den Geist der Regierung, sondern auch für den Geist dieser edeln Landleute, welche, aufgeklärter als irgendwo, es lebhafter als andre Bauern empfinden, daß eine politische Verfassung treflich sei, wenn sie Ruhe, Eigenthum und Freiheit sichert.

Eine einzige gegründete Beschwerde bleibt dem Berner Landmanne übrig. Die großen Unkosten der Prozesse. Aber die Regierung ist ernsthaft gesonnen, diesem Uebel durch kräftige Maaßregeln abzuhelfen.

Zwanzigster Brief.

Bern, den 22sten Sept. 1791.

Ich machte mir eine wahre Freude daraus, meinem Sohne das hiesige Zeughaus gestern zu zeigen. Ich hatte es schon auf meiner ersten Reise gesehen. Es ist wichtig durch seinen furchtbaren Vorrath an neuen Waffen, aber merkwürdiger für einen Reisenden durch die alten schweizerischen und burgundischen Rüstungen. Die großen Schwerter, welche mit beiden Händen geführt wurden, haben ein schreckliches Gewicht, so auch die langen Speere. Man bewundert desto mehr die gewaltige Kraft unsrer Väter, da die vielen aufbewahrten Panzer und Beinstiefeln beweisen, daß sie nicht größer waren als wir. Gewöhnliche Bauern aus dem Kanton Bern oder aus den drei ersten Kantonen, Schwyz, Uri, Unterwalden, deren Mannschaft auch vorzüglich schön ist, würden zu groß für viele dieser Panzer seyn. Aber so nervig und stark sie auch sind, würde ich ihnen doch nicht zumuthen, diese Schwerter zu schwingen, diese Speere zu tragen. Die burgundischen Fahnen und die Stricke, welche sie mit sich führten, um die Schweizer zu binden,

werden mit republikanischer Empfindung aufbewahret und gezeigt.

Die hölzernen Bildsäulen von Wilhelm Tell, der nach dem Apfel auf dem Haupte seines Kindes zielt, und von Berthold dem Fünften, Herzog von Zähringen, Gründer der Stadt, zieren auch diese Sammlung. Das Gebäude ist unansehnlich und entspricht nicht der Würde seiner Bestimmung.

Aber sehr schön sind die beiden Krankenhäuser. Das eine heißt die Insel, wegen seiner freien isolirten Lage. Hier werden die Kranken in geräumigen Zimmern, ohne Rücksicht auf ihr Vaterland, mit der äußersten Sorgfalt genährt und gepflegt. Der Blick genießt hier der freien Aussicht nach der großen Kette der fernen Schneegebürge.

Eben so merkwürdig ist das andre große Hospital, welches einem Fürstenpallast ähnlicher als einer Armenanstalt ist. Aber keine Bequemlichkeit für die Kranken ward der Pracht aufgeopfert, wie so oft in monarchischen Staaten der Fall ist. Gleich die Façade giebt einen Eindruck von Größe, und ihm folgt ein tieferer Eindruck, wenn man den vollen Sinn der Ueberschrift fühlt: Christo in pauperibus (Christo in den Armen). Man geht dann in den großen Hof, welchen das schöne Gebäude von allen vier Seiten umschließt. Da der Küchengarten dieses Hospitals vor der Stadt liegt, und man den Kranken doch den Genuß der freien Luft so angenehm machen wollte,

als es in einer Stadt möglich ist, hat man den Hof mit Rasen belegt, mit Bäumen bepflanzt und mit vielen Blumenstöcken und einem Springbrunnen in der Mitte gezieret. In diesem Hospital werden funfzig, theils Arme, theils Kranke, umsonst unterhalten. Außerdem werden für einen geringen Preis noch andere genährt und beherberget.

Es ist auch in diesem Hospital eine besondre Herberge für durchreisende Arme. Man reichet ihnen am Abend Brod und Wein, giebt ihnen ein Bette und entläßt sie des Morgens mit einem Frühstück, welches auch aus Brod und Wein besteht, und mit einem kleinen Almosen an Gelde. Außen vor der Stadt ist noch eine sehr große schöne Anstalt für wahnsinnige, venerische und unheilbare Kranke.

Im sogenannten Waisenhause, welches doch nicht allein Waisen, sondern auch andern Kindern der Bürger bestimmt ist, werden vierzig Knaben, jeder für die geringe Summe von dreißig Reichsthaler jährlich, genährt, gekleidet, im Christenthum, Lesen, Schreiben, Rechnen, Deutschen, Französischen, Griechischen, Lateinischen, in der Geschichte, Geographie, Mathematik, im Singen und Zeichnen unterrichtet. Der verdienstvolle Herr Professor Ith hat den Plan ihrer Studien eingerichtet. Auch dieses Haus steht abgesondert von andern, genießt einer reinen Luft und einer freien Aussicht über die Windungen der Aar.

Ein besondrer Charakter von menschenfreundlicher Milde zeigt sich in den öffentlichen Anstalten der Schweiz. Man sorgt nicht allein für das Nothwendige, sondern auch für das Erfreuliche, nach dem großen Beispiel desjenigen, der die liebliche blaue Blume mit dem nährenden Korn aufwachsen läßt, der dem tränkenden Thau herzerfreuende Gerüche giebt.

In der Bibliothek, in welcher ein neuer Saal gebauet wird, ist ein in Lausanne ausgegrabenes ehernes Basso Rilievo, welches einen Priester vorstellt, der eine Opferschaale zwischen die Hörner eines Stiers ausgießt. Addison erwähnt sein in seiner Reise. Auch ist ein ungeheures Stück Krystall dort, vielleicht das größte in Europa.

Der Münster ist einer der schönsten und größten, die ich gesehen. Nur den Straßburger und Ulmer könnte ich ihm vorziehen. Vor ihm ist ein von Bäumen beschatteter Spaziergang auf einer kühn erhobenen Terrasse, welche die ganze Stadt mit den Windungen der Aar beherrscht und eine herrliche Aussicht auf die große Kette der Schneegebürge öffnet.

Ich erstieg heute mit einigen hiesigen Freunden die Höhe des Münsters und sah eine der größten Aussichten, welche das Auge umfassen kann. Links sah ich eine lange Strecke des Gebürges Jura, welches von Basel bis zum Genfer See läuft, und rechts die viel höheren Schneegebürge mit ihren unerstiegenen Gipfeln in folgender Ordnung: Zuerst den Engelberg

im Kanton Unterwalden, dann die Kette der Berner Schneegebürge, Schreckhorn, Finster=Arhorn, Fischhorn, beide Eiger, Jungfrau, Breithorn, Großhorn, die rothen Zähne, Blümlialp, Gemmi.

Für des Münsters Bau ward, wie für den Bau der Petrikirche in Rom, in ganz Europa gesammelt und vom Papste den Beytragenden Ablaß ertheilt.

Unter den Häusern sind Hallen, in welchen Kramladen sind. Diese Hallen schützen den Fußgänger gegen Regen und Hitze.

Die Kornmagazine zieren durch ihre Schönheit die Stadt, und der Gebrauch, welchen die Regierung davon macht, verdient Lob. Man sammelt hier großen Vorrath, nicht, um wie in Genf die Bäcker zu zwingen, davon zu kaufen, sondern um zu verhindern, daß das Korn nie hoch im Preis steige. Auch benachbarte Staaten hat oftmals Bern mit Korn versehen, und noch vor wenig Jahren versah es großmüthig Genf damit, zu seinem eigenen Schaden. Voriges Jahr hat die Regierung dem pays de Vaud mit Schaden von einer halben Million Thaler Korn geliefert.

Ich kann nicht nur die Höflichkeit und wahre Urbanität rühmen, mit welcher Fremde hier aufgenommen werden, sondern auch die Herzlichkeit, mit welcher Freunde, die ich vor sechszehn Jahren kurze Zeit sah, sich dieser Zeit erinnerten und Güte auf Güte, Freundschaft auf Freundschaft häuften.

In der Stadt ist die Luft so gesund, daß von drei Menschen einer immer das siebzigste Jahr erreicht, wie hundertjährige Berechnungen zeigen. Man schreibt dieses der hohen Lage und der durch Nachbarschaft der Schneegebürge und durch die Krümmung der schnell rauschenden Aar gereinigten Luft zu. Wenn nach den Süßmilchschen Tabellen anderswo auf eine Anzahl Menschen von jedem Alter, die auf Jeden repartirten Jahre vier und zwanzig ausmachen würden, so machen sie hier acht und zwanzig aus.

Morgen verlassen wir Bern. Ich schließe nicht diesen Brief, ehe ich vorher, wiewohl ungern, eine sehr böse Sitte rüge, welche ehemals in Zeiten einfältiger Zucht harmloser gewesen seyn mag, aber jetzt gewiß die verderblichsten Folgen nach sich zieht.

Seit langen Zeiten war es im deutschen Lande des Kantons Bern eingeführt, daß ein Mädchen, sobald sie zum heiligen Abendmahl gegangen, hinfort alle Sonnabend ihr Zimmer des Nachts offen stehen ließ und einen jungen Menschen in's Bette nahm. So unbegreiflich es auch scheinen mag, sollen diese nächtlichen Besuche ehmals selten die Folge gehabt haben, welche natürlich davon zu erwarten gewesen wäre. Als reine Jungfrau entließ das Mädchen den Besucher, und er besuchte sie ferner auf eben diese Art. Das heißt zu Kilt gehen, oder auch zu Kip gehen, kilpen oder kilten; ein Ausdruck, welcher eigentlich sagen will: nach dem Abendessen jemand besuchen.

Aber diese Sitte, welche ohnedem nicht rein war, da sie doch die Unschuld des Herzens beflecken mußte, ward bald noch viel unlauterer. Jetzt gereicht es der jungen Bauerndirne freilich zur Schande, wenn sie einen Jüngling in's Bette nimmt, ehe der andre ihrem Umgang entsagt hat, aber sie kann doch in kurzer Zeit mehrere Besucher nach einander annehmen, ohne daß ihr Ruf darunter leide, wiewohl diese Besuche seit langer Zeit nicht mehr so harmlos sind, als sie es ehmals waren. Wird sie schwanger, so muß der Schwängerer sie heirathen; da sie aber selten weiß, von wem sie schwanger sei, so steht ihr frei, welchen von ihren Besuchern sie als Vater des Kindes angeben will. So eingewurzelt ist das Vorurtheil für diese Sitte, daß die Aeltern sie billigen, und eine reine Jungfrau unter den Bauerdirnen eine seltene Erscheinung ist. Gleichwohl werden sie keusche, treue Eheweiber, erröthen aber nicht für die Ausschweifungen ihres Mädchenstandes, welche sie nicht für Ausschweifungen halten, und für welche auch die ernste Matrone sie mit keinem Vorwurf straft.

Ich begreife, wie schwer es sei, einen fast im ganzen Lande eingeführten, so tief eingewurzelten Gebrauch aufzuheben; aber eine so weise Regierung als die hiesige, sollte sich durch keine Schwierigkeit abschrecken lassen, wenn es auf das Heiligthum der Menschheit, auf die Unbeflecktheit der Jungfrauen ankommt. Eine solche Sitte sollte man eher unter den

Einwohnern der Südsee-Inseln suchen, als im größten Kanton der Schweiz, dieses Landes, welches sich sonst mit so vielem Recht seiner Sittenreinheit rühmet.

Wie sehr sticht dieser Gebrauch gegen die Sitte eines nordamerikanischen, wilden Völkchens ab! Wenn dort ein Jüngling ein Mädchen heirathen will, so geht er des Nachts mit einem Licht in ihre Hütte, und stellt sich an's Bette der Jungfrau. Hat sie nicht Lust zu ihm, so winket sie ihm mit der Hand, und er verläßt sie, ohne sich eine Bitte zu erlauben. Gefällt ihr aber der Jüngling, so richtet sie sich halb auf, holde Verschämtheit bindet ihre Zunge, aber sie bläs't ihm das Licht aus, und auf dieses Zeichen legt er sich in ihre Arme. Rühmten die Alten mit Recht die Penelope, daß sie ihrem Vater, als er sie fragte, ob sie mit ihrem Manne ziehen, oder bei ihm bleiben wollte, keine Antwort gab, aber mit dem Schleier sich verhüllend, sich für die Reise mit Ulysses erklärte, so verdient die Zartheit der Empfindung, mit welcher die wilde Jungfrau dem Jüngling stillschweigend ihr Jawort dadurch giebt, daß sie das Licht ausbläs't, ehe sie ihn in das Bette nimmt, gewiß unsre herzliche Bewunderung.

Ein und zwanzigster Brief.

Lausanne, den 27sten Sept. 1791.

Am 23sten verreiseten wir aus Bern, und gestern Abend kamen wir hier an. Du siehst, daß wir unsrer Gewohnheit, Umwege zu machen, getreu bleiben, und wer wollte in diesem Lande anders reisen? Nicht als Bote, als Spaziergänger, muß man hier reisen, man muß lustwandeln. Wir kamen den Mittag an den Bielersee. So heißt er nach der Stadt und kleinen Republik Biel, welche an seinem östlichen Ufer liegt. Er hat gegen vier Stunden in der Länge und eine in der Breite, und wird umschlossen vom Kanton Bern, dem Fürstenthum Neufchatel und dem Bisthum Basel. Auch dieser See hat seine eigenthümlichen Schönheiten.

In sanften Hügeln erheben sich seine Ufer, welche theils mit Wiesen, Triften und Aeckern, theils mit Weinbergen und Wäldern in wechselnder Mannigfaltigkeit bedeckt sind. Viele Städtchen, Flecken und Dörfer beweisen die Bevölkerung dieser gesegneten Gegend, und mitten im See erhebt sich die Petersinsel, deren steile Ufer mit Wald umkränzet sind, indeß sie sich auf der westlichen Seite sanft senket und mit

Reben behangen ist. Diese Insel gehört dem reichen Hospital in Bern. Der Schaffner dieses Hospitals bewohnet das Haus unten am Ufer, in welchem Jean Jacques Rousseau zu kurze Zeit gewohnet hat. Wir besuchten sein Zimmer, dessen Wände von oben bis unten von Reisenden in allen Sprachen beschrieben sind.

Aus seiner eignen Erzählung sieht man mit lebendigem Antheil, daß der sonderbare Mann, nach so vielen Stürmen des Lebens, nach manchen eingebildeten und nach manchen wahren Verfolgungen, hier die Ruhe fand, deren seine glühende Seele noch fähig war. Sage niemand, daß er sie hier nicht oft wirklich fand, diese tiefe Ruhe, diese süße Vergessenheit der Leiden eines mühvollen Lebens, diese sanften Träumereien, deren manche die durchwachten Nächte bei der Lampe eines Gelehrten werth sind, der nur gelehrt ist. Bei den großen Schönheiten dieser Insel, wo wir bald durch dicht verwachsenes Gebüsch uns durchdrängten, bald zwischen hohen Eichen, Kastanien, Hainbuchen und Fruchtbäumen im dunkeln Schatten wandelten, und wo uns dann und wann die Aussichten über den See überraschten, verloren wir mehrmalen über die Empfindung der rund uns umgebenden Natur den philosophischen Einsiedler aus dem Gesicht, aber oft fanden wir ihn wieder. Hier, sagte einer dem andern, hier ruhte oft Jean Jacques, auf dieses steilen Ufers Höhe und sah mit einem von süßschwärmender Empfindung gedämpften Bewußtseyn

und mit starrem Blick dem Wellenspiele des Sees nach; hier fühlte sich sein versengtes Gefühl an dem Anblick der thauigen Kräuter, die er mit Liebe sammelte; dort unten ließ er sich forttreiben im Nachen von den sanften Fluthen; dort liegt das winzige Inselchen, das er mit Kaninchen bevölkerte, gegen welches die kleine Mutterinsel ihm ein großes Eiland schien! Wir aßen auf der Insel. Nicht weit vom Hause steht ein rundes Lusthäuschen, in welchem zur Zeit der Weinlese die Jugend der umliegenden Gegend alle Sonntage Nachmittags sich zum Tanz versammelt.

Als wir die Insel verließen, empfanden wir dem armen Jean Jacques lebhaft nach, wit welchem Gefühle er auch diese Zuflucht verlassen mußte, auf welche gebannet zu werden er mit Sehnsucht gewünschet hatte. Armer Jean Jacques! Ich bin weit davon entfernt, dich nur bewundernswerth zu finden. Mich jammerten oft die verwahrloseten Anlagen, die großen Schwächen deiner seltenen Seele, das seltsame Gemisch deiner traulichen Hingebung und deiner finstern Misanthropie! deiner Würde und deiner Kleinheit! Die Erde sei dir leicht!

Wir schifften hinüber nach Erlach, einem Städtchen im Berner Kanton, waren gleich darauf im Gebiet von Neufchatel und kamen den Abend in der Stadt an.

Sie liegt an der nördlichen Seite des Sees, welcher ihren Namen trägt, neun Stunden lang ist, und zwei Stunden breit. Das Städtchen, in welchem ohngefähr dreitausend Seelen wohnen, ist sehr schön gebauet. Das Rathhaus ist von edler Architectur, und der Saal, in welchem sich die Herren vom Rath versammeln, verbindet republikanische Würde mit moderner Zier. Dieses Gebäude ist aus dem Vermächtnisse eines reichen Bürgers von Neufchatel, Püry, aufgeführet, und in diesem Jahre vollendet worden. Die Stadt hat ein Armenhaus und ein Hospital. Das Kornmagazin ist groß und in gutem Stil gebaut. Jede Stadt in der Schweiz hat große Kornmagazine, eine Vorsicht, welche in diesem so bewohnten Lande nothwendig ist. Die dazu bestimmten Gebäude zeichnen sich überall durch einfältige Größe der Bauart aus. Freie Völker haben immer ein feines Gefühl von der Würde der Menschen. Was zu den Bedürfnissen der Bürger gehört, trägt bei ihnen einen großen, geheiligten Charakter.

Die Aussicht auf den See ist sehr schön. Gegen der Stadt über erheben sich jenseit des Ufers die zackigen Gebürge des Kantons Freiburg. Die entfernten Schneegebürge des Kantons Bern, welche ich mich erinnere, dem täuschenden Anschein nach, ganz nahe sich empor thürmen gesehen zu haben, waren jetzt umwölket.

Das mit der Grafschaft Valengin verbundene Fürstenthum Neufchatel, hat zehn Stunden in der

Länge, und fünf Stunden in seiner größten Breite. Man rechnet gegen vierzigtausend Einwohner. Als im Jahr 1707 seine Fürsten ausstarben, und die Einwohner den König Friederich den Ersten von Preußen, als Erben des Hauses Chalons, zum Fürsten erwählten, bestimmten sie vorher die gegenseitigen Rechte. In Ermangelung der männlichen Erben würde das Fürstenthum auf die weiblichen Linien fallen. Der Repräsentant des Königs schwur die geschriebenen und ungeschriebenen Gebräuche, Rechte und Freiheiten des Landes ungekränkt zu lassen; die Repräsentanten des Landes leisteten ihm den Eid der Huldigung.

Alle Regierungsgeschäfte müssen im Staat verhandelt werden. Daher kann der König, weil er abwesend ist, nur durch das Organ seines Statthalters und des Rathes regieren. Nur im Staat, nur nach den Gesetzen der Constitution, kann ein einzelner Bürger gerichtet werden. Nur als Fürst von Neufchatel steht der König in Verbindung mit dem Lande. Seine Kriege gehen das Land nicht an. Es blieb seinem Bündnisse mit Frankreich im siebenjährigen Kriege treu, und der König mußte es ansehen, das zwei Compagnien Neufchateller in französischen Diensten gegen ihn fochten.

Kein Unterthan dieses glücklichen Ländchens darf in Verhaft genommen werden, ohne daß seine Richter eine vorläufige Untersuchung angestellt haben. Strafen und Geldbußen sind durch unverbrüchliche Gesetze ge-

nau bestimmt, und diese Strafen sind gelinde. Nur das Recht die Strafe zu mildern oder zu erlassen, ward dem Fürsten eingeräumt. Er darf keine neue Auflage verordnen, und die alten sind gering. Der Handel ist völlig ohne Einschränkung; für keine aus- oder eingehende Waare bezahlt der Neufchateller Zoll. Die Einkünfte des Königs sind verpachtet, und betragen ohngefähr fünf und zwanzigtausend Reichsthaler.

Dieses kleine Ländchen hat ganz verschiedene Climata. Der mittägliche Theil am See genießet einer sehr sanften Luft. Jegliche Kornart, alles Obst und guter Wein gedeihen hier wir im pays de Vaud. Die nördliche Seite hingegen, die auf einem Theil des Juragebürges liegt, hat ein rauhes Clima, welches kaum etwas Haber und Gerste hervorbringt. Gleichwohl ist auch dieser Theil sehr bewohnt, und durch den Kunstfleiß seiner Einwohner berühmt. Die Beschreibung, welche uns der Herr Professor Ith von den Menschen dieses Gebürges und von seinen großen Naturschönheiten gemacht hatte, bewog uns zu einer kleinen Bergreise, welche mir unvergeßliche Freude gegeben hat. Nachdem wir uns früh am vier und zwanzigsten in Neufchatel umgesehen hatten, begannen wir diese Reise. Nahe an der Stadt, am Fuße des Berges, sahen wir fruchtbare Felder. Der junge Waizen und Roggen bedeckte schon die Aecker. Nach und nach erhuben wir uns, und die Gegend nahm an Fruchtbarkeit der Aecker ab; aber in eben dem Maaße

nahm die Schönheit und Würze des Grases und aller Pflanzen zu. Bald fanden wir Blumen, welche in niedern Gegenden den Lenz schmücken. Ich pflückte eine Feldrose, deren starker und frischer Duft mit dem Aroma erquickte, welches nur in hohen Gegenden duftet. *) Der Weg war steil, und sehr uneben. Hohe, bald nackte, bald mit Laubholz bekleidete Felsen waren uns zur Rechten, links im jäh abschießenden Thal, herrliche Wälder von Buchen und Tannen. Durch diese Wälder zeigten uns große Oeffnungen unten den See, mit den sanften Schönheiten seiner Ufer. Die grünen Plätze zwischen den Felsen um uns her waren in Menge bestreut mit den großen Pflanzen der gelben Enziane, deren hohe Blume dieser Gegend im Sommer einen großen Reiz geben muß. Nach drei Stunden kamen wir auf den Gipfel eines Berges, wo einzelne Häuser stehen. Dieser Ruheplatz heißt La tour. Unsern Pferden war diese Ruhe zu gönnen; uns hatte die Bergluft zum Genuß eines zweiten Frühstücks den Appetit geschärft, welchen man in nie=

---

*) In Gegenden, welche wegen der nördlichen Breite kalt sind, ist die Vegetation schwach. Nicht so in Gegenden, welche ihrer Höhe wegen eben so kalt sind. Die hohen Alpen haben einen kürzern Sommer als Länder, welche zwischen dem sechs und funfzigsten und acht und funfzigsten Grade liegen; haben auch härtere Winter, aber ihre Vegetation ist außerordentlich freudig.

dern Gegenden so nicht kennet. Treffliche Butter und Honig labten uns, und wir Männer nahmen noch zur Stärkung einige Schlucke von dem schweizerischen Kirschwasser, welches dem Danziger Goldwasser an Stärke und Wohlgeschmack nichts nachgiebt. Wohlgemuth setzten wir unsre Reise wieder fort. Du weißt wie wenig Sophia ängstlich im Fahren ist. Wenig Weiber würden diese Reise machen können. Auf steilen, felsigen Wegen lenkt man oft kurz an dem Abgrunde zur linken Seite vorbei. Man muß der Geschicklichkeit des Fuhrmanns, der Stärke und Sicherheit der Pferde, und seinem Wagen trauen können. Und um der Schönheit dieser Reise sich zu freuen, muß man nicht ängstlich seyn.

Wir sahen in diesen hohen Gegenden außerordentlich schöne Tannen vom Abhang des Thals, vermischt mit hohen schlanken Buchen, die noch das frische Sommergrün hatten, sich erheben.

Zwischen diesen schönen Wäldern öffnete sich das grüne Thal, bedeckt mit weidendem Vieh. Auch rechts öffneten sich zwischen Felsen große Triften. Nachdem wir wieder von La tour an beinahe drei Stunden gereiset waren, fuhren wir einen sehr steilen Weg hinunter, und sahen im hohen Thale das schöne Dorf Locle unten vor uns liegen.

Diese ganze Gegend, welche zur Grafschaft Valengin gehört, ward vor dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts noch nicht bewohnt. Das Ländchen,

welches nach seinem Hauptdorfe Locle heißt, in der Länge drittehalb Stunden und eine Stunde in der Breite hat, ward von wilden Thieren bewohnt, als ein Mann, Namens Droz von Corcelles, im südlichen Theil von Neufchatel, mit seinen vier Söhnen, unter dem Schutz von zweien Herren von Valengin, die Beurbarmachung dieses Fleckchens Erde unternahm. Felsen, Abgründe, Moräste und verwachsene Wälder eines Orts, welcher acht Monat lang unter der strengen Herrschaft des Winters steht, schreckten ihn nicht ab. Er gründete hier eine kleine, freie Kolonie, deren Ursprung ohngefähr in die Jahre fällt, in welchen die Eidgenossen sich vom Joch der österreichischen Zwingherren frei machten. So wehete ein Geist der Freiheit über ganz Helvetien! Diesem edeln Geiste verdanket noch jetzt, nach einem halben Jahrtausend, dieses hohe Thal seinen blühenden Wohlstand. Wie lernt man Haller's Verse in der Schweiz empfinden:

Da, wo die Freiheit wohnt, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt, und Boreas gelinder.

In diesem rauhen Thale findest du ein Dorf, dessen Häuser zum Theil Städte zieren würden. Die Kirche ist ein großes edles Gebäude. Ihre Glocken, berühmt als die besten in der Schweiz, durchtönen das ganze Thal, wenn sie ein freies, sittsames, glückliches Völkchen, das Freuden des Hirtenlebens mit seltnem Kunstfleiß verbindet, zum Tempel des Vaters der Menschen rufen.

Das Pflaster und die Springbrunnen zeigen dir den Geist einer freien Gemeine, welche für wahre Bequemlichkeiten der Bürger sorgt. Alle Woche ist hier ein großer Markt. Es war Sonnabend, als wir hinkamen, und des Dörfchens reinliche Gassen wimmelten vom Verkehr sittsamer Leutlein, wie ein Ameisenhaufen. In der ehemaligen Behausung von Bären und von Wölfen wohnt ein durch Kunde mechanischer Wissenschaften erleuchteter Kunstfleiß. Die jetzt lebenden beide Droz, Vater und Sohn, deren künstliche Automaten in ganz Europa berühmt sind, stammen ab vom Stifter dieser Gemeine. In der tiefen Erde sind Mühlen angelegt worden, welche von unterirdischen Strömen getrieben werden.

Uhrmacher, Spitzenfabrikanten, Goldschmiede, Messerschmiede, Arbeiter in Email, Eisen und Stahl bevölkern diese Gegend. Landleben und Bergluft erhalten hier Menschen gesund und männlich, welche durch ihre sitzende Lebensart in Städten so bald weichlich werden und erschwachen.

Da das Wetter trübe war, und wir erfuhren, daß der Wasserfall des Doux noch zweite gute Stunden von Locle entfernt wäre, auch der Tag zu sinken anfing, versparten wir diese Fahrt auf den folgenden Tag, besseres Wetter hoffend, im gerechten Vertrauen auf den Charakter dieses schönen Jahres. Wir fuhren daher nach Chaux de Fond, welches anderthalb Stunden von Locle, und ungefähr auf gleicher Höhe

liegt. Dieses Thal ist zwei Stunden lang, in eilf verschiedene Quartiere eingetheilt, auch außer den zierlichen Dörfern mit einzelnen Wohnungen bestreuet. Auch hier wohnen Fleiß, Ordnung, Kunst und Wohlstand unter den Flügeln der Freiheit. Auch hier leben die Einwohner von Fabriken und von ihren fetten Viehweiden. Man zählt ohngefähr dreitausend Einwohner, unter denen vierhundert Menschen von der Uhrmacherkunst leben. Jeder Theil der Uhr beschäftigt seine besondern Arbeiter; daher die Genauigkeit der Arbeit, daher die Fertigkeit der Künstler, daher der wohlfeile Preis der Uhren. Wir besuchten eins der vornehmsten Uhrmagazine, und fanden Uhren von großer Schönheit, auch solche, welche den Lauf der Sonne zeigen, und also für jede gegebene Polhöhe eingerichtet werden müssen. Man verfertigt jährlich zwischen zehn und sechszehn tausend Taschenuhren, und viele Wanduhren.

Gegen sechshundert Weiber beschäftigen sich mit Spitzenmanufaktur. Auch in diesem Thal, wie in Locle, werden oft neue mechanische Instrumente erfunden. Man findet hier viele Deutsche. Es sollen auch vier große Mühlen hier seyn, deren Räder unter der Erde getrieben werden. Eins dieser Räder setzet, sagt man, acht Sägen zugleich in Bewegung.

Der Verkauf des Viehes ersetzet zum Theil, was diesen Thälern an Mangel des Korns abgeht, und

die Arbeit ihrer kunstreichen Hände bereichert das ganze Land.

Die Natur ist in der Schweiz eine fruchtbare, gesunde, liebevolle Mutter. Immer gebährend läßt sie sich zum Säugen ihrer Kinder keine Zeit. Aus ihren Armen nimmt die Freiheit sie auf, diese milde Amme, ernährt sie an ihrer weichen, warmen Brust, und jede natürliche Anlage gedeihet unter dem glücklichen Hirtenvolk!

Am 25sten früh fuhren wir zurück nach Locle. Wir fanden unsre Wirthe wieder mit Vergnügen. Der Mann ist drei und achtzig, die Frau sieben und siebzig Jahr alt. Seit sechszig Jahren sind sie verheirathet. Mit Rühmung sagte mir die alte Baucis: Sieben und siebzig lebende Nachkommen nennen uns Vater und Mutter.

Wir hatten uns durch diese guten Leute einen char à banc bestellen lassen, um den Fall des Doux zu besuchen. Hier fuhren wir zwei steile Höhen hinan und zwei steile Tiefen hinab. Hier gilt es nicht angst zu seyn! In jähen Krümmungen entschwindet oft der Weg deinen Augen, und du siehst nur den Abgrund neben dir. Der Führer läuft nebenher, oft im engen Wege, fast gedrängt zwischen den Felsen und dem Fuhrwerk, von Stein zu Stein wie ein Gemse springend. Die Fahrt ist sehr schön. Felsen und Buchen, welche bald stauden, bald zu schlanken Stämmen erstarken, schnell geöffnete und wieder geschloßne

Aussichten in die grünenden Thäler, und zuletzt von oben herab der Blick auf den schmalen Doux, welcher Neufchatel von der Franche Comté trennt, und in einem hohen Felsenbette zum See wird, der nach einem französischen Dorfe lac de Mouron heißt; alle diese Gegenstände ergötzen das Auge auf eine unbeschreibliche Art, und erfüllen mit süßen Freuden das Herz. Eine jähe Fahrt hinunter in's Thal brachte uns in's Dörfchen Brenets. Auch hier wohnen Uhrmacher und mechanische Künstler. Wir stiegen aus unserm Fuhrwerk, und schifften ein am Ufer des schon breitern Doux, welcher nach einigen Minuten uns in den tiefen Felsenkessel brachte, welcher der See Mouron heißt. Dieser See, welcher sich einigemal zwischen seinen steilen Felsenufern krümmt, ist so schmal, daß man ihn mit Recht mit dem Doux für denselbigen Fluß halten möchte, wenn nicht seine Tiefe eigne Quellen bewiesen. In phantastischen Gestalten erheben sich theils seine Felsenufer steil gen Himmel, bald mit nackten Klippen, bald mit finstern Tannen; theils erheben sie sich stufenweise, und jede Stufe ist bedeckt mit freundlichen Buchen und hellgrünenden Eschen, die in freudiger Lebensfülle wild durch einander verwachsen sind.

Es war ein schöner Tag, und die dunkle Bläue des Himmels, dessen hohe Wölbung wir nur sahen, ward erhoben durch das mannigfaltige Grün der Bäume und durch die glänzenden Felsenmauern.

Tiefe, heilige Stille wohnet hier, ausgenommen wo hie und da eine meckernde Ziege, oder ein auffliegender Adler sie unterbricht.

Große Adler schwebten in unermeßlicher Höhe über uns, und zuckten nur einmal im Fluge, wenn unsre Schiffer die schlummernde Echo mit ihren Flintenschüssen weckten. Die Wasser des See's haben tiefe Kanäle in die Felsen eingegraben, aber sonderbar, ja unbegreiflich ist es, daß eben solche tiefe horizontale Aushöhlungen in den Felsen gewiß mehr als zwanzig bis dreißig Ellen hoch die ehemalige Höhe des See's bezeichnen. In uralten Zeiten also, welche weit über die Geschichte dieses Landes hinaus gehen, muß das ganze Thal ein tiefer See gewesen seyn. Diese Rinnen vermehren das Phantastische der Felsen, welche mit jeder Seltsamkeit beschenkt, mit jeder Schönheit gekrönt, deren schauervolle Klippen und Höhlen mit Blumen und rankendem Gesträuch behangen sind. In schmalen Ritzen der Felsen wurzeln schöne Bäume, und auf einem der höchsten Gipfel erhebt sich eine schlanke Tanne, dem Anschein nach auf dem kahlen Steine. Zuletzt sahen wir das Ende des See's, und das trockene Bette des Flusses, welcher sich im Sommer nicht sichtbar aus ihm ergießt, sondern sich in die Erde verbirgt. Wir stiegen aus auf dem neufchatelschen Ufer, und sahen gegen uns über drei französische Commis, gegen deren Unbescheidenheit uns unser Schiffer warnte. Sie hatten noch

neulich unter nichtigem Vorwand einen Reisenden fast den ganzen Tag aufgehalten.

Wir gaben unsre Brieftaschen und Geld in die Hände eines von unsern Begleitern, damit jene nicht die Neugierde dieser Franzosen unterhalten, und man uns nicht nöthigen möchte, wie zuweilen Reisenden widerfährt, unsre Louisd'or gegen Assignate mit vierzig Procent Schaden umzuwechseln. Nun gingen wir mit entschloßner Miene, welche an Trotz gränzte, über das trockene Ufer des Flusses. Sie ließen uns ruhig vorbei gehen, wiewohl sie offenbar unsertwegen herbei gekommen waren, es sei nun, daß unsre Miene ihren thätigen Eifer fesselte, oder daß sie nichts bei Leuten zu finden hofften, welche eben ihnen gegenüber ihre Taschen geleeret hatten. Nach etlichen hundert Schritten erreichten wir eine felsige Höhe. Hier sahen wir den Doux jenseit eines tiefen aber schmalen Thales aus der Erde, die ihn eingesogen hatte, wieder hervor sprudeln, und nach etwa dreißig Schritten, gerade uns über, in einem Fall von ohngefähr achtzig Fuß tief, über Felsen in das Thal stürzen.

Nicht der dritte Theil seines Bettes war angefüllt; in andern Jahrszeiten, oder auch in einem minder trocknen Sommer, muß die stürzende Wassermasse viel ansehnlicher seyn, aber dann sieht man auch nicht wie die Erde ihn einsaugt, und wie er aus ihrem Schooße hervor quillt.

Wir schifften nun wieder ein, sahen mit neuem Ergötzen unsern See und unsre Felsen, und hielten still bei einem großen Risse, welcher in ansehnlicher Höhe und Tiefe einen Felsen spaltet, und eine tiefe Höhle bildet. Wir gingen etliche funfzig Schritte tief hinein, und würden uns weiter hinein durch ein schwarzes Loch gewagt haben, wenn nicht unser Schiffer vergessen hätte, Licht mit sich zu nehmen. Ein Mensch muß von allem, was nur entfernte Analogie mit Einbildungskraft hat, völlig entblößt seyn, wenn er sich nicht einen Augenblick als Bewohner dieser tiefen Felsenkluft denket. Seine Phantasie wird sie entweder mit einem Todtenkopfe zur Zelle eines büßenden Waldbruders möbliren, oder er wird in ihr die Zuflucht eines Jägers, oder eines Hirten, oder endlich eines einsamen Paares finden, welches hier, selig durch Unschuld, Liebe und Freiheit, von den Fischen des See's lebet, von wilden Früchten, von der Milch kletternder Ziegen.

Ich gestehe dir, daß ich sie mit Sehnsucht und mit vollem Herzen verließ.

Wir schifften nun wieder nach Brenets, fuhren in unserm char à banc nach Locle, wo wir zu Mittag aßen und den Schall der schönen Glocken hörten, als eben zur Nachmittagskirche geläutet ward. Dann machten wir uns wieder auf. Unser Weg führte uns zurück nach La tour. Wir sahen nun im Sonnenschein das schöne Thal, welches den Tag vorher in

trübem Wetter lange so schön nicht schien. Es war angefüllt von frohen Spaziergängern, welche familienweise in ihren Sonntagskleidern ihr Vieh besuchten. Du weißt, wie unsre Landleute ihr Vieh lieben, aber das ist nichts gegen den traulichen Umgang des Schweizers mit dem seinigen.

In gebürgigen Gegenden theilen nicht die Aecker seine Sorgfalt. Die Heerde ist sein Vermögen. In den Alpen zieht der Hirte zu bestimmter Zeit mit dem Vieh auf die Berge, zu bestimmter Zeit in die Thäler. Auch das Völkchen dieser Thäler liebt seine Heerden vorzüglich. Wir sahen Männer, Weiber und Kinder ihre Kühe liebkosen, und ich werde nie einen wohl angezogenen Mann, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe, vergessen, der mit über einander geschlagnen Armen, in verliebtem Anschaun, mit ganzer Seele auf seine fette, große, fleckige Kuh gerichtet war, an deren Halse eine schöne metallene Glocke hing, und mit jedem Schritt, den sie machte, sein Ohr ergötzte. Er ward unsers auf Felsen rollenden Wagens nicht gewahr, er sah, er hörte nur seine Kuh.

Es war schon ziemlich spät, als wir nach La tour kamen, und ein Glück für uns, daß wir einen Wegweiser fanden, denn da wir weder nach Neufchatel zurück wollten, noch auch vor der Nacht es hätten erreichen können, so mußten wir bald von der Straße abweichen und einen steilen engen Nebenweg hinunter fahren, welcher uns in Gegenden brachte, die

unserm Berner Fuhrmann völlig unbekannt waren. Wir fuhren einigemal auf schroffen Felsen. Ohne Wegweiser hätten wir die Nacht unter freiem Himmel bleiben müssen. Als wir den Seitenweg hinunter gefahren waren, wurden wir plötzlich einer großen Veränderung des Clima gewahr. Auf den Bergen und in den hohen Thälern war die Luft sehr scharf gewesen, und wo zwischen Oeffnungen der Berge der Wind uns angewehet, hatten wir Kälte wie in späten Novembertagen empfunden. Hier sahen wir doch wieder Obstbäume, und die Luft war minder rauh. Mit einsinkender Dunkelheit kamen wir an im Städtchen Boudry, welches zu Neufchatel gehört. Gestern früh fuhren wir aus und kamen bald an das Ufer des Neufchateller See's. Zwischen seinen vom Winde hoch schäumenden Wogen an der linken und dem langen Rücken des waldigen Jura an der rechten Seite, reiseten wir den Vormittag bis Yverdon. Eine Stunde vor Yverdon kamen wir durch Grandson. Die Stadt und das Amt dieses Namens gehören gemeinschaftlich den beiden Kantonen Bern und Freiburg. Im Jahr 1476 fiel die Stadt in die Hände Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, welcher, gegen gegebenes Wort, die Besatzung theils henken, theils ersäufen ließ. Aber bald nachher, am 3ten März eben dieses Jahres, schlugen ihn die Schweizer an diesem Ort. Er verlor sein Lager, Gepäck und Geschütz. Diese Schlacht war die Vorläuferinn des größern

Sieges bei Murten, welcher ihn demüthigte, und des Sieges bei Nancy, der dem rastlosen Eroberer das Leben nahm. Yverdon ist eine der ältesten Städte der Schweiz. Sie ist eine von den vier Städten des pays de Vaud, welche les quatre bonnes villes hießen; diese waren Moudon, Yverdon, Morges und Nyon. Sie hat ansehnliche Municipalrechte, einen kleinen und einen großen Rath, der aus sechs und dreißig Personen besteht, und dessen Präsident ein Venner (banneret) ist.

Man sieht in Yverdon ein altes Schloß mit vier Thürmen, welches Conrad, Herzog von Zähringen, im zwölften Jahrhundert erbauet hat. In dieser Stadt ist eine Gesellschaft, welche freiwillige Steuern für die Armen einsammelt, das Betteln verhindert und die Armen auf dem Lande unterhält, ohne fauler Bettler Trägheit zu füttern.

Die Lage der Stadt am südlichen Ende des Neufchateller See's ist reitzend. Sie hat schöne Alleen von Kastanien, Linden und welschen Pappeln am See. Es that mir Leid zu sehen, daß von einer großen Lindenallee alle Bäume unten rund umher abgerindet, also der Axt bestimmt waren. Man will dort, wie man gegen über schon gethan hat, die großen Bäume, welche den Großvätern und Aeltervätern schatteten, abhauen, um welsche Pappeln zu pflanzen. Man führt zur Entschuldigung an, daß die Bäume alterten und zum Theil schon abständig wären. Es mag

seyn, sonst würde mir der Gedanke, große Linden umzuhauen, um junge Pappeln an ihre Stelle zu setzen, der Bürger von Abdera würdig scheinen. Den Nachmittag fuhren wir durch sehr fruchtbare Gegenden. Zwei Stunden von Lausanne sahen wir in einem Dorfe einen marmornen Obelisk, dessen vier Seiten in vier Sprachen, in der deutschen, lateinischen, französischen und englischen, die Inschrift haben: "Lobet den Herrn alle Völker."

In der Dämmerung, welche uns die schöne Aussicht auf den See umschleierte, kamen wir gestern Abend hier an.

Zwei und zwanzigster Brief.

Lausanne, den 30sten Sept. 1791.

Vorgestern früh gingen wir an das Ufer des See's und schifften ein, um eine Fahrt von zwei Tagen nach Vevay und dem Ufer von Savoyen zu machen. Wir fuhren zuerst hinüber nach Meillerie in Savoyen. Der Tag war heiter und verschönerte den schönen See, dessen Gewässer zur rechten Seite sich in sanfter Krümmung hinter den Bergen der Ufer verloren, indessen, daß wir links bis hin an sein Ende sahen, wo sich die Gebürge von Wallis mit ihren zackigen Felsengipfeln thürmen, und unter diesen die hohe Klippe, welche la dent de lament heißet. Vor uns sahen wir die mit Wald bedeckten Berge von Savoyen und die berühmten Felsen von Meillerie. Dieses Dörfchen liegt unmittelbar am See gedränget zwischen seinen Wassern und dem hohen Berge. Die Felsen, welche einen Theil des Berges ausmachen, stehen fast senkrecht an dem See, und lassen nur einem schmalen Wege Raum. Sobald wir ausgestiegen waren, nahmen wir einen Wegweiser, um den Berg zu besteigen. Der Weg ist oft ziemlich steil und führt vor tiefen

Abgründen vorbei. Der untere und mittlere Theil des Berges wird von Wallnußbäumen und mehreren Kastanienbäumen beschattet, weiter oben wachsen staudende Buchen, Mehlbeerbäume (crataegus) und anderes Laubholz. Wir erstiegen nicht den Gipfel des Berges; Sophia blieb mit Ernst auf einem schönen grünen Platze, wo sie vor sich einen Theil des See's und das Theater der wallisischen Gebürge sah; wir andern kletterten einen wahren Gemsenjägerpfad hinunter, wo ein falscher Schritt uns in den Abgrund gestürzet hätte, konnten uns aber mehrentheils an jungen Stauden halten, oder an vorstehenden Felsen. So kamen wir auf die Felsen, welche Rousseau mit Recht zur Einsiedelei eines Liebenden auserkor. Dem gefeierten Vevay gegen über standen wir an den glatten Steinen, welche Saint Preux mit Juliens Namen beschrieb und legten uns auf eine große Felsenbank, von der wir unmittelbar unter uns den See mit durchsichtigen, blaugrünen Wellen die untre Felsenwand bespülen sahen. Dicht verwachsene Stauden hingen über uns und rund um uns her herrschte feierliche Stille, welche dann und wann plötzlich von Steinen, die unter uns im gehöhlten Felsen gesprengt wurden und vom lauten Getöse der Tannenstämme unterbrochen ward, die man hoch herab vom Gipfel des steilen Berges stürzet, um sie unten einzuschiffen. Die Schönheit der Aussicht auf den See, auf die dicht bewohnten Ufer des pays de Vaud und auf die

hohen wallisischen Felsengebürge, über welche hinten ein Schneeberg vorraget, ergötzen und beschäftigen den Geist, welcher dann, in Betrachtungen versinkend, auch gern von dieser Beschäftigung des mannigfaltigen Anschauens ausruht und sich mit wollüstigem Ernst auf die schauervolle Einsiedelei dieser Felsen einschränkt, wo kein Fußtritt hallet, wo kein Aug' uns sieht. Wir entrissen uns ungern dieser Stätte, klommen wieder den steilen Pfad hinan und gingen mit Sophia und Ernst zurück nach Meillerie. Wir sahen und hörten behauene, abgerindete Tannenstämme herabwälzen. An den steilsten Abhängen werden glatte Stämme hingelegt, über welche sie mit unglaublichen Ungestüm hinuntergleiten, und so schnell, daß, wenn man über diese Bahn geht, der Wegweiser bittet zu eilen, damit man nicht von noch ungesehenen, noch ungehörten Stämmen plötzlich ereilt und zermalmet werde. An vielen Stellen ist der Abhang des Berges so jäh, daß man geworfene Steine lange Zeit von Fels zu Fels rollen hört bis in die Tiefe. Wir blieben den Mittag in Meillerie. Die Bewohner haben weder Aecker noch Weinberge. Vor ihren Häusern und über denselben ziehen sie an Stangen hoch aufrankende, überhangende Reben, deren Trauben, so schön als die vom pays de Vaud, wegen ihrer geringen Anzahl nur zum Essen dienen. Nur einige sind wohlhabend genug, Kühe zu halten. Die andern leben vom Ertrag ihrer Wallnüsse, aus denen Oel gepreßt wird, und

ihren Kastanien, gegen welche sie Korn einhandeln. Sie nähren sich hauptsächlich mit Kastanien, Fischen und Kartoffeln. Den Nachmittag schifften wir hinüber nach Vevay. Die Sonne ging uns über dem Ufer des See's unter; noch lange röthete sie mit dunklem Purpur die Felsen und mit Rosenglanz den Schneeberg, welcher oben noch erhellt war, als wir in tiefer Dämmerung in Vevay landeten.

Vevay ist eine alte Stadt. Im Tagebuche des Kaisers Antonin wird ihrer unter dem Namen Viviscum erwähnet. Auf deutsch heißt sie noch Vivis. Sie ist die zweite Stadt des pays de Vaud nach Lausanne, und noch angenehmer durch ihre Lage und die Milde ihrer Luft. Sie hat, wie die andern Städte des pays de Vaud, ihren kleinen und großen Rath, und große Freiheiten. Die eine Kirche ist sehr schön, ihr hoher und viereckiger Thurm nimmt sich von weitem aus. Die Stadt ist hübsch gebauet und wird von wohlhabenden Bürgern bewohnt. Einen Kanonenschuß von ihr liegt gegen Morgen ein anderes Städtchen, la tour de Peyl, welches mit Vevay nur Eine Stadt auszumachen scheint.

Gestern Morgen bestiegen wir den schönen Kirchthurm von Vevay. Wolken bedeckten einen Theil der Gebürge. Das Thal, aus welchem der Rhone sich in den See ergießt, war mit Wolken belegt und schien ein zweiter See zu seyn, der nur durch einen Damm vom wahren See getrennt und durch eine schmale

Oeffnung mit ihm verbunden wäre. Diese Oeffnung war der Rhone. Auch von diesem Strom, wie von allen, welche durch See'n fließen, fabeln und glauben die Fischer, daß seine Fluthen sich nicht mit dem Gewässer des See's vermischen. Vevay ist von Weinbergen umgeben, und der Wein wird sehr hoch geschätzt. So mild aber auch das Klima ist, ist es doch schnellen Veränderungen unterworfen. Ich erinnere mich, daß ich auf meiner ersten Reise die letzten Tage der Weinlese hier zubrachte und den 30sten October noch in später Dämmerung von den letzten eingesammelten Trauben und weiße Feigen aß. Der Abend war sehr milde und die Nacht fror es so stark, daß noch lang nach Sonnenaufgang des folgenden Tages Eis zu sehen war.

Gestern Morgen schifften wir wieder hinüber nach der Küste von Savoyen. Wir fuhren noch an unsern Felsen von Meillerie vorbei; wir Männer stiegen mit Ernst zwei Stunden von Evian aus, und gingen zu Fuße hin, auf einem hohen Wege am See, in einem ununterbrochenen Walde von ächten Kastanien und wenigen Nußbäumen. In Niederdeutschland erreichen die ächten Kastanienbäume nie eine ansehnliche Größe, so wie auch ihre Frucht selten reift. Hier aber, und schon in einigen Orten der Schweiz, vorzüglich im südlichen Graubünden, und in den italienischen Vogreien, vertritt oft ihre Frucht die Stelle des Korns, und die Bäume geben weder an schlankem Wuchs den holsteinischen Buchen, noch an Stärke den

westphälischen Eichen etwas nach. Ich wüßte keinen Baum, welchen ich diesen vorziehen könnte. Die Leutlein des Landes waren sehr mit dem Einsammeln der Wallnüsse beschäftigt. Auf meiner ersten Reise hatte ich oft Gelegenheit mit Savoyern umzugehen. Es ist ein frohes, gutherziges Volk, welches den Druck der Regierung schwer auf sich liegen fühlt, zum Theil in sehr fruchtbarer Gegend lebet und darbet, indeß daß es in der Nachbarschaft auf minder ergiebigem Boden ein wohlhabendes Volk sieht, und auf den Segen der Freiheit nachdrücklich aufmerksam gemacht wird. Evian ist ein Städtchen, in welchem einige gute Häuser stehen. Die meisten sind elend. Die königlichen Prinzen pflegten alle Jahre hinzukommen, und einige Monate dort zu bleiben, um die Kur des Brunnens, welcher eine Stunde vom Städtchen quillet, zu brauchen. Seit drei Jahren sind sie nicht gekommen. Das Wirthshaus, welches unser Schiffer als das beste gerühmt hatte, war elend, besonders wegen der großen Unsauberkeit, die man überhaupt in Savoyen antrifft, und welche durch die Reinlichkeit der Schweizer noch auffallender wird. In dem schönen Wetter, welches uns auf dieser Reise so treu bleibt, segelten wir mit günstigem aber schwachem Winde zurück nach Lausanne. Mit Recht rühmet man die lachenden Ufer des pays de Vaud, ich gestehe aber, daß ich die hohen Ufer von Savoyen mit ihren Felsen und Kastanienwäldern noch weit vorziehe.

Lausanne ist die größte Stadt des pays de Vaud. Sie liegt auf einer reitzenden Anhöhe, ein keines halbes Stündchen vom Genfer See. Sie hat schöne Häuser, ist aber auf so unebenem Boden gebauet, daß gewöhnlich drei Pferde in der Breite vor die Kutschen gespannt werden, weil einige Straßen sehr jähe sind. Die Stadt ist sehr alt; zu der Römer Zeit hieß sie schon Lausanna, man glaubt aber, daß sie damals weiter unten, näher am See gelegen habe. Im sechsten Jahrhundert ward der Bischofssitz von Avenche hierher verlegt. Seit der Reformation residirt der Bischof in Freiburg, und zieht noch einige Einkünfte. Zur Zeit der Bischöfe hatte Lausanne schon große Freiheiten, welche unter der Regierung von Bern noch erweitert worden.

Lausanne erwählt seinen Bürgermeister, fünf Venner, den kleinen Rath, den Rath der Sechsziger, und den großen Rath von Zweihunderten. Die Stadt hat ihre eigene hohe und niedre Gerichtsbarkeit. Die Regierung von Bern hat sich fast nichts vorbehalten, als die Souverainität, das Recht Soldaten zu waffnen, Münzen zu schlagen, und das schöne Recht der Begnadigung.

Die Akademie, welche im Jahr 1537 gestiftet ward, ist nach und nach immer erweitert worden. Um des berühmten Tissots willen hat man auch einen Lehrstuhl für die Heilkunde den übrigen hinzu gefügt.

Dieser Mann wird hier auch seiner persönlichen Eigenschaften wegen sehr hoch geschätzt. Es ist rührend zu hören, wenn die Einwohner dieser Stadt von ihm reden, und dann, nachdem sein Geist und sein Herz gerühmt worden, ein Mann hinzu fügt: Mir hat er mein Weib erhalten, und eine Mutter: er hat meine beiden Kinder dem Tode entrissen.

Der hiesige Münster ist sehr schön nach altgothischer Art. Vor der Kirche ist ein mit Bäumen bepflanzter Ort, von welchem man einer schönen Aussicht auf den See genießet.

Das Hospital ist groß und prächtig. In diesem Lande ist die Milde der Einwohner größer als das Bedürfniß der Armen. Das schöne Gebäude soll fast leer stehen. Du wirst aus den öffentlichen Blättern sehen, daß die Regierung von Bern über dreitausend Mann in das pays de Vaud hat einrücken lassen. Mehr als zweitausend liegen seit einigen Wochen in dieser Stadt. Ich zweifle nicht, daß unsre Zeitungsschreiber, theils aus Unwissenheit, theils wohl wissend weswegen sie so manche Maaßregeln weiser Regierungen in ein falsches Licht setzen, auch diesen Schritt falsch beurtheilen werden. Und sie beurtheilen ihn gewiß falsch, wenn sie mehr von den Gründen, nach welchen man gehandelt hat, wissen wollen, als man hier weiß. So viel ist gewiß, daß die Franzosen,

welche das Land im vorigen Jahre überschwemmten, einen Geist der Unruhe verbreiteten. Daß sich dieser Geist auf mannigfaltige Art geäußert, daß Uebelgesinnte getrachtet haben, ihn dem Volke mitzutheilen, ist außer allem Zweifel. Einige Personen sind plötzlich in Verhaft genommen, und auf ein Schloß am östlichen Ende des See's festgesetzet worden. Heute sind die vornehmsten Magistratspersonen von den Städten des pays de Vaud hier erschienen, und von einer Deputation der Regierung ermahnet worden. Die Soldaten standen unter dem Gewehr, um dieser Handlung mehr Feierlichkeit zu geben. Ich vermuthete, daß das Gefühl der Einwohner dadurch empört werden möchte; aber Personen von verschiedenem Stande, billigen das Verfahren der Regierung von Bern. Sie gaben alle zu verstehen, daß ein Feuer unter der Asche glömme, und plötzlich ausgelöscht werden müßte.

Ein Edelmann dieses Landes, welcher verschiedene Güter und keine Verbindungen in Bern hat, und ein andrer Mann, dessen Namen seiner Meinung Gewicht geben würde, wenn ich ihn nennen wollte, sprach aus eben diesem Ton.

Ich habe mit Niemand in Bern gesprochen, welcher nicht von der Nothwendigkeit dieses Schritts mit Traurigkeit geredet hätte, und die Vernünftigsten im pays de Vaud rühmen die Weisheit und Milde ihrer

Regierung. Es ist wahr, daß der Adel und die Städte dieses Landes zu Zeit, als es eine Provinz von Savoyen war, das Recht übten, Landstände zu versammeln. Dieses Recht verloren sie, als sie im Jahre 1536 von den Bernern erobert wurden. Die Regierung von Bern bot damals dem Adel des eroberten Landes das Recht der Bürgerschaft an, kraft welches sie an allen Ehrenstellen der Republik hätten Theil nehmen können; aber er schlug es aus, in Erwartung, daß der Herzog von Savoyen das Land wieder einnehmen würde. Nur drei Geschlechte nahmen es an, und sind dessen noch jetzt theilhaftig. Indessen ist die Form der Verfassung in hohem Grade frei, und der Geist der Regierung ist von großer Milde und Weisheit.

Das Volk ist vollkommen zufrieden, und diejenigen, welche aus Lust zu Veränderungen einen Aufruhr bewirken wollten, würden von der zahlreichsten Klasse der Nation, von den kleinen Bürgern und Bauern, so heftigen Widerspruch und thätigen Widerstand finden, als von der Regierung selbst. Als im vorigen Jahre ein allgemeiner Mißwachs diese Provinz heimsuchte, überließ der Rath von Bern ihren Bewohnern den eingekauften Vorrath des Getraides so wohlfeil, daß der Staat 1,500,000 Berner Pfund, das heißt über 600,000 Rthlr. Schaden dabei hatte. Du weißt, daß ich von Kindheit an ein Feind der willkührlichen Gewalt, und also kein Freund unumschränkter Monarchien,

noch der oligarchischen Aristokratien war, und meiner Denkungsart nach es auch nicht werden kann.

In diesen Zeiten aber werden Freiheit und Despotismus, sobald ihn das Volk, ja der Pöbel oder seine Demagogen ausüben, so mit einander verwechselt, wiewohl sie sich grade entgegen sind, daß auch ich, mit so manchen andern, welche Ordnung und Sicherheit lieben, leicht mißverstanden werden könnte, wenn ich glaube, daß Freiheit auf Gesetze, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Gottesfurcht gegründet werden müssen. Ich billige noch nicht, wie ich niemals that, den bekannten Ausspruch von Pope:

On forms of government let fools contest,
Whatever is best administerd is best.

Pope's Essay on Man.

"Laß Thoren über die Form der Regierungsverfassungen streiten, die Regierung ist die beste, welche am besten verwaltet wird."

Denn theils sind gewisse Formen keiner guten Verwaltung fähig, theils nur auf kurze Zeit, theils erniedrigen sie den Menschen unter seiner Würde. Aber der Meinung bin ich durch Beobachtung und durch Nachdenken geworden, daß es zwar sehr viel auf die Form, doch noch weit mehr auf den Geist der Regierung ankomme. Aristoteles, der scharfsinnigste und staatskundigste aller Philosophen, giebt der Form der Verfassung von Carthago das Lob, daß sie die beste von allen ihm bekannten gewesen sei; und doch, welcher Biedermann wollte

den Geist dieser Verfassung rühmen? Die Form der Verfassung von Bern ist weit von den Idealen entfernt, welche ich mir von einer Staatsverfassung mache, denn sie gränzet an Oligarchie, aber der Weisheit, dem Adel, der Milde ihres Geistes lassen sowohl die erleuchteten Unterthanen des pays de Vaud, als die große Volksclasse Gerechtigkeit widerfahren.

Die Soldaten werden in einigen Tagen wieder das Land verlassen und sich in ihre Hütten begeben.

Was strenge Kriegszucht von Miethlingen durch barbarische Mittel kaum erhält, durch Mittel, welche gehässiger als die Unordnungen sind, die sie verhüten sollen, das erhält ein Wort des Officiers vom freien Soldaten der Republik.

Auch diejenigen, denen ihre Ankunft zuwider war, rühmen ihre Aufführung. Weit entfernt von unbescheidnen Forderungen haben sie kaum Erfrischungen annehmen wollen, die man ihnen bot. In Moudon wurden Soldaten bei einem reichen Bürger einquartirt, dessen Garten voll reifer Früchte stand. Sie waren ihm sehr unwillkommen, als sie aber von ihm schieden, gab er ihnen das Zeugniß, daß sein Garten nie besser wäre bewacht worden. Als Bürger desselben Staats sind sie gefällig und freundlich gegen die Einwohner und selbst die Verschiedenheit der Sprache hat nicht zu dem mindesten Mißverständniß Anlaß gegeben.

Es ist übrigens eine Freude, diese Leute unter den Waffen zu sehen. Angeführt von Officieren, welche mehrentheils in fremden Kriegsdiensten gestanden, und deren Geschicklichkeit auch Fremde rühmen, gehorchen sie schnell, aber nicht mit knechtischer Miene. Die Officiere erkennen in ihnen freie Mitbürger und gehen freundlich mit ihnen um. Es ist eine schöne, stark gebildete Mannschaft, welcher Freudigkeit und Muth aus den Augen blitzt.

Drei und zwanzigster Brief.

Genf, den 2ten October 1791.

Vorgestern reiseten wir aus Lausanne, wo wir länger würden geblieben seyn, wenn die bevorstehende Reise und die Jahrszeit uns nicht zu eilen zwängen. Die Lage der Stadt ist außerordentlich reitzend. Wir genossen ihrer, indem wir Abschied von ihr nahmen, und von der lieblichen Anhöhe, an welcher sie liegt, hinunter an die Ufer des See's fuhren. Diese sind reich an mannichfaltiger Schönheit. Die verschiednen hinter einander liegenden Bergketten der jenseitigen Savoyer Küsten zeigen jeden Augenblick, je nachdem die vordern Felsen schneller als die hinter ihnen sich thürmenden Gebürge dem Auge entschwinden, einen neuen Anblick.

Der Montblanc, dessen Spitze man in Lausanne von einigen Orten über die Klippen hervor ragen sieht, erhebt sich immer mehr und mehr in blendender Schönheit und furchtbarer Größe. Der erstaunte Blick ruht dann aus von den großen Wundern der Natur auf den lachenden Gegenständen der Küsten, ihren Weinbergen, Wäldern und dicht bewohnten Hügeln, oder

auf den Wellen des See's. Gebadet von ihnen wird das schöne Städtchen Morges, das minder anmuthige, doch freundliche Städtchen Rolle, und das ansehnlichere Nion, welches seinen alten römischen Ursprung nicht verräth, sondern aus Landhäusern zu bestehen scheint, deren Besitzer hier zusammen trafen, um unter dem Schirm der Freiheit ungestört die Freuden einer jugendlichen, schönen Natur zu genießen. Wir kamen schon den Mittag an, und blieben den übrigen Tag und die Nacht im gastfreundlichen Hause des Herrn Reverdil, eines treflichen Mannes, den ich vor beinahe dreißig Jahren in meiner Kindheit zuletzt gesehen hatte, und mit desto mehr Vergnügen wieder sah, da ich ihn im Umgang mit einer liebenswürdigen Gattinn glücklich fand. Wir verließen sie diesen Morgen, und fuhren durch Gegenden, welche weisem Lebensgenusse gewidmet zu seyn scheinen, den Wohnsitzen zweier Weisen unsrer Zeit, Necker's und Bonnet's, vorbei. Ich hoffe dich bald von beiden unterhalten zu können. Der Montblanc enthüllte sich immer mehr. Er selbst, ein ganzes Schneegebürge, herrscht mit seinen Gipfeln über die lange, hohe Kette des savoyischen Schneegebürges, dessen Glanz und Größe durch nähere Felsenrücken weniger verborgen als erhöhet wird.

Zwischen Nion und Genf sahen wir reifen Buchwaizen, welcher erst nach der Waizenernte auf dieselben Aecker gesäet worden.

n. d. Nat. gez. v. Bendixen. C. G. Hammer sculp. Dresd.

Genf verbirgt sich, als wollte es plötzlich überraschen, hinter einer Landzunge. Lange fährt man an den Landsitzen seiner reichen und freien Bewohner vorbei, ehe man es selber gewahr wird, und dann erscheint es mit Würde unmittelbar am Ausfluß des Rhone aus dem See. Ich freue mich, eine Stadt und Gegend, die ich ehre und liebe, wieder zu sehen. Es scheinet mir fast, daß man, wenn man die Jahre der Jugend lange schon hinter sich verschwinden sah, mit mehrerem Interesse das Gesehene wieder sehe, als nach dem Anblick des Neuen verlange. Sehnet man sich nach dem Neuen mit Inbrunst, so spannet der Geist größere Segel, welche "Lüfte wie diese, die die Erd' umathmen" weder wölben sollen, noch zu wölben vermögen. Und schwellen nicht auch oft die Hauche derer, welche vor uns von hinnen schieden, unsre Segel dann?

Vier und zwanzigster Brief.

Genf, den 7ten October 1791.

Zwischen den Gränzen von der Schweiz, Savoyen und Frankreich liegt mit ihrem kleinen Gebiete die freie Stadt Genf, am schönen See, dem sie ihren Namen giebt, und aus welchem sich der Rhone wieder ergießt, nachdem er den ganzen See durchflossen, und in seinen Wellen den Schlamm zurückgelassen, den er aus den wallisischen Gebürgen mit sich führte.

Der Rhone fließt durch die Stadt und bildet in ihr eine mit Häusern bedeckte Insel. Im dritten oder vierten Jahrhundert nahm Genf das Christenthum an. Diese Stadt ward nachher durch die Ueberschwemmungen der nordischen Völker mehr als einmal erschüttert. Einige Könige der Burgunder wählten sie zu ihrer Residenz, dann fiel sie in die Hände der fränkischen Könige. Unter diesen Herrschern litten die Länder bald von dem Druck kriegerischer Statthalter, bald von der Anarchie.

Karl der Große, einer von den außerordentlichen Männern, welche ganze Staaten umbilden, sammelte

hier sein Heer, ehe er gegen die Longobarden zog, und gab der Stadt ansehnliche Freiheiten. Sie machte nachher erst einen Theil des Königreichs von Arles aus, dann des burgundischen. Nach Erlöschung des burgundischen Hauses, ward Genf, mit den andern Staaten dieses Reichs, dem deutschen Reiche einverleibt von Konrad dem Zweiten im Jahr 1032. Es war dieses die Zeit, da die Städte anfingen das Joch der großen Reichsvasallen abzuschütteln. Deutschlands Könige und Kaiser gaben ihnen selber oft Gelegenheit dazu, und beschenkten sie mit Freiheiten, um sie mächtigen, erblich gewordenen Statthaltern und Geistlichen entgegen setzen zu können, deren wachsendes Ansehen oft die Gewalt der Kaiser überflügelte.

Die Bischöfe von Genf wurden nach und nach immer mächtiger, und maßten sich Rechte an, welche die nicht minder ehrgeitzigen Grafen von Genevois, ursprüngliche Statthalter der Kaiser, ihnen streitig machten, wiewohl sie eigentlich Vasallen der Bischöfe waren. Das Freiheit liebende Volk wußte diese Zwistigkeiten, welche durch kaiserliche und päpstliche Acht mehr genährt als gedämpft wurden, zu nutzen, um bald von der einen, bald von der andern Partei neue Privilegien und Rechte zu erhalten. Doch war es den Bischöfen günstiger als den erblichen Grafen.

Indessen wuchs eine neue Macht empor, welche die Grafen verschlang, und vom Besitz einer schon durch Handel blühenden Stadt gereitzet ward.

Zu dieser Zeit sah Genf die Bischöfe als seine Landesherren an, und sie übten landesherrliche Gewalt aus. Doch hatte das Volk seine ansehnlichen Rechte. Es wählte jährlich einen Syndicus und einen Schatzmeister. Diese ernannten Räthe. Das Volk ward befragt bei Auflegung der Abgaben, und vor Schließung der Bündnisse. Ohne das versammelte Volk unternahm weder der Bischof noch der Magistrat etwas von Wichtigkeit, und jener legte bei seinem ersten feierlichen Einzuge immer vor den Syndiken einen Eid ab, durch welchen er sich anheischig machte, die Freiheiten der Stadt ungekränkt zu lassen. So genoß Genf einer ansehnlichen Freiheit unter eingeschränkten Bischöfen.

Deutschland's Kaiser, oft mit innern Unruhen, fast immer mit Kriegen beschäftigt, waren eigentlich Oberherrn, aber nur dem Namen nach.

Die Grafen von Maurienne, Vasallen der ehemaligen Könige von Burgund, erhielten einen Theil ihrer Länder vom Kaiser Heinrich dem Fünften zu Lehn, unter dem Namen der Grafen von Savoyen.

Amadeus (Amé) nutzte die Eifersucht der Genfer Bürger gegen ihren Bischof und bemächtigte sich weltlicher Rechte, welche die Bischöfe bisher ausgeübt hatten. Die Geschichte aller Zeiten hat gelehrt, wie thöricht es sei, wenn kleine unabhängige Staaten, oder verschiedene Parteien desselben Staats, einen mächtigen Schiedsrichter wählen; aber diese finstern Jahrhunderte

waren der Geschichte voriger Zeiten nicht sehr kundig. Und überhaupt, was vermögen Beispiele der Geschichte gegen die Leidenschaft des Parteigeistes?

Amadeus der Sechste ward vom Kaiser zum Reichsvicarius in Italien und den benachbarten Staaten ernannt. Zwar war die Stadt von seiner Gerichtsbarkeit ausgeschlossen; aber diese Würde gab doch dem Grafen einen Vorwand, mit Bewilligung des Bischofs und der Bürger sich manchesmal in ihr aufzuhalten.

Amadeus der Achte ward Herr von der Grafschaft Genevois, und vom Kaiser Sigismund im Jahr 1417 zum Herzog ernannt. Drei Jahre hernach erhielt er eine günstige Bulle vom Papst Martin dem Fünften, die ihn kühn genug machte, dem Bischofe vorzuschlagen, ihm seine weltlichen Rechte abzutreten. Der Bischof befragte das versammelte Volk; dieses bat ihn seine Rechte keinem Fremden zu übertragen, und der Antrag ward abgewiesen.

Ohngefähr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ward die Zahl der Räthe, welche unter dem Vorsitz der Syndiken den öffentlichen Geschäften vorstehen sollten, auf fünf und zwanzig gesetzt, und man ordnete einen größern Rath von funfzig, welcher in gewissen Fällen dem ersten sollte zugesellet werden. Das ist der Ursprung des großen Raths der Zweihundert. Die Herzoge von Savoyen fuhren fort Absichten gegen Genf zu hegen. Viele der vornehmsten Bürger, welche zum Theil in Savoyen ansässig waren,

begünstigten diese Absichten, und oft wurden Prinzen des Hauses, ja sogar Bastarte zu Bischöfen ernannt. Karl der Dritte, welcher im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte, und dem die Bischöfe günstig waren, kam oft mit Gepränge in die Stadt, gewann einige, schreckte andre, übte Gewalt, warf in's Gefängniß wer ihm widerstand. Sein Trutz empörte die guten Bürger, insbesondre Berthelier, der das Bürgerrecht in Freiburg erhalten hatte, weil das von Genf in dieser Stadt selber nicht mehr schützte. Er vermittelte ein Bündniß zwischen Freiburg und Genf. Nun entstanden zwei Parteien in dieser Stadt. Die, welche es mit dem Herzog hielten, wurden nach jener tumultuarischen Miliz der egyptischen Sultane, Mammelucken genannt, und den bessern Theil der Bürger, welche ihre Freiheit behaupten wollten, nannte man Hugenotten, vermuthlich statt Eidsgenossen, welches die Franzosen nicht aussprechen konnten. Man weiß, daß dieser Name bald nachher den Protestanten in Frankreich gegeben ward.

Herzog Karl drang mit Gewalt in die Stadt und zwang sie, dem Bunde mit Freiburg zu entsagen. Er erhielt durch die andern Kantone, daß Freiburg nicht auf das Bündniß bestehen sollte, mußte aber versprechen, die Freiheit der Republik Genf nicht zu verletzen. Aber er hielt sein Versprechen nicht, und Berthelier ward seiner Rache geopfert. Zwei Bischöfe tyrannisirten auch nach einander die Stadt. Doch

setzte Furcht vor den Schweizern oft ihren Anmaßungen Schranken. Häufige Flüchtlinge flehten dieses freie Volk um Schutz an, Bern und Freiburg erneuerten ihren Bund mit Genf. Dieser neue Bund ward im Jahr 1526 geschlossen; von dieser Zeit an konnte Genf als ein würklicher Freistaat angesehen werden.

Nun verfolgte die siegende Parthei der Hugenotten die unterliegenden Mammelucken, welche des Landes verwiesen wurden.

Diese verbanden sich mit savoyischen Edelleuten und beunruhigten Genf. So ward der Saame zu den neueren Zwistigkeiten zwischen dieser Stadt und den Herzogen von Savoyen gestreuet. Zu dieser Zeit entzweite sich der Bischof mit dem Herzog, und suchte Sicherheit, indem er das Bürgerrecht der freien Stadt erhielt, in welcher seine Vorweser so oft nach Willkühr geherrschet hatten.

Die Mammelucken regten sich wieder, unterstützt von Savoyen. Genfs Widerstand veranlaßte einen neuen Krieg mit dem Herzog, welcher durch Vermittlung der Schweizer beigelegt ward. Der Bischof schwankte hin und her, und erhöhte dadurch den Muth der Hugenotten. Die Lehre der Reformation fand vielen Eingang. Bern ermunterte die Genfer, das Joch des Pabstes und des Bischofs abzuschütteln; Freiburg ermahnte bei'm Glauben der Väter zu beharren.

Im Jahr 1535 führte der Rath der Zweihundert, welcher einige Jahre vorher angeordnet worden, die erneuerte Lehre ein.

Nun entsagte Freiburg dem Bunde. Das Jahr nachher kam Calvin nach Genf. Dieser tiefsinnige und feurige Mann ordnete nicht nur die Kirche, sondern auch den Staat. Auch ward auf seinen Antrag die Akademie im Jahr 1559 gestiftet, welche große Männer in allen Wissenschaften gebildet hat.

Im Jahr 1584 schloß die Republik ein Bündniß mit Bern und Zürich, welches noch bestehet, und ihrer Ordnung und Freiheit Stütze mehr als einmal gewesen ist. Nur durch diesen Bund ist Genf mit Schweizern verbunden. Im Jahr 1570 hatte diese Stadt schon gesucht mit der ganzen Eidgenossenschaft verbündet zu werden, aber Spanien, Savoyen und die katholischen Kantone hatten diese Bemühung vereitelt.

Herzog Emanuel Philibert hatte neue Absichten auf Genf gezeigt. Sein Sohn Karl Emanuel nutzte Frankreichs Unruhe, um Saluzzo 1588 zu überfallen. Der französische Botschafter reitzte Bern und Genf gegen den gemeinschaftlichen Feind. In einem neunjährigen Kriege hielt Genf ein wohl geübtes, kleines Heer fremder Söldner. Im Frieden vom Jahr 1600 erhielt es nicht, wie es gehofft hatte, eine Vergrößerung des Gebietes, auch gab Karl nicht nach, als Heinrich der Vierte darauf bestand, daß Genf als

verbündet mit der Eidgenossenschaft von ihm sollte angesehen werden. Doch gewann die Stadt viel von Seiten der Sicherheit, da Frankreich das Ländchen Gex gegen Saluzzo eintauschte, und also auf der nördlichen Seite der kleine Freistaat von der savoyischen Nachbarschaft befreiet ward. Von dieser Zeit an gründet sich Genfs Sicherheit auf die Eifersucht dieser beiden Nachbarn. Karl wagte in der Nacht der winterlichen Sonnenwende des Jahrs 1602 einen heimlichen Angriff gegen die Stadt. Die Savoyer hatten schon eine Bastion erstiegen, aber die erwachten Bürger stießen die Feinde zurück, und im Sommer des folgenden Jahres ward der Friede wieder hergestellt, in welchem der Herzog versprechen mußte, in einer Entfernung von vier Stunden keine Völker zu versammeln.

Von dieser Zeit an ist Genf, von äußern Feinden frei, nicht selten der Tummelplatz innerer Unruhen gewesen.

Mehr als einmal ward im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts die Regierung der Härte, das Volk eines unruhigen Geistes beschuldiget.

Im Jahr 1707 bestanden die Mißvergnügten auf eine Anordnung, welche das Ansehen der vornehmsten Geschlechter, die vielleicht in fast erblichem Besitz der Würde gewesen waren, einschränken sollte. Sie verlangten die Sammlung und Bekanntmachung aller Gesetze und Verordnungen, und die Sitte des Ballotirens, um den Wahlen mehr Freiheit zu geben. Sie

erhielten die beiden ersten Punkte und vermochten sogar einen alten Gebrauch wieder herzustellen, nach welchem sie alle fünf Jahr die ganze Bürgerschaft versammelten, um über das Wohl der Republik Rath zu halten. Diese Versammlungen waren oft stürmisch. Der Rath ergriff die Gelegenheit, welche die Nachbarschaft schweizerischer Soldaten ihm darbot, verlangte und erhielt dreihundert Männer von Bern und hundert von Zürich. Als diese fremden Völker zugegen waren, wurden die Häupter der Mißvergnügten vor Gericht gezogen und einige zum Tode verdammt. Das Volk ward schüchtern und entsagte im Jahr 1712 dem Rechte, alle fünf Jahr in voller Versammlung über die Verfassung Rath zu halten.

Im Jahr 1730 erregte eine Schrift, in welcher die auf Befestigung der Stadt gewandten großen Unkosten gerügt wurden, neue Unruhe. Zu dieser Zeit gab überhaupt der Mißbrauch der freien Presse zu vielen Gährungen Anlaß. Die Regierung besänftigte das Volk im Jahr 1734, indem es dem conseil général, welcher aus allen Bürgern, die fünf und zwanzig Jahr alt sind, besteht, die Entscheidung der Frage über die Abgaben überließ. Diese wurden auf zehn Jahr bewilliget.

Zwei Jahre nachher machten die demokratisch Gesinnten einen Aufstand; die, welche für die Regierung eiferten, erhielten die Erlaubniß, sich jenen mit Waffen aus dem Zeughause zu widersetzen. Einige Personen

kamen bei diesem Aufruhr um, und der erste Syndicus ward gefangen. Den Tag nachher bemächtigten sich die Demokratischen der Thore; verschiedene vom Rath und von den ersten Geschlechten verließen Genf, kamen aber in der Folge zurück.

Bern und Zürich sandten Abgeordnete, welche wenig Vertrauen bei einem Volke fanden, das sie für Begünstiger der Aristokraten hielt. Doch machte ihre Gegenwart das Volk zu einem Vertrage mit der andern Partei geneigt, weil es wohl in einigen Punkten nachgeben wollte, um dem Einflusse dieser Fremden zuvor zu kommen. Indessen entwarfen die Gesandten von Frankreich und von den beiden mit Genf verbündeten Kantonen einen Plan, welcher die gegenseitigen Ansprüche der Räthe und des Volks ausgleichen sollte.

Die Wiedereinsetzung einiger Magistratspersonen, welche im Jahr 1734 abgesetzt worden, erregte großen Widerspruch. Doch ward der Plan von beiden Seiten im conseil général 1738 angenommen. Im letzten Artikel ward ausgemacht, daß der neue Plan künftig Kraft eines Gesetzes haben sollte. Nach diesem neuen Gesetze ward die Ergreifung der Waffen ohne Bewilligung der Obrigkeit unter Todesstrafe verboten.

Im Jahr 1754 ward Genf vom Könige von Sardinien für eine freie, unabhängige Republik erkannt, und zugleich wurden die Gränzen zwischen ihrem Gebiet und Savoyen genau bestimmt.

Der Staat bezahlte nun den Rest seiner Schulden, und es schien, als hätte er den wünschenswerthen Zustand äußerer und innerer Ruhe erreicht. Doch glomm verborgnes Feuer unter der Asche, und der ungleiche Genuß des Segens, welcher eine Folge des Friedens ist, verursachte, wie gewöhnlich, Unzufriedenheit in einer Stadt, wo Gleichheit der Rechte und das Vermögen sehr ungleich war.

Im Jahr 1762 erregten die Demokraten neue Unruhen, welche das Urtheil des Raths über zwei Schriften Rousseau's, den Emil — und den Contract social, veranlaßte. Jene Schrift ward aus religiösen, diese aus politischen Ursachen verboten. Zugleich erkannte der Rath, daß Rousseau, welcher eben dieser Schriften wegen Paris hatte verlassen müssen, wofern er nach Genf käme, sich vor ihm stellen, und ein Urtheil, welches über seine Person würde gefället werden, gewärtigen sollte.

Rousseau floh in's Gebürge von Neufchatel, und unterhielt von dort einen Briefwechsel mit seinen Freunden in Genf. Diese machten eine Vorstellung (Représentation) weniger gegen das Urtheil selbst, als gegen die Form des Urtheils.

Sie verlangten, daß die Sache an den conseil général, das heißt an die versammelten Bürger, gelangen sollte; der Rath behauptete, es sei ihre Forderung gegen die Verfassung, weil er nach einem nicht zweideutigen Gesetz gesprochen hätte.

Es ist in der That in der Verfassung gegründet, daß keine Sache der Entscheidung des conseil général unterworfen werden soll, ohne vorher von beiden Rathscollegien untersucht und gebilliget worden zu seyn. Die Rathscollegia haben also ein verneinendes Recht gegen alle Neuerungen. Daher wurden diejenigen, welche dieses Recht vertheidigten, les négatifs genannt; die andern hingegen, welche behaupteten, daß auf ihre Vorstellung die Sache an den conseil général gelangen müsse, nannte man les représentans. Die Behauptungen der négatifs wurden in einer Schrift des noch lebenden Herrn Tronchin, unter dem Titel: Lettres écrites de la campagne, entwickelt, und Rousseau schrieb dagegen die lettres écrites de la montagne, welche die Partei der représentans noch mehr entflammten. Dieser Geist beseelte die Bürger, als sie im Jahr 1765 alle Candidaten verwarfen, welche ihnen zur Wahl der neuen Syndiken von den Räthen vorgeschlagen worden. So hatte die Wahl nicht Statt, und die vorigen blieben im Amte. Hierinnen hatte der conseil général von einem Rechte Gebrauch gemacht, welches ihm nach der Verfassung zukam; unregelmäßig schien es, daß die vorjährigen Syndiken es für dieses Jahr blieben; doch ist wohl nicht zu läugnen, daß die Bürgerschaft diese Unregelmäßigkeit nothwendig machte, indem sie sich weigerte, diese obrigkeitlichen Personen, wie das Gesetz erforderte, aus dem kleinen Rath zu erwählen. Hierzu

war sie verbunden, nicht zur Ernennung der vorgeschlagenen Männer.

Die Regierung sah sich nun gezwungen, die drei Bundesgenossen, Frankreich, Bern und Zürich um Aufrechthaltung einer Verfassung zu bitten, für welche sie Gewähr geleistet hatten. Es erschienen bevollmächtigte Gesandte, und die Bürgerschaft ordnete aus ihren Mitteln vier und zwanzig Commissarien. Indessen die streitigen Rechte noch untersucht wurden, erhielten die Räthe von den drei vermittelnden Mächten eine Erklärung, welche ihr Verfahren billigte. Die Bürgerschaft ward von neuem erbittert und verwarf im conseil général den vorgelegten Plan der Vermittlung. Die drei Mächte beriefen nun ihre Gesandten heim. Der stolze französische Hof sandte einige Völker an die Gränzen von Genf und untersagte der Partei der représentans die Handlung mit Frankreich. Auch durften diese Bürger nicht ohne Paß durch die Kantone reisen. Es kamen wieder Gesandte der vermittelnden Staaten in Solothurn zusammen und thaten unter dem Namen prononcé einen Ausspruch, welcher die Ruhe herstellen sollte. Aber die Bürger achteten wenig darauf, hielten die Drohungen der fremden Bevollmächtigten für nichtig, trotzten gegen die Obrigkeit und zwangen die Regierung, einen Vergleich einzugehen, welcher ihnen alle Macht in die Hände gab. Dieser Vergleich ward am 11ten März 1768 geschlossen.

Viele Mitglieder des großen Raths entsagten ihrem Amte, viele Bürger entzogen sich den Versammlungen des conseil général, sahen die auf tumultuarische Weise bewürkte Veränderung als schädlich an und verzweifelten für die gegenwärtige Zeit am Heil einer Republik, welche in den Händen der niedrigsten Ordnung des Volkes war.

Neue Ansprüche von Einwohnern, welche nicht einmal Bürger waren, gaben zu neuer Unzufriedenheit Anlaß.

Handlung und Gewerbe hatten nach Genf viele Fremde gezogen, welche man Bewohner (habitans) nennet. Dieser Kinder heißen Ingeborne (natifs). Sie und ihre Nachkommen genossen des Schutzes, ohne doch an allen Rechten der Bürger Antheil zu haben. So lange die Bürger zwei Parteien ausmachten, hatte jede den natifs geschmeichelt, um sie nicht gegen sich zu haben. Als diese nun meinten, daß man ihr Interesse nicht sehr beherzigt hätte, klagten und murreten sie. Gleichwohl hatte man ihnen manches eingeräumt und festgesetzt, daß in diesem Jahre fünf und zwanzig das Bürgerrecht erhalten sollten, und künftig alle Jahre fünf. Aber das befriedigte sie nicht, sie murreten ferner und einige machten sich offenbaren Ungehorsams schuldig.

Das plötzliche Gerücht eines bevorstehenden Aufstandes, welches doch niemals erwiesen worden, brachte am 15ten Februar 1770 die Bürgerschaft unter Waf-

sen. Einige natifs wurden getödtet, acht wurden des Landes verwiesen, andre verließen freiwillig die Stadt. Doch räumte dasselbe Edict des conseil général, welches ohne hinlängliche Untersuchung acht Ingeborne des Landes verwies, den Bleibenden neue Rechte ein.

Einige Jahre nachher verursachte ein neues Gesetzbuch gegenseitiges Mißtrauen, welches in offenbare Fehde zwischen den Parteien der représentans und der négatifs ausbrach. Diese setzten es im Rath der Zweihundert durch, daß es verworfen ward, die représentans drangen darauf, daß es angenommen würde. Zweimal ergriffen die représentans die Waffen, und das letztemal im Frühling 1782 setzten sie diejenigen Mitglieder beider Räthe, welche ihnen verdächtig waren, gefangen, und bemächtigten sich der Thore und der Wälle. Die natifs standen ihnen bei. Genf war in Zerrüttung, als Frankreich, Sardinien und Bern gemeinschaftliche Völker in die Stadt sandten und einen neuen Plan der Vermittlung anboten, welcher vom kleinen, vom großen Rath und vom conseil général am 4ten November 1782 angenommen ward und durch Gewährleistung jener Mächte gesichert schien. Vom conseil général hatte man aber alle diejenigen ausgeschlossen, welche im letzten Aufstande die Waffen ergriffen hatten, und diese Volksversammlnng bestand diesmal nur aus zweihundert und funfzig Männern. Hier wurden dem Volke verschiedne Wahlen genommen, und es ward beschlossen,

ein Regiment, welches die Mißvergnügten im Zaum halten sollte, in die Casernen zu legen.

Man hätte vorhersehen können, daß dieser die Rechte des Volks kränkende und in einer einseitigen Volksversammlung gefaßte Schluß seine Rechtskraft bald verlieren müßte. Es bedurfte dazu gewiß keines andern Vorwandes; doch ergriff das Volk nach sieben Jahren, im Jahr 1789, einen, welcher ungegründet war.

Das Getraide war bis auf einen hohen Preis gestiegen, die Regierung kaufte sehr theuer ein und verkaufte an die Bürger wohlfeiler als nach dem Preise des Einkaufs, und wohlfeiler als die Kornpreise im pays de Vaud und in Frankreich standen. Sie verkaufte mit einem Schaden von vierzigtausend Thaler. Aber diese Sorgfalt ward eben durch den wohlfeilen Preis des Brods vereitelt. Denn die Nachbarn kamen schaarenweise nach Genf und kauften Brod, so daß es gleich im Preis stieg. Das Collegium der Kornkammer (la chambre des bleds) machte Vorstellungen an die Regierung, durch welche diese sich bewogen fand, das Korn für den Preis, den es bei den Nachbarn galt, zu verkaufen. Diese Maaßregel war durch den häufigen Verkauf des Brods nothwendig geworden, aber die einmal mißtrauischen Bürger schlossen die Augen gegen den Augenschein.

Es kam zum Aufstande. Die Regierung ließ das Regiment aus den Kasernen rücken; die Bürger wuß-

ten die Soldaten zu vermeiden und doch rege zu erhalten, bis das Regiment, nachdem es im Winter sechs und zwanzig Stunden lang unter Waffen gestanden, aus einander gelassen werden mußte. Nun waren die Bürger Herren, und es kam zu einem neuen Vergleich, in welchem das Volk wieder in den Besitz aller Wahlen kam und ihm eine Bürgermiliz bewilliget ward.

So ward die wahre Verfassung wieder hergestellt. Die Bürger würden ruhig geblieben seyn, wenn die französische Revolution ihre Köpfe nicht erhitzet hätte. Einige waren thöricht genug, um ernsthaft zu wünschen, daß Genf eine französische Stadt werden und gegen einen sichern Zustand wahrer Freiheit schwankende Hoffnungen, mit allen Gefahren blutiger Revolutionen, und des noch viel schädlichern Sittenverderbs, eintauschen möchte. Andre wollten zwar ein unabhängiges Vaterland behalten, strebten aber doch nach gleichen Rechten, als welche den Bürgern Frankreichs verheißen wurden. Diese Menschen reitzten die natifs, die habitans und die Bauern des Gebiets zum Aufstande. Es schlugen sich zu ihnen Einwohner des angränzenden französischen pays de Gex. Es fehlte nicht viel, daß die Aufrührer sich der Stadt bemeistert hätten, durch Wachsamkeit und Tapferkeit wurden sie zurück geschlagen. Es kam wieder zum Vergleich. Die Verfassung von 1789 ward bestätigt, doch gab die

Regierung vielen natifs, habitans und einigen von den Landleuten das Bürgerrecht.

Ihrer Lage und Verfassung nach kann diese kleine Republik sehr glücklich seyn. Die Verfassung ist diejenige, welche die Alten Aristokratie nannten und in neuern Zeiten Demokratie genannt worden. Die Verwechslung der Namen hat Verwirrung in den Begriffen hervorgebracht. Mit dem Namen Demokratie bezeichneten die Alten diejenige Verfassung, wo das Volk gesetzgebende und ausübende Gewalt zugleich besitzt, eine Verfassung, welche sie der Despotie oder Tyrannei an die Seite setzten. In der That sind unruhige Demagogen, welche das Volk leiten, fürchterliche Tyrannen; und der Despotismus ist nicht so fürchterlich in den Händen Eines, als in den Händen Aller, weil diese mit der politischen Allgewalt die physische verbinden.

Was wir Aristokratie nennen, nannten die Alten Oligarchie (Herrschaft Weniger). Ihre Aristokratie (Herrschaft der Besten) war diejenige Verfassung, wo alle Bürger gleiche Rechte haben, wo die gesetzgebende Gewalt bei'm Volk ist und wo die ausübende Macht gewählten Männern anvertrauet wird.

Der Conseil général, welcher auch Conseil souverain genannt wird, besteht aus dem kleinen und großen Rath und aus allen Citoyens und Bourgeois, welche fünf und zwanzig Jahr alt sind. Citoyens heißen nur diejenigen, deren Väter schon Bürger wa-

ren, und die in Genf geboren sind; die Bourgeois haben mit jenen gleiche Rechte, gelangen aber nicht leicht zu den öffentlichen Würden.

Dieser Conseil général macht Gesetze, bestimmt Auflagen, bestätiget Kriegs-, Friedens- und Bundesschlüsse; bestätiget die Veräußerungen oder Erwerbungen von Staatsdomainen, bestimmt die Arbeiten an den Festungswerken, setzet neue oder veränderte Jurisdictionen ein, macht neue Würden, erlaubt die Einrückung fremder Soldaten, außer im Fall, da die Gewähr leistenden Mächte zu Aufrechthaltung der Verfassung, Völker senden würden. Der Conseil général besetzt alle Aemter der Republik durch Wahl.

Dem kleinen Rath von fünf und zwanzig Männern ist die hohe Polizei anvertraut, und die erste Berathschlagung über alle politischen und ökonomischen Geschäfte, über Civil- und Criminalfälle. Er spricht, ohne daß Appellation Statt findet, in allen Sachen, deren Werth nicht über zwei tausend Genfer Gulden oder tausend französische Livres geht.

Sobald einer von den fünf und zwanzig stirbt, wird seine Stelle durch Wahl von den zweihundert Männern und aus diesem Collegio ersetzt.

Der große Rath von Zweihunderten besteht aus zweihundert und funfzig Räthen. Sobald sechszehn Stellen unbesetzt sind, wird er durch Wahl ergänzet. Dann melden sich die Candidaten und lassen ihren Namen aufschreiben, jeder vom kleinen Rath und zehn

Mitglieder des großen, denen das Loos dieses Recht giebt, nennen auch Personen, welche sie dem conseil général vorschlagen und dieser wählt. Alle Bürger, auch die Bourgeois, haben das angeborne Recht auf diese Würde, und dadurch auch auf die höheren, welche alle aus dem Collegio der Zweihundert besetzt werden, da aber die zweihundert Männer keinen Gehalt haben, melden sich die armen und mit Handarbeiten beschäftigten Männer nicht leicht. Die große Volksclasse wird also nicht durch gehässige Ausnahme, sondern durch eigne Wahl von der Verwaltung öffentlicher Geschäfte mehrentheils ausgeschlossen.

Um erwählt werden zu können, muß ein Bürger dreißig Jahr alt seyn, wenn er nicht verheirathet ist. Ehemänner und Advocaten werden mit Erreichung des sieben und zwanzigsten Jahres schon wahlfähig. Der Rath der Zweihundert hat das Einsehen in alle Kammern und Departements, er erkennet über alle öffentliche Unternehmungen, deren Unkosten 21000 Genfer Gulden (10000 Livres) übersteigt, bestimmt den Gehalt der obrigkeitlichen Personen, sobald er über zwölfhundert Genfer Gulden geht, schafft neue Bedienungen, bestimmt Jahrgehalte, hat die Aufsicht über die öffentlichen Einkünfte, Verpachtungen und Gebäude, über die Münze, den Handel, die Künste Gewicht und Maaß, über die Akademie, Schule und den Gottesdienst.

Der Rath der sechszig Männer versammelt sich selten. Er ist eine Deputation aus dem Rath der Zweihundert, besteht aus dem kleinen Rath, aus allen Magistratspersonen, die vom conseil géneral erwählt werden, und aus ein und zwanzig Mitgliedern des großen Raths. Er besorgt alle Geschäfte mit fremden Mächten. Auch kann ihn der kleine Rath befragen bei wichtigen Angelegenheiten, welche das Innere des Staats betreffen.

Der kriegerische Rath besteht aus einem Syndicus, den Staabsofficieren des Regiments, einem Quartiermeister, sechs Mitgliedern des großen Raths der Zweihundert und einem Secretair, welcher auch aus den Zweihunderten genommen wird. Dieser Rath, dem alle militairischen Angelegenheiten anvertrauet sind, muß jährlich der Republik Treue und dem großen Rath Gehorsam schwören.

Die vornehmsten Würden sind, die vier Syndiken, der Lieutenant de Justice, der Schatzmeister, der Procureur géneral, die Gerichtssecretarien, die Castellanen, welche die untere Gerichtsbarkeit im Gebiet haben. Die Syndiken und der Lieutenant de Justice sind Mitglieder des kleinen, der Schatzmeister, der Procureur géneral, die Gerichtssecretarien und Castellanen Mitglieder des großen Raths. Der große Rath begreift, wie in Zürich, Bern und Lucern rc. den kleinen mit in sich.

Der Codex der Civilgesetze ist kurz, deutlich und einfach. Das römische Recht gilt da, wo der Codex unvollständig ist. In diesem kleinen Staate, wo verhältnißmäßig vielleicht mehr Aufklärung und Reichthum ist, als in irgend einem von Europa, sind doch weniger Processe als irgendwo. Man zählt jetzt nur fünf wirkliche practicirende Advocaten und sieben Procuratoren. Wer einen vollständigen Begriff von der Justiz dieses Staats haben will, der lese die treffliche Schrift: Etat civil de Génêve, par Francois André Naville, citoyen de Génêve.

Die Sitten sind, in Vergleichung mit den meisten andern Ländern, rein. Die Jugend wird wohl unterrichtet. Auch die häusliche Erziehung der Töchter ist sorgfältig. Nicht nur durch Annehmlichkeiten des Umgangs zeichnen sich die Weiber von Genf aus, auch durch wahre Verdienste. Es ist fast zum Sprichwort geworden, zu sagen: "Glücklich die Kinder, welche eine Vormünderinn haben!"

Ein schönes Gesetz der Republik verdienet angeführt zu werden. Wenn ein Sohn auch diejenigen Schulden seines Vaters, zu deren Abtragung ihn die Gesetze nicht zwingen können, nicht bezahlt, so kann er kein öffentliches Amt verwalten.

Auch keiner, welcher eigne, eingeklagte Schulden nicht bezahlt hat.

La chambre des bleds (Getraide = Commission) ist eine nützliche Einrichtung. Sie muß dafür sorgen,

daß ein gewisses Maaß von Korn allezeit in den Magazinen vorhanden sei.

Der Staat hat das ausschließende Recht, den Bäckern das Korn zu verkaufen. Er gewinnt zuweilen, aber er hat auch oft sehr ansehnlichen Verlust.

Diese Maaßregel ist nothwendig in einem Staate, dessen kleines Gebiet die Stadt nicht ernähren kann. Ein beständiges Verbot des Königs von Sardinien sperret den Kornhandel von Savoyens Seite. Zwar wird in guten Jahren nicht auf die Beobachtung dieses Verbots gesehen, aber desto strenger wird es in Savoyen eingeschärft und gehalten, so oft ein Mißwachs eintritt. Und Jahre des Mißwachses veranlassen auch leicht ähnliche Verbote bei den andern Nachbarn, Frankreich und dem pays de Vaud.

Man müßte mit dem Verhältnisse zwischen dem Volk und der Regierung in Genf sehr unbekannt seyn, wenn man glaubte, daß ein solches Privilegium hier jemals ein drückendes Monopol werden könnte. Die Zahl der Einwohner in der Stadt war nach der vorjährigen Zählung sechs und zwanzig tausend einhundert und vierzig. Die Zahl der Einwohner auf dem Lande gegen neun tausend. Zusammen fünf und dreißig tausend Menschen.

Der Umfang der ganzen Republik beträgt drei Lieues und sieben Hundertel im Quadrat, die Lieue zu zwanzig auf einen Grad gerechnet.

Für denjenigen, der die Wichtigkeit der Menschen nach der Zahl der Länder, nach dem Maaß, berechnet, ist Genf ein unbedeutender Staat. Dem Philosophen nicht. Ihm sind Menschen und Staaten oft nach umgekehrter Proportion wichtig. Je näher ein Staat dem Zustande einer Gesellschaft ist, desto kräftiger entwickeln sich die Charaktere, desto reiner ist das Spiel seiner Springfedern. Rom lösete sich in Größe auf. Athen und Sparta gaben dem großen Könige Gesetze, ehe sie ihre wirkliche Herrschaft ausdehnten.

Fünf und zwanzigster Brief.

Genf, den 10ten October 1791.

Ich führe dich in Gedanken ein Viertelstündchen von der Stadt, auf die mit einer großen Allee von wilden Kastanien bepflanzte Terrasse des Gartens von St. Jean. Unten rauscht zu deinen Füßen der Rhone. Links von gegenüber her rauscht die Arve. Rechts vereinigen sich beide Flüsse, nachdem sich kurz vorher vor deinen Augen ein schöner Bach mit der Arve vereiniget hat. Das Wasser der Arve, welche aus den savoyischen Schneegebürgen entspringt, ist grau und trübe, wie alle Bergflüsse, ehe sie sich in einem See gereiniget haben. Der Rhone hingegen, noch rein von seinem Bade im Genfer See, hat so lautres Wasser wie der Rhein bei Schaffhausen. Beider Ströme Lauf ist reißend.

Der Triangel, welchen sie bilden, besteht aus Gärten, die Basis des Triangels ist die Stadt. Dir gegenüber schattet ein anmuthiges Wäldchen auf einem Hügel. Du sieht den Felsenberg Saleve und die entfernten savoyer Gebürge. Einen Fußsteig führe ich dich dann auf steile Höhen an dem Rhone; wo sie

weniger jäh sind, werden sie von Weinbergen bedeckt, und wo selbst die Rebe nicht wurzelt, da klimmet der Epheu, diese Ziege des Pflanzenreichs, üppig und kühn hinan.

Ich bin auch unten an der Stelle gewesen, wo beide Flüsse sich vereinigen. Die Arve ist noch kalt von ihrem Ursprung aus dem Schnee; der Rhone, in Vergleichung mit ihr fast lau. So lange dein Auge sieht und noch viel weiter, unterscheidest du nach der Vereinigung beide Flüsse. So brünstig die Nymphe des Bergstroms den Flußgott umfassen will, so spröde hält er sich von ihr zurück. Er kömmt eben aus den weißen Armen der sanften Najade des See's, ihn ekelt vor der unsaubern Nymphe tobendem Ungestüm.

Sechs und zwanzigster Brief.

Genf, den 13ten October 1791.

Mit La Rive und seiner Frau, Freunden, welche uns den ohne dem interessanten Aufenthalt in Genf noch angenehmer machen, als er sonst seyn würde, haben wir eine kleine Reise auf's Land gemacht. La Rive wird bald unsern Landsleuten durch seine Gemälde bekannter werden, als er jetzt ist. Frühe, ohne Erfolg angefochtene Leidenschaft für die Malerei, reitzte sein angebornes Talent desto mehr, je mehr man sie im Jünglinge dämpfen wollte. Die Natur redet in diesem Lande mit tausend Stimmen, und der geborne Landschaftsmaler hatte für sie ein leises Ohr. Seine ersten Versuche rechtfertigten seine Lust, indem sie sein Talent zeigten. In Italien vereinigten sich Natur und Kunst ihn auszubilden. Er wählet und ordnet die Gegenstände mit der feinsten Empfindung, seine Leinwand schreckt dich bald mit herströmenden Ungewittern, bald ladet sie dich in Kühlung schattender Bäume ein, in welchen der Zephyr zu säuseln scheint, oder zu Quellen, denen dein

Ohr entgegen lauscht. Seine Rinder und Ziegen sind mit dem täuschendsten Ausdruck der Wahrheit belebt und erinnern mich an die Epigrammen, mit welchen griechische Dichter die eherne Kuh, Miron's Meisterstück, unsterblich machten. Mit diesen Freunden waren wir gestern in Seligni, welches drei Stunden von hier liegt, bei seinem Vater. Es ist ein Dorf, welches rund vom pays de Vaud umschlossen, zum Genfer Gebiet gehört. Es besteht theils aus Landhäusern, theils aus Bauerhöfen, deren Besitzer sehr wohlhabend sind. Von einer Anhöhe sieht man auf den nahen See über Weinberge, Gärten, Lusthölzchen und Weingärten. So nenne ich die reihenweise gepflanzten Reben, zwischen denen Korn gebauet wird. Vom Stabe, an welchem sich der eine Weinstock schlinget, breiten sich üppige Ranken, von Trauben behangen, hinüber an den benachbarten Stab. Im Lusthölzchen des Herrn Naville gingen wir auf anmuthigen Pfaden einen lautern Bach entlang, welcher bald an Felsen rauschet, bald Blumen tränket. Hier stürzt er, von der Natur geleitet, als lautrer Wasserfall über Steine, dort bildet er eine anmuthige Insel, an einer dritten Stelle vereiniget er sich mit einem andern Bache. Vor dem Hause steht eine Reihe hoher, schlanker Platanen. Jenseit des See's sieht man die savoyischen Felsen, von der andern Seite den nahen Jura. Den gestrigen Abend und den größten Theil

des heutigen Tages brachten wir im Schlosse von Prangin, an jener Seite von Nyon, bei einer Freundinn unsrer Freunde zu. In der gastfreundlichen Schweiz wird das Sprichwort: "die Freunde unsrer Freunde sind auch Freunde," durch die That bewährt. Die Freude der Weinlese belebte diesen schönen Ort mit neuem Reitz.

Ich sehe gern den Schnittern der Ernte zu, aber der Weinlese viel lieber. Dort scheint die Freude, hier der Nutzen, nur Nebensache. Das Alter verjünget sich und die zarteste Jugend nimmt thätigen Antheil. Kleine Mädchen von fünf bis sechs Jahren gehen der traubenlesenden Mutter zur Hand und tragen frohgeschäftig dem kelternden Vater volle Körbe zu. Wie muß ihm zu Muthe seyn, wenn sein hoffnungsvolles Kind ihm in geschwollnen Trauben die Kraft der Reben reichet, die dereinst sein Alter stärken soll!

Daß der große Schöpfer und Erhalter uns nähren würde, das verstand sich ja von selbst. Aber das genügte Seinem Vaterherzen nicht. Er wollte uns auch erfreuen. Ehe die Sonne den Acker erwärmt, verkündet uns die Morgenröthe Seine Gnade und die Abendröthe ladet uns in Seinem Namen freundlich zur Ruhe ein. Die Blume rühret mich mehr als das Gemüse, und die Rebe mehr als die Aehre, denn der Wein erfreuet des Menschen Herz.

Du weißt, daß in den meisten Weinländern unsers Vaterlandes den Vorbeigehenden vergönnet wird, nach Herzenslust Trauben zu essen und ihre Taschen zu füllen. Im pays de Vaud ist das nicht erlaubt; von der Zeit an, da die Trauben reifen, werden die Weinberge bewacht. Doch muß der Hüter dem, welcher von der Frucht essen will, in jede Hand eine Traube geben.

Sieben und zwanzigster Brief.

Genf, den 14ten October 1791.

Wir sind heute zum zweitenmal bei Necker in Copet gewesen.

Man hatte mir von der Kälte seines Empfangs und seines Wesens überhaupt manches gesagt.

Solche Dinge laß' ich mir sagen und weiß, was ich davon halten soll.

Anschein von Kälte in einem Manne, dessen Herz von solchen Empfindungen glühte, dessen Geist so mittheilend und solches Licht strahlte, wird mich nie einen Augenblick täuschen.

Ich ging zu ihm mit dem vollen Vertrauen, welches nur große Männer einflößen können. Sein erster Anblick erfüllte mich mit einer sanften, aber auch durchdringenden Rührung, deren sichtbarer Ausdruck ihm nicht entging. Mir ward wohl bei dem edlen Manne; mir würde, das fühle ich, wenn ich ihn oft sähe, jedesmal sehr wohl bei ihm seyn.

Er spricht wenig, aber das Wenige ist Necker's werth. Mit Würde, mit sanfter Mäßigung, aber ohne den Schatten affectirter Schonung, ließ er einige

treffende Worte über seine Feinde fallen. Eine sanfte Röthe stieg, kaum sichtbar, ihm mehr als einmal in die Wangen. Es war ein Strahl von der edlen Lebenswärme, welche den Schriften des großen Mannes, seinem Ruhme, der Schmach seiner Feinde, Unsterblichkeit giebt.

Ich habe Monnier in einer hiesigen Gesellschaft kennen gelernt. Es war mir interessant, den Mann zu sehen, welcher mit kühnem Eifer auf die Errichtung einer zweiten Kammer in der Nationalversammlung drang, welcher uns und der Nachwelt die zur Schande Frankreichs unbestraft gebliebnen Gräuel des 5ten und 6ten Octobers 1790 enthüllte.

Acht und zwanzigster Brief.

Genf, den 16ten October 1791.

Mit Vergnügen habe ich die Bibliothek auch auf dieser Reise wieder gesehen, nicht sowohl wegen der Bücher, (denn was hat man davon, eine schätzbare Büchersammlung auf einmal zu übersehen?) als wegen der Bilder großer und berühmter Männer, mit welchen sie ausgezieret ist. Hier findet man die Reformatoren, Wicklef, Huß, Luther, Calvin, Zwingli; viele Helden, z. B. Heinrich den Vierten von Frankreich als Kind, den Admiral Coligny, den kühnen Herzog von Rohan, der in der Hauptkirche begraben liegt, Gustav Adolf, Karl den Zwölften; Dichter und Philosophen, Marot, Rabelais, La Fontaine, Hugo Grotius, viele andre, die mir jetzt nicht beifallen, und zwei edle Zeitgenossen, welche, beide Bürger von Genf, der Stadt Ehre machen, Necker und Bonnet.

Herr Tronchin, Besitzer des nahe an der Stadt gelegenen Landhauses les délices, ein freundlicher und noch lebensvoller Greis von sieben und achtzig Jahren, hat eine sehr schöne Sammlung von Gemälden.

Als ich zum erstenmal vor sechszehn Jahren in Genf war, duldete der republikanische Geist kein

Schauspiel in der Stadt. Als im Jahre 1782 die Verfassung sehr aristokratisch ward, führte Frankreichs Einfluß die Schauspiele ein. Auch das Kartenspiel ward seitdem gewöhnlicher. Beide sind geblieben, wiewohl die alte Verfassung hergestellet ward, beide werden die Aufmerksamkeit der Bürger vom Interesse der Freiheit ablenken.

Seit einigen Tagen ist La Rive, der größte Schauspieler von Paris, den du ja nicht mit meinem hiesigen Freunde La Rive verwechseln wollest, mit einer Schauspielerinn, Mademoiselle Fleury, hier; gestern spielte er die Rolle des Tankred. Er ward gewiß mit großem Talent geboren. Seine Stellungen, seine Mienen, seiner Augen Ausdruck ist meisterhaft, seine Stimme schön und ganz in seiner Gewalt. Nach französischer Art und Kunst ist er gewiß ein großer Spieler; aber du weißt, wie mir französische Art und Kunst anekelt, wie entfernt von der Natur sie mir scheinet.

Unglückliches Volk, welches durch seine Philosophen, Dichter und Schauspieler, nach Regeln kalter Verabredung, immer von der Wahrheit abgeleitet ward! unter welchem selbst Racine's zart empfindende Seele so oft sich verstimmen ließ! welches jetzt vom Geist der Freiheit beseelt zu seyn glaubt, von politischer und moralischer Wiedergeburt schwatzet, und, Fenelons und Montesquieus uneingedenk, Voltaire durch seine Gesetzgeber apotheosiren ließ! —

Neun und zwanzigster Brief.

Genf, den 17ten October 1791.

Diesen Nachmittag haben wir Bonnet in Genthod besucht. Ich hatte gehofft, diesen edlen Weisen, dessen Schriften ich seit vielen Jahren so hoch schätze, oft zu sehen, aber er war während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Genf so krank, daß er vor heute keine Besuche annehmen konnte.

Seit vielen Jahren lebt er auf seinem Landhause, welches er auch im Winter nicht verläßt. Genthod liegt auf einer lieblichen Anhöhe nicht fern vom See, eine Stunde von Genf. In dieser anmuthigen Gegend beobachtete er, beschlich er die Natur oft in ihren geheimsten Schlupfwinkeln; sie läßt sich gern von Männern, deren Herz und Geist so rein wie Bonnet's sind, beschleichen. Mit der Fackel der Erfahrung in der Hand ging er sicherer als viele der gerühmtesten Weltweisen unsrer Zeit, weihete seine Stunden und seinen Geist der Wahrheit und huldigte mit reiner, heller und warmer Opferflamme der Religion.

Licht und Wärme beleben seine Blicke und seine Worte. Seine Werke, welche dem Gelehrten lehrreich

und dem Laien interessant sind, werden noch oft des spätesten Enkels Geist zum großen Vater der Natur erheben. Ihn machten sie glücklich durch tiefsinnige Beobachtung, durch herzerfreuendes Hinschauen auf die Herrlichkeit und auf den Reichthum der Natur.

Wenn der unsterbliche Sänger der Messiade den verklärten Geist der Rahel vor ihrer Auferstehung an ihre Gruft führt, und der Staub ihres Leibes sich schon der nahenden Verwandlung entgegen wölbt, ohne daß sie weiß, wie nahe dieser Staub ihr verwandt sei, so sagt er:

Rahel bewundert den Tiefsinn der immer ändernden Schöpfung,
Unergründlich im Großen und unergründlich im Kleinen!

So steht auch dieser fromme Weise froh am Rande seiner Gruft, wohl wissend, wie bald sie ihn aufnehmen werde, und froh der sichern Erwartung! Indessen beobachtet er noch immer

Und bewundert den Tiefsinn der immer ändernden Schöpfung,
Unergründlich im Großen und unergründlich im Kleinen!

Wohl ihm! Wer in dem Geiste Früchte der Weisheit sammelt, der sammelt für die Ewigkeit!

Dreißigster Brief.

Turin, den 24sten October 1791.

Am 18ten verließen wir Genf. Wir hatten dort Vetturini (Fuhrleute) gemiethet, welche uns bis Turin gebracht haben. Solche Vetturini machen nicht große Tagreisen und fahren langsam. Da sie aber im ganzen Lande Bescheid wissen und die Beköstigung in den Wirthshäusern übernehmen, wo man sonst, wenn man der Kunst des Dingens nicht kundig ist, sehr betrogen und schlechter bedient seyn würde, und die Unverschämtheit der italienischen Postillons groß seyn soll, so halte ich doch diese Art zu reisen für die beste. Derjenige, welcher unsre Chaise fuhr, ist ein Neapolitaner aus Lena in der Terra d'Otranto. Wir haben Ursache vollkommen mit ihm zufrieden zu seyn, und ich hoffe ihn auf der ganzen Reise durch Italien zu behalten. Er ist immer guter Laune, scheint ehrlich zu seyn und fährt sehr gut. Seine mit Schellen behangnen Maulesel sind nicht schnell, aber stark und sicher. Er heißt Guido Oroncio*).

---

*) Ich habe nachher gefunden, daß die italienischen Extraposten das böse Geschrei, in welchem sie stehen, nicht verdienen.

Gleich eine Viertelstunde diesseits Genf kamen wir in das Herzogthum Savoyen. Das Land ist hier fruchtbar und von noch ziemlich fernen Bergen eingeschlossen; doch wird das Thal bald enger und die Gegend abwechselnder. Als wir den Mittag nahe vor dem Flecken Frangy waren, sahen wir hoch vom Wege hinunter in das von Kastanien- und Wallnußbäumen beschattete Thal, welches von Menschen und Vieh wimmelte, weil eben ein Viehmarkt war. Die armen aber frohen Savoyer verläugneten ihren Charakter nicht; laute Freude, ohne Zank, erscholl durch das ganze Thal und erhellte die Gesichter. Käufer und Verkäufer schienen mit ihrem Handel und mit einander zufrieden zu seyn. Das Hornvieh ist groß und schön, doch nicht mit den schweizerschen Rindern zu vergleichen; die Ziegen außerordentlich schön, die Schweine sehr groß, glatt und alle schwarz. Den Abend blieben wir in Rümilly, einem schmutzigen Städtchen mit einem schmutzigen Wirthshause. Da die Zimmer bis auf ein einziges besetzt waren, sandte der Wirth zu einem Manne, welcher mir und meiner Frau ein gutes und, was in Savoyen selten ist, reinliches Zimmer freundlich einräumte. Wir fanden den guten Greis mit seiner betagten Frau am Kaminfeuer sitzen. Von neun Kindern, die sie gehabt hatten, war nur ein Sohn übrig, welcher jetzt in Annecy an einer langwierigen und gefährlichen Krankheit lag. Mit edler Fassung, mit herzlicher Ergebenheit in Got-

tes Fügung, sprachen die von Alter und Leiden gebeugten Aeltern von ihren todten Kindern und vom Kranken, welchen sie auch vielleicht überleben werden.

Am 19ten kamen wir des Mittags nach Chamberry, der Hauptstadt des Herzogthums, welche ohngefähr dreizehn tausend Einwohner haben soll. Wiewohl viele vom Adel des Landes den Winter dort wohnen, ist die Stadt doch schlecht gebauet. Aber ihre Lage im fruchtbaren, von fruchttragenden Bäumen beschatteten Thal, ist sehr anmuthig. Nahe an der Stadt sind viele Landhäuser, und da manche Häuser der Stadt etwas abwärts von den Gassen liegen, verliert sich diese sanft zwischen Gärten und gehet unmerklich in die Wohnungen des Landes über. Wir blieben die Nacht in Montmelian, dessen Wein im Lande berühmt ist. Derjenige, welchen man im Wirthshause hatte, war nicht zu rühmen, sondern jenem gewöhnlichen herben, italienischen rothen Weine gleich, welchen man vino brusco im Gegensatze des vino amabile zu nennen pflegt.

Je weiter wir in Savoyen fortrückten, desto enger wurden die Thäler, desto größer die Natur. Wir reiseten am 20sten Vormittags längs der Isere, die in savoyischen Bergen entspringt und in Frankreich sich in den Rhone ergeußt. Nicht weit von Aiguebelle verbindet sich der Arc mit ihr, welcher uns, bis wir an den Fuß des Cenis kamen, entgegen rauschte. Den Nachmittag fuhren wir zwischen hohen Felsen-

wänden und steilen Bergen. Zwischen Felsen und hoch auf den Bergen grünte junge Wintersaat, schlangen sich Reben, schatteten fruchttragende Bäume bei wildem Gebüsch. Die fleißige Bearbeitung der savoyischen Felder macht einen sonderbaren Abstand mit der Unsauberkeit ihrer Wirthshäuser.

Dasjenige, welches wir am Abend in Chambre fanden, war noch etwas unreinlicher, als sie es gewöhnlich in diesem Lande sind. Durch eine enge schmutzige Treppe wird man mehrentheils in sein Zimmer gebracht. Fast überall findet man ziemlich große Stuben mit drei Himmelbetten, welche seit vielen Jahren nicht abgestäubt zu seyn scheinen. Ein Schauer des Ekels überläuft einen, wenn man die ausgeblichenen, alten, dunkelfarbigen Ueberdecken erblickt. Der übrige Hausrath steht im Verhältniß mit den Betten. Ein großer Kamin ist das Beste, was man antrifft. Zum Glück sind die Küchen nicht völlig so schlecht, als man vermuthen sollte, nur muß man keinen Blick in die Speisekammer wagen, wenn man bei'm Essen nicht allen Appetit verlieren will. Auch vermeide man, die aufwartenden Mägde anzusehen, welche den ekelhaften Schönen des spanischen Mauleseltreibers im Don Quixotte wie ein Tropfen faules Wasser dem andern ähnlich sehen. Aber sie sind voll guten Willens und rüstig bei der Aufwartung.

Den 21sten kamen wir in Gegenden, welche mich an die in meiner Kindheit von mir angestaunten,

nachher für übertrieben gehaltenen Gemälde von den wildesten Berggegenden erinnerten. Aus einem Felsenthal kamen wir durch schmale Oeffnungen in das andere. Einige dieser Thäler bestanden nur aus dem breiten Kieselbette des Arc, der im Sommer wasserarm, kleine Felseninseln bildet, welche die fleißigen Landleute mit Gemüse bepflanzen. Zwischen den steilen Felsenwänden, in welche der Weg, bald an der einen Seite des Stroms, bald an der andern mit unsäglicher Arbeit hinein gehauen ist, öffnen sich dann und wann schmale Thäler, wo an schwarzen Schiefer sich die Rebe lehnet, oder wo kleine, dem Pfluge unzugängliche Aecker grünen, die mit dem Spaten bearbeitet werden. Der fleißige Savoyer trägt manchesmal Erde in Körben auf Felsen, und herunterströmende Gewässer spülen sie zuweilen hinab in den Strom. Kühne, hoch gewölbte Brücken führen über den rauschenden Strom. Wo das Thal sich verenget, wird es ganz von dem Arc angefüllet. Wie kam Hannibal, ehe Wege gemacht waren, durch diese Thäler? Das Andenken des großen Mannes war lebendig unter uns; wir sahen die Felsen, unter welchen er mit dem Heer und mit Elephanten diese pfadlosen Gegenden durchzog; unter den vielen Steinen, welche herabgestürzet von den Felsen an dem Strome liegen, sahen wir vielleicht auch diejenigen, welche die wilden Alpenbewohner, zum erstenmal im Heiligthum einer fast unzugänglichen Natur beunruhigt, auf die

Karthager herabwälzten. Welch ein Mann, der die große Unternehmung, Rom zu stürzen, mit dieser Unternehmung begann! dessen großer Geist, selber nicht geschreckt durch Schwierigkeiten solcher Größe, auch seinen Karthagern, den streifenden Numidern, den Spaniern und Balearen so gränzenloses Vertrauen in ihn eingab!

Die hohen Berge verengten den Horizont; wo sie sich öffneten, da strahlten hinter ihnen Schneegebürge hervor und erhöhten das dunkle Blau der kleinen Himmelswölbung. Von beiden Seiten stürzen Wasserfälle hinab in den Strom.

Mitten in diesen wilden Gegenden sahen wir einen Mann mit Einsammlung der schönen Safranblume, die zwischen schwarzen Steinen gesäet war, beschäftigt. Sie unterscheidet sich von der lieblichen Zeitlose, die am Ende des Sommers und den ganzen Herbst durch häufig in Schwaben und in der Schweiz wild blühet, durch ihr dunkleres Violet und durch die schönen dunkelgelben Pistillen, welche der Safran sind, dessen Gebrauch so nützlich ist.

Wo die Felsenwände nicht zu steil und durch stürzende Regengüsse nicht ganz entblößt sind, da gedeihen in einer sehr ansehnlichen Höhe Wallnüsse und Kastanien. Jedes Fleckchen Erde ist benutzt; aber einige Thäler haben kein Fleckchen Erde, die wilden Wogen des Arc rauschen über Steine und nehmen donnernde Wasserfälle auf, die von senkrechten Felsen

herabschäumen. Den Abend kamen wir an in Modane, einem Dörfchen, welches noch fünf Stunden weit vom Fuße des Cenis entfernt ist. Wir standen den folgenden Morgen um 3 Uhr auf, um eine Stunde nachher unsern Weg fortzusetzen; aber fürchterliche Regengüsse, welche in diesen bergigen Gegenden oft ungeheure Steine und Tannen über den Weg hinab in die Tiefe stürzen, zwangen uns, das Ende dieses Ungewitters abzuwarten. Ein heitrer Morgen folgte der ungestümen Nacht. Um sechs Uhr fuhren wir aus, und sahen bald die Gipfel der Schneegebürge im Rosenglanz der aufgehenden Sonne schimmern. Auch die Felsengebürge waren mit Schnee bedeckt. Zwischen dem goldnen Herbstlaube der Birken und den schon falben Nadeln der Lerchenbäume schattete am hohen Felsenwege die dunkle Tanne mit ewigem Grün. Aber nach und nach nahm die Vegetation ab, je höher wir uns erhoben. Nur die junge Wintersaat grünte unter den Felsen bis hin an die Ufer des Stroms. Erst eine halbe Stunde von dem Cenis sieht man ihn aus diesen Thälern, welche sich krümmend durch schmale Oeffnungen an einander hangen. Zu seinen Füßen liegt, in wilder Gegend, das aus rohem Felsenstein gebaute, mit Schiefertafeln, welche, daß der Wind sie nicht hohle, mit Steinen belastet sind, gedeckte Städtchen Laneburg. Unterdessen, daß wir hier Mittag hielten, wurden unsre Wagen auseinander genommen, Tragsessel und Maulthiere herbei geschafft. Um halb

zwei machten wir uns auf den Weg. Meine Frau ward in einem bedeckten Tragsessel getragen. Sechs Männer wechseln je zwei und zwei mit einander im Tragen ab. Der vorderste trägt mit Schulterriemen, und hält in der einen Hand einen Strick, der am Saumsattel eines leichtbeladnen Maulthiers befestigt ist, welches ihn auf diese Art, indem er geht und trägt, hinauf zieht. Wir Männer ritten auf Maulthieren, auch Ernst, zu seiner großen Freude. Der Weg ist steil und sehr uneben, voll großer Steine. Wir waren keine Viertelstunde gestiegen, als wir schon Schnee auf den Tannen und auf noch grünem Laubholz sahen. Nach einer Weile sahen wir nur kleines entblättertes Gesträuch, und statt des Regens, welcher uns im Anfang naß machte, fielen große Schneeflocken. Nach etwas über anderthalb Stunden hatten wir die Höhe, über welche der Weg gehet, erstiegen. Dann reitet man ohngefähr drei Viertelstunden in einem breiten Thale, zwischen den hohen Gipfeln des Berges, dessen Höhe man bei weitem nicht ersteigt. Auf diesem hohen Thale ist ein See, dessen Forellen mit Recht berühmt sind. Wir ließen uns im Wirthshause auf dem Cenis einige auftischen, und trockneten uns vor einem Kaminfeuer, welches sehr willkommen war; dann setzten wir die Reise weiter fort; ich ließ aber meinen Sohn nicht wieder auf sein Maulthier steigen, sondern ihn auf einen unbedeckten Tragsessel setzen. Ich verdarb ihm seine Freude zwar um vieles, hatte

aber bald Ursache, mir sehr über diesen Einfall Glück zu wünschen. Bisher hatte der Cenis meiner großen Erwartung nicht Genüge gethan, aber er übertraf sie bald, und in hohem Grade, als wir herunter ritten. An einer hohen phantastischen Felsenwand ritten wir steil hinab, dann ging der Weg in beständigem Zickzack, und dennoch sehr jäh hinunter. So steil auch der Berg von der savoyischen Seite, ist er doch viel jäher auf der piemontesischen, und viel höher. Der Semar, ein Bach, der aus dem See auf dem Cenis entspringt, stürzt tief vom Felsen hinab und bildet einen außerordentlich schönen Wasserfall. Dann rauschet er durch ein hohes Thal und scheidet Savoyen von Piemont; bei Susa stürzt er in die Dora, die sich bei Turin mit dem Po vereiniget. So nahm, bei phantastischen Felsen, im Donner des Wasserfalls, das liebe Savoyen einen feierlichen Abschied von uns, und wir ritten wohlgemuth hinab in Piemont. Einige Stunden ritten wir in beständigem Zickzack jähe steinige Wege, auf der einen Seite an hohen Felsen, und an tiefen Abgründen auf der andern, herunter.

Die Maulesel, welche man auf diesem Wege reitet, sind von einer besondern Trägheit. Wenn man voran reitet, kann man den seinigen, wiewohl nicht ohne Mühe, in Trapp bringen, und die nachfolgenden traben dann nach, dem vordersten aber vorbei zu kommen, ist fast unmöglich. Uebrigens sind wenige Stellen, wo einem die Lust zum Traben kommen kann.

Auf den jähen Wegen, auf fast unwegsamen Steinen, muß man ihnen den Zügel schießen lassen. Sie gehen beständig in Schlangenlinien, bis unmittelbar an die Felsenwand, eben so dicht an den Rand des Abgrunds hinan, und drehen sich dann kurz um. Unter dem Beschlag haben sie dünne eiserne Platten, welche vorn aufwärts gebogen sind, und ziemlich weit vor dem Huf hervor liegen. Mit diesen treten sie sicher auf die Steine, und laufen nicht Gefahr kleinen Kiesel zwischen den Stollen des Hufeisens zu bekommen, welche ihren Tritt unsicher machen würden. Wir waren noch eine Stunde vom Fuß des Berges entfernt, als die Nacht einbrach. Es war schon so dunkel, daß ich das Glas meiner Uhr aufmachen mußte, um die Zeit zu sehen. Gleichwohl gingen die Mäuler immer gleich sicher, mit dem Maul an dem Boden, immer unmittelbar am Rande des Abgrunds sich kurz wendend, dann und wann vor dem Abgrunde stehen bleibend, und hinab sehend. Ich stieg zuletzt ab, wiewohl der Gang im Dunkeln äußerst beschwerlich, und kaum der Abgrund vom Wege zu unterscheiden war. Neben uns donnerten Felsenströme herab, deren Schaum in der Nacht fürchterlich schön war. Wie freute ich mich, daß ich meinen Sohn hatte herunter tragen lassen! Auf diesem Wege hätte er bei Nacht, auch geführt, nicht gut gehen können, denn ich strauchelte oft, und trat in Löcher zwischen hohen Steinen. Endlich kamen wir in Novalese, einem Städtchen am

Fuße des Berges, an. Ich freute mich herzlich, meine Frau und Ernst wohlbehalten anzutreffen. Das Wirthshaus ist, nach hiesiger Art, sehr gut, und würde sogar in Deutschland leidlich sauber scheinen.

Gestern fuhren wir durch fruchtbare Thäler, zwischen Gebürgen, welche mit Wald bedeckt sind, und zwischen Felsen. Die meisten dieser Thäler sind ziemlich breit, und mit großem Fleiß angebauet. Man fühlt es an der gelinderen Luft, man sieht es an den Gewächsen, daß man die Alpen gegen Norden im Rücken habe. Die Reben sind nicht nach deutscher Art, sondern in weit auseinander stehenden Reihen gepflanzet, von Baum zu Baum gezogen, oder von Pfahl zu Pfahl, und hangen über kleinere Seitenlatten, Lauben bildend. Zwischen den breiten Reihen sahen wir bald Stoppeln von türkischem Waizen (Mais), bald jungen Winterwaizen. Das Land wird durch breite Furchen in hohe schmale Beeten, wie Gartenbeeten, ohngefähr einer Elle breit, abgetheilt. Doch laufen noch außerdem tiefe Wasserfurchen durch die Aecker. Ich vermuthe, daß diese Thäler oft von den herunter strömenden Gewässern der Berge angefüllt, die vielen Furchen und Erhöhung der fruchttragenden Erde nothwendig machen. Aehnliche Art zu verfahren, erinnere ich mich in Böhmen gesehen zu haben; doch sind dort die Furchen nicht so breit wie in Piemont, und die Aecker dazwischen in Bogen gewölbet. Viele Maulbeerbäume stehen in Reihen,

zwischen den Aeckern; zerstreute Pappeln, Wallnußbäume, Kastanien. Wir sahen in Gärten Cypressen und Feigenbäume, von einer Höhe, welche sie jenseits der Alpen nicht erreichen.

Es ist ein großer Anblick, wenn man diese Alpen hinter sich sieht. Sie trennen nicht nur Italien von Savoyen, sie trennen unsere neuere Welt von jener ehrwürdigen älteren, von welcher wir alles, was gesittete Menschen von Barbaren unterscheidet, Künste, das Licht der Wissenschaften, ja das heilige Feuer der Religion erhalten haben. Italien war genau mit Griechenland verbunden, dessen Pflanzstädte dem untern Theile dieses Landes den Namen Groß-Griechenland gaben. Andre griechische Völker wohnten in Klein-Asien; ihre Pflanzstädte waren auf der Küste von Afrika und von Asien zerstreut, in Egypten saßen griechische Könige auf dem alten Thron der Pharaone, ehe es eine römische Provinz ward. Die Herrschaft Roms vereinigte alle Völker, die das mittelländische Meer umwohnen. Bald hoffe ich am Gestade dieses Meers zu stehen, dessen Wogen Italien und Sicilien, die Trümmer von Karthago, Griechenlands Vesten in Europa und Asien, wo jeder Strom und jedes Vorgebürge durch Fabel und Geschichte berühmt ward, seine besungenen Inseln, das mystische Egypten, und Israels geweihtes Erbe anspülen, wo die durch lange Morgenröthe ihrer Geschichte, und durch das Hahnengeschrei der Propheten angekündigte Sonne der Wahr-

heit und der Liebe aufging, welche bald über Alpen und Meere, vom Ganges bis zum Eisgestade strahlend, die Völker leuchtend erwärmte; zwar durch aufsteigende Erddünste oft verdunkelt wird, aber an ihrem Himmel auch am Ende der Tage nicht untergehen soll!

Mit solchen Gedanken sah ich hinter mir die blendende Alpenreihe, in welcher hoch über die andern der Rochemelon sein ragendes Haupt erhebt.

Bei Susa verenget sich das Thal und bildet den berühmten Paß von Susa, der noch fester wird durch die Felsenburg Brünette, welche, zwei Thäler beherrschend, der französischen Gränzfestung Briançon entgegen gesetzet ist. Wir hielten Mittag im Städtchen St. Ambrosio, vor welchem auf dem Gipfel eines hohen Berges das Mönchskloster St. Michael sich von weitem zeigte. Zwischen St. Ambrosio und Rivoli erweitern sich die Thäler, und man sieht viele Trümmer alter Bergschlösser. Die Gegend ist fruchtbar und lachend. Rivoli ist ein Städtchen, über welchem ein königliches Schloß auf einem Hügel liegt. Da in Turin die Thore früh geschlossen werden, mußten wir die Nacht in einem großen, aber elenden, höchst unsaubern Wirthshause bleiben. Man sagte uns, daß eine Opera buffa gespielt werden sollte. Aus Neugierde gingen wir hin, und fanden das kleine Theater voll gedränget. Mit zuvorkommender Höflichkeit nöthigten uns die Zuschauer gute Plätze, welche doch

schon besetzt gewesen, einzunehmen. Die Spieler und Spielerinnen waren besser angekleidet, als man hätte in einem so kleinen Städtchen erwarten können. Das angeborne komische Talent zeigte sich besonders in den Gebehrden des einen Spielers, der den alten Verliebten machte. Mit Ungestüm ward eine Symphonie zwischen den Aufzügen verlangt, und mit Ungestüm ward den Spielern nach mancher Scene Beifall zugerufen. Nach einem Duett zwischen dem alten Verliebten und seiner jungen Schöne, theilte sich der Beifall in schreiendem Nachrufen von bravo! und brava! je nachdem diese den Sänger, jene die Sängerinn begünstigten.

Diese Leidenschaft für's Theater scheint den Italienern angeboren. Ein kleiner Knabe von ungefähr fünf Jahren stand an der Ecke vor dem Orchester auf einer wenigstens zwei Ellen hohen und schmalen Latte, seine Arme um einen Pfeiler schlingend, und sah unverwandt der Vorstellung zu. Wir vermochten nicht dieses leidenschaftliche Interesse mit den andern Zuschauern zu theilen, und schlichen lange vor Endigung des Stückes aus dem Theater.

Froh verließen wir heute Morgen das unsaubre Wirthshaus von Rivoli und fuhren nach Turin, welches nur zwei Stunden von jenem Städtchen entfernt ist. Der Weg ist schnurgerade, außerordentlich breit, und mit Gräben eingefaßt, an deren äußern Seite

große Ulmen ihn verschönern. Diesseits Rivoli fängt die große lombardische Ebne an, deren Fruchtbarkeit seit Jahrtausenden gepriesen wird. Diese Ebne zeigte Hannibal von fern seinem Heer als den Kampfpreis der beschwerlichen Reise und der künftigen Siege, für welche der Geist des Helden ihnen Bürgschaft gab. Sie erstreckt sich durch Piemont über Mailand, Mantua, und das venezianische Gebiet, bis hin an das adriatische Meer. Die Aecker sind schön, und viele Maulbeerbäume stehen zwischen den Saaten. In einiger Entfernung erheben sich hohe Hügel, welche mit Reben und fruchttragenden Bäumen bepflanzt sind. Hinter uns, und noch zu beiden Seiten, krümmte sich, wie ein halber Mond, die herrliche Reihe der schneebedeckten Alpen, über welche der Viso und der noch höhere Rochemelon fürchterlich schön hervorragten. Gerade vor uns sahen wir einige Stunden jenseits Turin auf einem Berge das prächtige Kloster, die Superga, liegen.

Die Schönheit der großen Gegenstände und der heitre Morgen erfüllten unsre Herzen mit Freude, als ein schrecklicher Anblick sie störte. Dicht am Landwege sahen wir bei einem Wirthshause Volk zusammen laufen. Wir fragten unsern Vetturino, was das wäre; é un ammazzato, sagte er (es ist ein Erschlagner) und war, mir nichts dir nichts, vorbeigefahren, ohne ein Wort zu sagen. Ich ging hin mit Nicolovius. Es war ein hübscher junger Mensch. Der Mörder

hatte ihm eine tiefe Wunde mit dem Messer in's Kinn gehauen und den Todesstich in das Herz gestoßen. Man hatte sie kurz vor der That in der Nacht zanken gehört.

Sophien's Kammerfrau, welche im Vorbeifahren aus der andern Chaise ihn liegen gesehen, glaubte in ihm einen jungen Menschen zu erkennen, der gestern Abend im Wirthshause gegen einen andern viel im Moraspiel verloren und sich mit ihm gezanket hatte. Dieses Moraspiel hat vielen Menschen das Leben gekostet. Zwei Menschen heben mehr oder weniger Finger der rechten Hand gegen einander auf, und jeder ruft zugleich aus, wie viel Finger seiner Meinung nach erhoben worden. Es kommt also auf's Errathen an. Aber die Italiener behaupten, daß ein geübter Spieler gleich an der Hand des Gegners, ehe sie halb geöffnet ist, sehen könne, wie viel Finger er erheben werde. Die Italiener lieben mit Leidenschaft dieses Spiel, und keine Verordnung kann den Unfug hemmen. Es ist unglaublich, mit welcher Schnelligkeit sie es spielen. Der Mörder ist entronnen. In der vorletzten Nacht soll nicht weit von dort auch ein Mensch seyn ermordet und beraubt worden. Die Piemonteser sind mit Recht verschrieen wegen ihrer Heftigkeit nach dem Trunke, und wegen der viel schändlichern Raubsucht, welche sie auch mit kaltem Blute zu morden antreibt. Aber wie ist es möglich, daß eine so thätige Regierung, wie die sardinische, nicht kräftige Maaßregeln gegen

solche Gräuel zu ergreifen weiß? Wie zeigt sich hier der verschiedne Nationalcharakter! Unter derselben Regierung ist man in den savoyischen Gebürgen vollkommen sicher, und auf der Ebne von Piemont, in der Nachbarschaft der Hauptstadt, wird bei einem Wirthshause auf der großen Landstraße gemordet.

Vor zehn Uhr des Vormittags kamen wir hier an. Lebe wohl!

Ein und dreißigster Brief.

Turin, den 27sten October 1791.

Turin, eine der schönsten, ist auch eine der ältesten Städte von Europa. Die Fabel leitet ihren Ursprung von einem gewissen Phetontes, Bruder des ägyptischen Gottes Osiris her, welcher anderthalb tausend Jahre vor Christi Geburt soll gelebt und diese Stadt gegründet haben. Nach seinem Sohne Eridanus nennet sie den großen Strom dieses Namens, den die Römer später Padus nannten, den heutigen Po. Der Name Turin soll nach eben dieser Fabel dem ägyptischen Gotte Apis zur Ehre, dessen vom Volke angebetetes Symbol ein Stier war, der Stadt seyn gegeben worden. Gleich als ob die alten Aegypter Griechisch gesprochen hätten! Natürlicher wäre es, dieser Stadt einen griechischen Ursprung zu geben und ihren alten Namen Taurasia vom Zusammenfluß der Dora mit dem Po, oder von den Wellen des letzteren herzuleiten. Denn die Alten verglichen oft die Ströme, welche sich in zwei Arme theilen, oft aber auch die hohen Wogen eines Stroms, mit Stierhörnern.

Merkwürdiger sind die Nachrichten der Geschichte, welche uns lehret, daß diese Stadt unter dem Namen Taurasia, die Hauptstadt Liguriens war, und die erste, welche Hannibal, nachdem er die Alpen erstiegen, eroberte. Der Ruhm dieses großen Mannes wirft mehr Glanz selbst auf Völker, die er überwand, als die Fabel ihnen zu geben vermag.

Einige Jahrhunderte später, zu den Zeiten der Cäsarn, sandten die Römer eine Colonie hieher und gaben ihr den Namen Augusta Taurinorum.

Die Lage von Turin ist außerordentlich schön. Sie hat, wie schon mehrere Reisende bemerkten, Aehnlichkeit mit Dresdens Lage.

Der schöne Po krümmt sich um die eine Seite der Stadt, welche von Hügeln und Bergen umgeben ist, die das Auge mit mannigfaltigen Aussichten auf Weinberge, Haine, Lusthäuser und Gärten ergötzen. Ueber nahe Hügel und Berge ragt die schneebedeckte Kette der Alpen in furchtbarer Schönheit hervor, und unter diesen Riesen erheben der Viso und der Rochemelon ihre strahlenden Häupter. Dieser schönen Aussicht genießet man am Besten auf dem Wall, nur Schade, daß dieser Spaziergang durch den verschloßnen königlichen Schloßgarten unterbrochen wird.

Man erstaunt, den Viso, aus welchem der Po entspringt, so nahe, und zugleich den schon so mächtigen Po zu sehen. Mich verlangt darnach, diesen

Strom am adriatischen Meer als Mann zu sehen, da seine Jugend so viel verheißet.

Unmittelbar vor dem Thore, welches nach dem Po seinen Namen hat, liegt eine Brücke über diesen Fluß, welche aber weder der Schönheit der Stadt noch der Würde des Stromes entspricht. Die Postraße, welche zu diesem Thore führet, ist sehr schön. Die Stadt ist überhaupt nach einem edeln Plan angelegt, die Straßen sind schnurgrade, die Thore in gutem Styl, die Häuser mit Geschmack gebauet. Nach Maaßgabe ihrer Höhe sind die Straßen, die Postraße und die neue Straße ausgenommen, nicht breit genug. Die Postraße hat zu beiden Seiten überaus schöne, hohe Hallen unter den Häusern. Das Schloß verspricht nicht viel von außen, die Gemächer sind aber prächtig. Gleich bei'm Eingange steht in einer Nische die Bildsäule von Victor Amadeus des Ersten zu Pferde. Das Pferd ist von Marmor, der Herzog von Erz. Seine Gestalt ist edel, das Roß aber ist nicht schön.

In der Bildergallerie erwartete ich weniger Gemälde von der flanderschen, desto mehr von der italienischen Schule. Nur von einigen, welche vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, will ich dir etwas sagen.

Die Maria Magdalena von Rubens, dessen ausdrucksvollen, von der Wahrheit belebten Pinsel man nicht leicht verkennen kann, ist vortrefflich. Die gen

Himmel gerichtete Stellung des Hauptes, die nachlässig herunter fallenden Locken, der Jammer der aufwärts schauenden verweinten Augen und des halb geöffneten Mundes, bezeichnen die Inbrunst ihrer Reue mit Zügen, welche, je länger man sie anschaut, desto lebendiger werden. Mehr Wahrheit würde selbst Rafael einer Magdalena nicht gegeben haben; aber er hätte uns eine schönere Magdalena gezeigt.

Der verlorne Sohn von Guercino, welcher seinem Vater zu Füßen fällt, ist mit tiefer Empfindung gemalt.

Eine kranke Frau von Gerhard Dow ist mit dem vollendeten Fleiße gemalt und mit dem Leben des Ausdrucks, welche dieser große Künstler wunderbar mit einander vereinigte. Sie sitzt zurück gebogen auf einem Lehnstuhl. Mit bedenklicher Miene steht hinter ihr der Arzt und hält ein Uringlas gegen das Tageslicht. Eine Tochter kniet zu ihren Füßen und greift zärtlich nach der mütterlichen Hand. Mit kindlicher Liebe und Sorgsamkeit hält die andere Tochter der Mutter einen Löffel mit Arznei vor den blassen Mund. Die Mutter sieht ihr mit sanfter, inniger Rührung in's Gesicht. Der Tochter ein Wort des Dankes zu sagen, scheinen sich die Lippen, früher als dem Arzneilöffel, öffnen zu wollen.

Die Verkündigung Mariä, von Albani, ein kleines Stück, scheint mir vortrefflich.

Karl der Erste von einem Schüler van Dyk's, und die drei Kinder dieses Königes von van Dyk sind mit lebenähnlicher Täuschung gemalt.

Ein Hieronymus in Todesbetrachtung mit einem Todtenkopf in der Hand, von Guido Reni, ist wunderschön.

Unter diesem Stück sieht man Rubens und seine Frau, von Rubens selber gemalt. Wie gerne sieht man das Bild des Mannes, dem man so viel verdankt; desto lieber, da Freudigkeit, Kraft und Bonhomie jeden Zug seines Gesichts beseelen.

Von Claude Lorrain sind zwei Landschaften, die das sanfte, wahre Leben der Natur haben, mit welchem dieser große Maler jede Art von Bäumen, die Stunden des Tages und der Jahrszeit charakteristisch zu bezeichnen wußte. Er empfand so fein in der Wahl schöner Gegenstände, als er wahr ist in der Darstellung.

Leben und Kühnheit des Salvator Rosa erkennet man im Einsiedler, der in einem hohlen Baum sitzet. Eine nicht vollendete Lucretia von Guido Reni ist sehr schön; aber wie kann sie, da sie eben den Dolch aus der Wunde gezogen, aufgerichtet sitzen?

Ein jovialischer Trinker von Gerhard Dow, welcher das leere Glas umgekehrt im Triumph hält, ist vortrefflich.

Von Wovermann sind schöne Gemälde hier, unter andern ein Pferdemarkt. Ein braun gefleckter

Tiegerschimmel, welcher etwas scheu, gegen die führende Hand ansträubend, wild um sich schaut, ist vom Kopf bis zum Huf mit harmonischem Leben dargestellt.

Große, schöne Gemälde stellen die Siege der kriegerischen Herzoge und Könige des Hauses Savoyen über die Franzosen vor.

Verschiedne Landschaften von italienischen Gegenden und von den Ufern des Rheins sind auch sehr schön.

Zwischen dem Schloß und der Hauptkirche steht die Kapelle des heiligen Schweißtuchs, in dessen Besitz die Stadt zu seyn vermeinet. Sie ist ganz von schwarzem Marmor, die Knäufe der Säulen und die silbernen großen Leuchter, welche allein dem Gebäude Licht geben, sind vergoldet. Heiliges Grauen ergreifet einen bei'm Eingange. Das vermeinte ächte Schweißtuch wird bei'm Antritt der Regierung eines Königes, bei seiner oder des Kronprinzen Vermählung und auf die Bitte großer Herren, welche nach Turin kommen, öffentlich ausgesetzt. Hier ward uns auch eine Monstranz von ungeheurem Werth an Juweelen gezeigt, sie soll die kostbarste von Italien seyn und ist mit Geschmack gefaßt. Sowohl mit dem Schloß als der Hauptkirche hängt diese Kapelle zusammen. Mit dem Schlosse hängt auch das große Theater zusammen, welches eins der schönsten von Italien seyn soll. In diesem wird nur zur Zeit des Carnavals gespielt, ich

habe es also nicht zu seinem Vortheil und nur bei'm Schein einer Fackel gesehen. Dennoch ergötzte mich der Anblick durch den edeln Styl, in welchem es gebauet ist. Man wirft ihm aber vor, daß es nicht akustisch eingerichtet sei und daß man nur aus einer Loge die Spieler gut hören könne. Das Theater des Prinzen von Carignan ist schön ohne Pracht. In diesem wird die Opera buffa im Sommer gegeben. Es ist noch ein drittes Theater hier und an einem vierten wird gebauet.

Weit schöner als das Schloß nimmt sich dicht dabei der sogenannte Pallast des Herzogs von Savoyen aus mit seiner edlen Façade von korinthischen Säulen. Nach diesem scheint mir des Prinzen von Carignan Pallast der ansehnlichste.

Das Zeughaus, an dessen Vergrößerung noch gebauet wird, ist ein schönes, ungeheures großes Gebäude, welches fünf Höfe einschließet. Die Säle ruhen, gleich gothischen Kirchen, auf großen Säulen. Um jede dieser Säulen sind tausend Musketen in zierlicher Ordnung aufgestellet. Dazwischen stehen Pyramiden, um welche mit großer Eleganz die Pistolen für die Reiterei gereihet sind. Zwischen den Sälen ist ein großer runder Saal; dessen Wände und Säulen prangen mit Trophäen von alten Rüstungen in kriegerischer Pracht. Vor den Thüren dieses Saals stehen wie lebendig alte Krieger, die von der Scheitel bis zur Ferse gewaffnet sind.

Das Zeughaus enthält Waffen für hundert und zwanzig tausend Mann. Der Gebrauch der cylindrischen Ladstöcke ist noch nicht eingeführt; doch sind sie alle von Eisen.

In einem Nebenzimmer verwahrt man eine ziemliche Anzahl kleiner, leichter Gewehre, welche nach ihrer sich gegen das äußerste Ende erweiternden Oeffnung Tromboni (Posaunen) genannt werden. Der König hat den Gebrauch dieser fürchterlichen, leicht mit sich zu führenden, und daher für Banditen äußerst bequemen Waffen verboten und alle, die im Lande waren, aufgekauft. Sie können mit vielen Kugeln oder mit Kartätschen geladen werden und schreckliche Verwüstung anrichten.

Mit dem Zeughause ist eine Kanonengießerei und ein chymisches Laboratorium verbunden. Das Ganze steht unter der Aufsicht des gelehrten Grafen von Saluzzo, welcher so vielen Antheil hat an der verbesserten Einrichtung der Akademie. Dieser Mann, welcher Kenntnisse eines großen Gelehrten mit kriegerischem Verdienste, feinen Sitten und altritterlicher Freiheit im Wesen verbindet, stammet von den alten Marchesen von Saluzzo, deren Land, als im sechszehnten Jahrhundert zwei Brüder darum stritten, von dem einen an Frankreich überlassen, bald vom Herzog von Savoyen als Lehnsherrn wieder gefordert, und den Franzosen genommen, dann von Heinrich dem Vierten,

Könige von Frankreich, wieder erobert und im Jahr 1601 an Savoyen abgetreten ward.

Gleich den ersten Nachmittag fuhr ich mit meiner Frau nach dem Corso. So heißt ein schöner Spaziergang, wo in dieser Jahrszeit alle Nachmittage von fünf bis sechs der Adel hin und her fährt, vielleicht mehr, um sich und seine Equipagen auf dieser stummen Assemblee zu zeigen, als um der schönen Aussicht am Po zu genießen. Nicht sowohl der Natur als der Mode wird hier gehuldiget. Am Ufer des Po stehet dicht bei der Stadt das schöne königliche Schloß Valentin, welches der jetzige König dem Oberkammerherrn zu seiner Sommerwohnung eingeräumet hat. Der dazu gehörige Garten ist der Botanik gewidmet.

Mit dem Wasser eines aus der Dora geleiteten Canals, werden durch Schleusen alle Straßen gereiniget. Aus den Straßen fließt es durch Gossen in den Po. Die Stadt ist daher immer sauber. Unter den verschiednen großen Plätzen ist der Platz des heiligen Karls der größte und schönste. Schöne Gebäude umgeben ihn und geräumige Hallen auf beiden Seiten.

Heute brachten wir den Mittag bei'm Kriegsminister Marchese von Caranzana auf seinem Weinberge zu. Von diesem überschaut man das ganze eigentliche Piemont und einen Theil der Grafschaft Asti. Dicht vor sich sieht man auf einer niedrigern Höhe das königliche Schloß Montecalieri, vor welchem

sich zwei rauschende Bäche in den Po ergießen. Der Po schlängelt hier in anmuthigen Windungen, man übersieht einen großen Theil seines Laufs. Die Ebne lacht mit paradiesischer Fruchtbarkeit. Aecker, Weingärten, Wiesen und Triften wechseln mit einander ab; die vielen Maulbeerbäume, Obstbäume, fruchttragende Bäume und Pappeln geben der Ebne Schatten und das Ansehen eines Lusthaines. Damit die Fläche dein Auge nicht ermüde, ladet der Po dich ein seinem Laufe nachzusehen, bis er sich zwischen den fernen Pappeln verliert; und wo die Gegenstände dir zu entschwinden beginnen wollen, da erhebt sich hier die stolze Reihe der Alpen und dort eine Bergkette, welche die Apenninen mit jenen verbindet.

Hier war es, wo Hannibal dem ermüdeten Heere die schönste Ebne Europens zeigte, oder war es nicht hier, so hätte es hier seyn sollen. Ich habe dir, meine ich, schon gesagt, daß das Laub wegen des diesjährigen heißen Sommers in diesen Gegenden schon beinahe so falb sei, als es um diese Jahrszeit im nördlichen Deutschland, ja in Dännemark, zu seyn pflegt. Die Maulbeerbäume, welche frisches Laub getrieben haben, nachdem man ihnen das erste genommen, sind noch allein mit ganz grünen Blättern bedeckt. Die Blumen prangen noch mit jugendlichen Reitzen, und indem ich dir diese Zeilen schreibe, duften neben mir in einem Glase Nelken, Rosen, Gülden-Lack, Levkojen und doppelte Veilchen, welche der

Gärtner für meine Frau unter freiem Himmel pflückte. Die Trauben dieser Gegend sind vortrefflich und von großer Mannigfaltigkeit. Der gewöhnliche Wein des Landes schmeckt den Deutschen nicht, er ist ihnen zu herbe, zu dick oder von widerlicher Süße. Ich habe aber heute weißen und röthlichen vino amabile getrunken, welcher aus den Trauben des Marchese gepreßt worden. Beide waren sehr angenehm, besonders der röthliche, welcher, perlend wie der oeil de perdrix von Champagne, einen lieblichen Himbeergeschmack mit sanftem Feuer des Weines verband.

Die theils weißen, theils weiß und roth marmorirten Trüffeln, welche diesem Lande eigen sind, werden den schwarzen, welche ihnen nicht fehlen, von den Einwohnern noch weit vorgezogen.

Aus Piemont haben wir in Deutschland die Trüffelhunde zuerst bekommen.

Die Rinder dieses Landes sehen nicht so wild wie die schweizerischen, geben ihnen aber an Größe nichts nach. Sie sind fast alle hellbraun oder von falbem Gelb. Die wenigen Ausnahmen sind von der weißgrauen Farbe der polnischen Rinder. Zum Pflügen und zum Ziehen braucht sie der Landmann weit häufiger als die Pferde. Die Wagen sind niedrig und unten sehr stark; ich glaube, daß sie, wenn ihnen die Last keinen Ueberschwung giebt, fast nicht umwerfen können. Die rückwärts gebogne Deichsel, an deren obersten Krümmung die Ketten der lastziehenden Rin-

der befestigt sind, erhebt sich beinahe eine Elle hoch über ihre Hörner. Sie wird also durch die Anstrengung der Stiere hinuntergezogen, und diese laufen nicht, wie manchesmal bei uns die Pferde und Ochsen, Gefahr, durch die auf unebnen Wegen aufwärtsschnellende Deichsel verletzet zu werden. Die Rinder ziehen allein mit dem Joch, welches ihnen auf dem Halse liegt, und haben keine Seitenstränge.

Hier sind die Bauern, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Eigenthümer, aber alle sind frei.

Folgendes ist das Verhältniß in Piemont zwischen den Gutsherren und den Bauern. Jenen gehört der Grund und das Haus. Die ganze Hofstelle, wie wir sagen würden, wird dem Bauern auf drei Jahr verpachtet; die Pachtung wird oft verlängert, aber darf nie auf längere Zeit gemacht werden. Für den Genuß einer solchen Hofstelle, welche casino heißt, giebt der Bauer vom Ertrag der Aecker, des Weins, der rohen Seide, die Hälfte. Doch behält er den ganzen Genuß eines kleinen ihm angewiesenen Theils vom Weinberg und von einer Anzahl von Maulbeerbäumen. Für das Heu giebt er etwas an Geld. Dieses darf er nicht verkaufen, so wenig wie das Stroh, damit er jenes an seinem Vieh verfüttere, dieses zur Streu brauche, das Vieh in gutem Stande, der Acker wohl gedünget sei. Wird ihm in der Städte Nachbarschaft der Verkauf einer Anzahl Fuder von beiden verstattet, so geschieht es unter der Bedingung, daß er Mist

aus der Stadt zurück führe. Die Bauern gewinnen viel Geld durch den Handel mit dem Rindvieh. Im Herbst kaufen sie junge Ochsen in der Schweiz, wo sie dann, wegen Mangel des Heues, wohlfeil sind. Nach vollbrachter Feldarbeit werden die Ochsen auf der Weide so fett, daß sie solche mit Vortheil verkaufen. Auch verkaufen sie die Kälber sehr theuer, besonders an die Einwohner der genuesischen Küste. Mit einigem Unterschiede findet man im Grunde dieselbige Einrichtung in den andern Staaten Italiens. Sie scheint mir viel Gutes zu haben, nur wünschte ich, daß nach dem Beispiel Englands die Pachten auf längere Zeit geschlossen würden. Beschwerden der Erben, welche meinten, das casino sei zu wohlfeil verpachtet worden, haben zu diesen kurzen Zeitpachten Anlaß gegeben.

Zwei und dreißigster Brief.

Turin, den 30sten October 1791.

Zu den schönsten Orten Italiens, also Europens, gehört gewiß die Höhe, auf welcher, zwei kleine Stunden von Turin, die Kirche la Superga gebauet worden. Diese Höhe beherrschet die ganze Ebne von Piemont, bis dahin wo Alpen und Apenninen ihr Gränzen setzen.

Die Kirche, welche auf dem Berge steht, ward im Jahre 1706, als die Franzosen Turin belagerten, vom Könige Victor Amadeus dem Zweiten der heiligen Jungfrau gelobet, wofern es ihm gelingen würde die Stadt zu entsetzen. Es gelang ihm mit Hülfe des großen Eugenius, welcher kaiserliche, und des Fürsten von Anhalt, welcher preußische Völker anführte.

Mit der Kirche hanget das große Gebäude zusammen, in welchem nur zwölf Domherren wohnen, die aus der gelobten Stiftung unterhalten werden. Das Ganze hat ein auffallendes Ansehen von Pracht und von Größe. Die hohe Kirche ist mit einer runden Kuppel gedeckt, zu deren beiden Seiten zwei kleinere Thürme sich erheben. Vor dem Eingang ist ein herrlicher bedeckter Säulengang. Die Kirche hat

inwendig die Gestalt eines griechischen Kreuzes, das heißt, eines Kreuzes, welches nicht länger als breit ist. Die Gemählde schienen mir lange nicht so schön, als die drei bas reliefs über den Altären. Das größte über dem Hauptaltar, stellt den Entsatz von Turin vor. Die heilige Jungfrau schwebt mit dem Kinde Jesus über dem Heere, welches von Victor Amadeus und Eugen angeführet wird.

Die Schönheit der nicht gehäuften Verzierungen, die Säle von weißem Marmor von Carara, und von rothem von Piemont, die Höhe der Kuppel, alles das zusammen macht eine große Wirkung. Ob, wie man behauptet hat, einige Fehler gegen die Baukunst begangen worden, vermag ich nicht zu entscheiden; aber ein hoher Grad von Schönheit schließt nicht Fehler aus, und dieser ist gewiß bei einem Gebäude erreichet worden, dessen Anblick das Gemüth des Hineintretenden auf eine große und wohlthätige Art einnimmt. Ueber dem innern Eingang der Kirche steht folgende Inschrift:

Virgini genetrici Victor Amadeus Sardiniae Rex bello Gallico vovit, pulsis hostibus exstruxit dedicavitque.

(Der gebärenden Jungfrau im französischen Kriege von Victor Amadeus, Sardiniens Könige, gelobet; nachdem die Feinde vertrieben worden, erbauet und gewidmet.)

Unter der Kirche ist die Begräbnißgruft der Könige. Die Särge sind schön, mit edlen Verzierungen. Son=

derbar ist der Gebrauch, nach welchem allezeit der letztverstorbene König in eine besondre Gruft gelegt wird, also dem folgenden wieder weichen muß. Dieser König scheint den Uebelstand dieser Sitte gefühlt zu haben. Er hat seinem Vater, welcher noch die dem Letztverstorbenen gewidmete Gruft einnimmt, einen schönen Sarg machen lassen, dessen Inschrift mit den Worten anfängt:

Sempiternae memoriae et quieti. —

(Ewigem Andenken und ewiger Ruhe gewidmet.)

Die Domherren haben eine treffliche Bibliothek, welche vorzüglich reich an Kirchenvätern, auch mit klassischen Schriftstellern und Werken der Neuern gut versehen ist. Wir begnügten uns nicht die große Aussicht von der Terrasse zu sehen, sondern stiegen den schmalen Windelgang hinauf, bis an die enge Oeffnung der höchsten Kuppel, wo wir mit Einem Blicke einen der größten Schauplätze der Natur, Piemonts Ebne, die Windungen des Po, den ganzen schimmernden Kreis der Alpen mit strahlendem Schnee bedeckt, und eine Kette der Apenninen übersahen. Kein Wölkchen trübte den Horizont. Diese blendende Klarheit der Schneegebürge nahm uns den Blick auf die Kuppel von Mailand, welche man von hieraus zuweilen sehen kann; aber wir sahen schönere und größere Gegenstände rund um uns her. Der Lage nach zu urtheilen, glaubten wir in der großen Alpenreihe den Montblanc zu erkennen, unser Führer wußte uns dar-

über keine Auskunft zu geben. Daß man diese Schneegebürge hier nicht als entfernte Gränze des Horizonts sehe, sondern daß sie als Hauptgegenstand in furchtbar blendender Nähe einen großen Theil des Horizonts einnehmen, bedarf ich dir nicht zu sagen. Unter uns lag Turin, dann Rivoli, viele Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser, wie auf einer Landcharte. Alles was Menschenhand hervorbringt, scheint von oben her nur vorgestellt zu seyn, nur die Natur steht in ewig jungem Leben da. In ihrer Kraft thürmten sich Gottes Mauern, die Alpen; in seiner Schöne wand sich zwischen lachenden Gefilden der Po.

La Veneria ist das größte Lustschloß des Königes. Es liegt etwa anderthalb Stunden von der Stadt. Hier bringt die königliche Familie alle Frühjahre funfzig Tage zu. Die Kirche ist schön. Im Schloß sind schöne Zimmer, der Garten ist sehr groß, aber ganz im französischen Geschmack, und vermuthlich von le Notre, welcher in Turin gewesen, angelegt. Die Orangerie ist ein edles Gebäude, in dieser Woche waren die Pomeranzenbäume erst wieder hinein gebracht worden. Gleichwohl haben wir kalte Herbsttage gehabt, und der Reaumürsche Thermometer soll in Frühstunden mehrmalen nur fünf Grad über dem Eispunkt gestanden haben, und heute früh um sieben Uhr nur zwei Grad.

Der Graf Morozzo hat uns das Gebäude der Akademie, deren Director er ist, und das hohe Obser-

vatorium gezeigt. Von diesem übersieht man, nächst der ganzen Stadt, welche zu Füßen liegt, die Gegend weit umher. Mit frohem Staunen ließen wir uns vom Grafen, der sehr bekannt mit der Gegend ist, die ganze ungeheure Alpenkette zeigen, welche an den Gränzen von der Provence und dem Dauphine anfängt, dann in verschiedenen Richtungen Savoyen von Piemont und von Wallis theilt, sich unter Graubünden wegzieht, und Tirol von Italien trennet. Der Graf Morozzo zeigte uns auch das Modell eines kleinen Thurmes, welcher auf das Gebäude der Akademie soll gebauet werden. Das convexe, oben ganz spitze Dach soll so eingerichtet werden, daß es sich durch Hülfe einer leicht zu regierenden Maschine rund umher wird können drehen lassen. Man wird alsdann, ohne Verrückung der Sehinstrumente, durch wenige Oeffnungen des Daches, den ganzen Himmel mustern können.

Heute Vormittag bin ich dem Könige und dem ganzen königlichen Hause in Montecalieri vorgestellet worden. Der König, ein Greis von fünf und sechzig Jahren, hat ein frisches Alter. Er wird von allen Unterthanen verehrt und geliebt. Diese Gesinnungen verdient er durch einen edeln Charakter und durch Treue in Verwaltung der Regierungsgeschäfte. Der Prinz von Piemont (Kronprinz), scheint ein feuriger Mann zu seyn, dem schon itzt die Angelegenheiten des Landes am Herzen liegen.

Die Höflichkeit, mit welcher der Adel dieses Landes Fremde aufnimmt, ist auch dem königlichen Hause eigen.

Heinrich der Vierte schätzte sich's zur Ehre, der erste Edelmann seines Landes zu seyn, und Frankreich befand sich wohl unter der Regierung des ritterlichen Helden, der ein väterlicher König war, oder vielmehr, der dem Traume, Vater eines Volks seyn zu können, so viel Wirklichkeit gab, als vielleicht je ein König zu thun zugleich so willig und so fähig war.

Das Museum der Universität enthält viele Merkwürdigkeiten. In der schätzbaren Sammlung von Antiken ist ein schlafender Amor von weißem Marmor, in kindlicher Lebensgröße, außerordentlich schön. Er liegt mit nachlässig hangenden Flügeln auf einer Löwenhaut, und das linke Bein unter sich geschlagen. Sanftes Leben des Schlafes athmet aus der ganzen Gestalt des schönen Knaben.

Zwei ägyptische sitzende Figuren, deren eine die Göttinn Aeluros mit dem Katzengesicht, die andre wahrscheinlich einen Priester vorstellt, scheinen aus dem höchsten ägyptischen Alterthum zu seyn.

Die Tafel der Isis ist die merkwürdigste Seltenheit. Sie ist von schwarzem Marmor, mit vielen ägyptischen incrustirten Figuren und Hieroglyphen von Silber. Sie ist gefunden worden in Rom, an der Stelle, wo ehmals ein Isistempel gestanden. Der ägyptische Götzendienst, welcher mehr als einmal, so

sehr auch der Senat dagegen eiferte, sich in Rom einschlich, ward zu der Cäsarn Zeiten öffentlich geduldet, ja begünstiget. Der gelehrte Cardinal Petrus Bembo hatte diese Tafel besessen, nach ihm die Herzoge von Mantua. Als Mantua im Jahre 1630 von den Oestreichern erobert und geplündert ward, bekam sie der Cardinal Para und schenkte sie dem Herzoge von Savoyen. Durch die Raubsucht der Soldaten, welche einige von den eingelegten Figuren, des Silbers wegen, herausgebrochen, hat sie etwas gelitten.

Unzufrieden mit den Abbildungen, welche bisher von ihr gemacht worden, läßt man sie jetzt in Kupfer stechen.

Ich sah schöne musivische Arbeiten, welch ein Sardinien gefunden worden. Da sie durch die Länge der Zeit gelitten, so hat man die meisten schon erneuet. Die Art dieses zu thun, ist nicht weniger sinnreich als diejenige, auf welche man ein Gemälde von der modernden Leinwand auf neue zu bringen weiß. Man breitet Leinwand, welche mit Pech eingetränket worden, auf die Tafel; dann schlägt man von der andern Seite den Kütt los, welcher die Steinchen zusammen hält, und drückt sie mit der Leinwand in eine dazu bereitete weiche, sich verhärtende Masse ein. Die Leinwand wird abgezogen, und in verjüngter Schönheit steht die Arbeit wieder da. Man ist jetzt mit der Erneuerung eines Orpheus, der auf der Leyer spielt, beschäftigt. Verschiedne wilde Thiere, welche vermuthlich

zum Orpheus gehörten, da uns die Fabel erzählt, daß er durch sein Saitenspiel die Ungeheuer des Waldes besänftiget habe, waren schon wieder ganz hergestellt.

Das Münzkabinet enthält schöne Münzen aus dem Alterthum. Die Bibliothek der Universität besteht aus fünf und funfzig tausend Bänden und hat über zweitausend Manuscripte. Unter den letztern ist ein Plinius aus dem funfzehnten und ein Dante aus dem vierzehnten Jahrhundert vorzüglich schön. Der Plinius ist mit saubern Bildern, welche dem Inhalt angemessen sind, geschmückt.

Unter den gedruckten Büchern ist eine Bibel von elf Bänden in Folio, in vier Sprachen, in der hebräischen, chaldäischen, griechischen und lateinischen. Philipp der Zweite, König von Spanien, hat sie einem Herzog von Savoyen geschenkt. Ich glaube nicht je einen so schönen Druck gesehen zu haben.

Verschiedne Merkwürdigkeiten in und um Turin habe ich nicht besuchen können. Nicht nur der Hungerharke einer gewissen Art von Reisenden, welche aus dem Reisen ein Gewerbe machen, sondern auch dem vernünftigen Nachleser habe ich manches zurück gelassen. Ich habe weder das Landschloß Stupinigi, welches sehr gelobt wird, noch den Weinberg der Königinn gesehen. In der Stadt nur einige Kirchen, und diese nur flüchtig.

Die Stadt ist sehr volkreich. Es wimmelt selbst jetzt auf den Straßen, da doch der Hof, der Adel

größter Theil, und der Ferien wegen viele Geschäftsmänner und Studenten, deren Zahl sich auf dreitausend beläuft, abwesend sind.

Im Winter wird die Bevölkerung der Stadt auf beinahe hunderttausend Menschen geschätzt.

Die hohen Hallen, welche die Poststraße und verschiedne andre schöne Straßen zieren, sind mit Kramladen angefüllt. Die Zahl der Krämer und Handwerker, welche ihre Schilde aushängen, ist außerordentlich groß. Auf den großen Plätzen der Stadt versammelt sich das Volk häufig, um Künste der Taschenspieler zu sehen, oder einem Marktschreier zuzuhören, der mit einem Affen auf einem hohen Gerüste steht. An den Affen, welcher die Rolle eines Kranken spielt, wendet er sich bei Anpreisung seiner Mittel, äffet aber eigentlich das Volk, dem er sie auf diese Art anschwatzt.

Nicht sowohl des Marktschreiers possierliche Würde, welche zu seinem Amte gehöret, fiel mir auf, als der stille Ernst des ihn angaffenden Volks. Ich glaube dennoch, nicht sowohl, daß sie ihn für einen großen Wundermann halten, sondern vielmehr, daß sie ihn als einen Virtuosen von besondrer Art ansehen. Alles was auf irgend eine, auch entfernte Art mit dem Schauspiel verwandt ist, wird von den Italienern als eine sehr wichtige Angelegenheit behandelt. Was, wo ich nicht irre, Cicero von den Griechen seiner Zeit sagte, fiel mir schon mehr als einmal bei diesem Volke ein: Natio comœda est.

Drei und dreißigster Brief.

Genua, den 3ten November 1791.

Am 31sten October fuhren wir den Nachmittag bis Villa Nova, durch anmuthige Gefilde der fruchtbaren lombardischen Ebne. Den folgenden Tag waren wir den Mittag in Asti, einer sehr alten, aber zum Theil wohlgebauten Stadt, welche zu der Römer Zeiten Asta Pompeja hieß. Den Abend blieben wir in Felizzano. Zwischen diesem kleinen Ort und Alessandria hatten wir am folgenden Vormittag böse Wege. Verschiedne Flüsse und besonders der Tanaro, welcher Asti und Alessandria vorbeifließt, hatten, angeschwollen durch Regengüsse, die Wege verderbt und Brücken weggeschwemmt. Alessandria ist eine ziemlich ansehnliche Stadt. Sie liegt im piemontesischen Mailand, welches durch den Turiner Vertrag im Jahre 1703 von Oesterreich an Savoyen abgetreten ward. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ward sie von den Bürgern von Mailand, Cremona und Placentia, als eine Schutzwehr gegen Kaiser Friedrich den Ersten erbauet. Du wirst dich erinnern, daß die Städte Italiens mehrentheils von der Partei der Guelfen waren und es mit den Päpsten hielten, deren Bannstrahl sie

gegen Deutschlands Kaiser, und insonderheit gegen das mächtige Haus der Hohenstaufen, nicht immer zu schützen vermochte. Nach Papst Alexander dem Dritten ward die neue Stadt im Jahr 1178 Alessandria genannt. Nicht, wie fälschlich behauptet wird, weil man Stroh statt des Holzes brenne, sondern weil die Gibellinen des Baues der aus Leim und Stroh gemachten Mauern spotteten, gaben sie ihr den Zunamen della paglia (von Stroh). Aber Friedrich mußte gleichwohl nach einer langen Belagerung wieder von ihr abziehen. Die innere lateinische Ueberschrift der Hauptkirche, welche dieser Begebenheit erwähnt, giebt dem Kaiser, statt des barbarischen Namens barbarossa, den eleganteren aenobarba, welcher zu der Römer Zeiten, dem Geschlecht der Domitier eigen war. Die Stadt führt einen ansehnlichen Handel, insonderheit mit Baumwolle, Seide und morgenländischen Waaren. Sie liegt zwischen dem Tanaro und dem Flusse Bormida in einer fruchtbaren Ebne, welche vorzüglich reich ist an Maulbeerbäumen. Es gereichet der Industrie des Landes Piemont eben nicht zur Ehre, daß es viele Seide verkauft und verarbeitete seidne Zeuge dagegen eintauscht. Die Felder und Wiesen sind in dieser Gegend von Wassergräben umgeben, welche, das Land tränkend, zugleich gegen Ueberschwemmungen schützen. Längs diesen Gräben sind Hecken gepflanzt, welche den Einwohnern Brennholz liefern. Die großen dunkelblauen Trauben des Landes sind vortrefflich. In

Alessandria liegt eine Besatzung von einem Regiment Reiterei und zwei Regimentern Fußvolk. Gestern Nachmittag fuhren wir von Alessandria noch Novi. Nahe vor uns sahen wir die apenninischen Berge, auf deren Gipfel Schnee lag. Dieses berühmte Gebürge schien uns wie eine Reihe von Hügeln gegen die erhabne weiße Alpenkette, welche wir zwar fern, aber in scheinbarer Nähe hinter uns strahlen sahen. Dicht vor Novi fängt das genuesische Gebiet an. Novi ist ein artiges Städtchen. Im Wirthshause fanden wir Reinlichkeit, welche wir in Savoyen und Piemont so sehr vermißt hatten. Heute fuhren wir früh aus, um noch vor Thorschluß Genua zu erreichen. Der Weg führt durch Thäler und über Höhen des Apennins, deren berühmteste la Bocchetta heißt. Da über diese Berge hier nur eine Straße geht, begegneten wir unzähligen beladnen Maulthieren und Eseln. Einige der Höhen sind felsig und rauh, die meisten aber mit ächten Kastanienbäumen bepflanzt. Wir hatten uns lange auf die Aussicht der Bocchetta, von deren Gipfel man das mittelländische Meer sehen kann, gefreuet, aber ein dicker Nebel beraubte uns dieses herrlichen Schauspiels. Als er sich zertheilte, waren wir schon in der niedern Gegend. Auffallend groß ist der Unterschied der Jahreszeit zwischen der nördlichen und südlichen Seite des Apennins; dort waren alle Blätter falb, hier grünten sie noch. Die Kastanienbäume haben einen schönen Wuchs, die Maulbeerbäume sind von einer ansehnlichen

Stärke, auch die Feigenbäume; und in Campomarone, wo wir Mittag hielten, sahen wir im Freien einen großen Lorbeerbaum.

Ein anhaltender starker Regen trübte uns die schöne Gegend zwischen Campomarone und Genua. Wir fuhren längs dem Strome Bisageo, welcher sich dicht bei dieser Stadt in's mittelländische Meer ergeußt. Dieser Weg soll ehemals sehr beschwerlich gewesen seyn, seit dem Jahre 1778 aber fährt man auf einer prächtigen Landstraße, an welcher drei Jahre lang, auf Unkosten des patricischen Geschlechts Cambiasi, zwischen fünf bis achthundert Menschen gearbeitet haben. Dem Adel verdanket diese Republik öffentliche Gebäude und Anstalten, welche jedem Könige Ehre machen würden. Nahe vor Genua sahen wir endlich dieses Meer, auf dessen Anblick wir uns lange gefreuet hatten. Lange fährt man schöne Landhäuser der Genueser vorbei, ehe man die Stadt erreicht. Sie ist als Theater, auf dem sich landeinwärts erhöhenden, sichelförmigen Gestade gebauet. Der Regen und die Abenddämmerung verhüllten uns einen Anblick, der selbst in dieser Hülle noch sehr groß und schön war.

Vier und dreißigster Brief.

Genua, den 4ten November 1791.

Diese Stadt ist von einem hohen Alterthum und ihr Ursprung ungewiß. Wenn einige der Alten sie die Hauptstadt von Ligurien nennen, so nehmen sie wohl den Namen in seiner eingeschränkten Bedeutung, nach welcher er das jetzige Gebiet von Genua bezeichnet. Denn in den älteren Zeiten begriff der ligurische Name den ganzen Strich Landes, welcher vom Rhone bis zum Arno liegt. So glaube ich auch, daß alte Schriftsteller, welche Taurasia (Turin) die Hauptstadt von Ligurien nennen, unter diesem Namen den Theil des großen Liguriens meinten, welcher zwischen dem Po und den Apenninen liegt, das ist das heutige Piemont. Der griechische und römische Name dieser Stadt ist derselbige, welchen wir Deutsche ihr geben, Genua. Die Italiener nennen sie Genova. Einige aus dem barbarischen Zeitalter haben ihr den Namen Janua gegeben, um ihren Ursprung vom alten Janus herzuleiten, welcher anderthalb tausend Jahr vor Christi Geburt in Italien herrschte. Genua war früh mit den Römern verbündet, und ward daher im zweiten

punischen Kriege von Mago, Hannibal's Bruder, zerstört. Eine alte Inschrift beweiset, daß sie nachher eine römische Municipalstadt geworden. Als die Ostgothen das römische Reich überschwemmten, fiel diese Stadt unter ihre Botmäßigkeit, welcher Belisarius sie aber wieder entriß. Saracenen und Longobarden haben sie verwüstet. Karl der Große nahm sie den letztern, und gab ihr ihre vorige Freiheit. Sein Sohn Pipinus aber gab sie dem Franzosen Adhemar, und ernannte ihn zum Grafen. Im elften Jahrhundert schüttelten die Genueser das Joch der Grafen ab, und ernannten Consuls. Zu eben dieser Zeit ward die Stadt mit Mauern versehen und in sechs Quartiere vertheilt; jedem Quartier stand ein Tribun vor.

Uneinigkeit trennte bald die Bürger, sie wählten einen Fremden zum Podesta, wurden auch dieser Einrichtung müde, ernannten Statthalter, dann Dogen aus dem Adel und aus der Bürgerschaft.

Neue Unruhen bewegten sie dazu, sich Karl dem Sechsten, König von Frankreich zu übergeben. Im Jahr 1409 warfen sie diese selbst angelegte Kette von sich, ermordeten die französische Besatzung und unterwarfen sich den Marchesen von Montferrat. Vier Jahre nachher behaupteten sie wieder ihre Freiheit, und erwählten abermals einen Dogen; bald darauf wurden sie dem Herzoge von Mailand dienstbar, und machten im Jahr 1436 sich wieder frei. Im Jahr 1458 unterwarfen sie sich noch einmal den Franzosen;

drei Jahre nachher stellte das Volk die Freiheit und die Regierung der Dogen wieder her. Dem Könige Ludewig den Elften boten sie sich wieder an; dieser antwortete, daß er, wofern Genua sein wäre, es allen Teufeln übergeben würde.

Nach dieser Zeit ward die Stadt zerrissen von innern Unruhen, von den Partheien der Guelfen und Gibellinen, vom Wetteifer der Häuser Adorno und Fregoso. Deutschlands Kaiser, die Könige von Frankreich und die Herzoge von Mailand beherrschten sie abwechselnd. Sie war dem Untergang nahe, als der Seeheld Andrea Doria, einer der größten Männer, welche Italien hervorgebracht, sie den Franzosen aus den Händen riß und ihre Freiheit wieder herstellte. Es hing von ihm ab, Beherrscher seines Vaterlandes zu werden, aber er schlug die Herrschaft edelmüthig aus, und ward von den dankbaren Bürgern durch den großen Namen Vater des Vaterlandes mehr verherrlichet, als er durch die Herrschaft der Welt hätte werden können. Seitdem war Genua mehrentheils mit Spanien verbündet.

Im Jahr 1684 ward es von den Franzosen bombardirt, und erhielt den Frieden unter demüthigenden Bedingungen. Der Doge, welcher den Gesetzen nach nicht abwesend seyn darf, mußte mit vier Rathsherren nach Versailles reisen, um Verzeihung vom stolzen Ludwig dem Vierzehnten zu erflehen. Als ihm die neue Anlage dieses prächtigen Schlosses gezeigt ward,

fragte man ihn, was er am meisten seiner Bewunderung werth hielte. "Daß der Doge von Genua hier ist", antwortete er mit bitterm Lächeln.

Die Verfassung dieses Freistaats ist aristokratisch, oder vielmehr oligarchisch. Die Regierung ist in den Händen des Adels, welcher in alten und neuen Adel eingetheilt wird. Jener bestand anfänglich aus acht und zwanzig Geschlechten, welche Doria im Jahr 1528 von den andern absonderte. Doch gehet selbst der alte Adel nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Nachher sind andre adliche Geschlechte dem alten Adel zugerechnet worden. Der neue Adel besteht ungefähr aus fünfhundert Geschlechten. An seiner Spitze stehen die Giustiniani, welche doch eigentlich von älterm Adel sind.

Ehemals war der neue Adel von den obrigkeitlichen Würden ausgeschlossen. Jetzt genießt er mit den alten Geschlechten gleicher Rechte, wiewohl diese mehr Macht und Ansehen haben. Der Doge wird alle zwei Jahr erwählt. Abwechselnd muß er aus dem alten und neuen Adel ernannt werden. Er hat den Vorsitz und den Vortrag in allen Collegien. Nach Verlauf der zwei Jahre können acht Tage lang Klagen gegen ihn eingebracht werden. Fällt das Urtheil gegen ihn aus, so wird er vom Antheil an den Geschäften ausgeschlossen. Kein Doge kann früher als nach einem Zwischenraum von zehn Jahren wieder erwählt werden.

Die beiden höchsten Collegia sind das der Gubernatoren und das der Prokuratoren. Die zwölf Gubernatoren machen mit dem Doge die Signoria aus. Der Procuratoren sind acht, außer den gewesenen Dogen, welche diese Würde lebenslang behalten. Sonst werden Würden nur auf zwei Jahre gegeben.

Die Signoria berathschlaget sich über die geheimsten Staatssachen, muß aber die wichtigsten Geschäfte mit dem großen Rath beschließen. Die Zustimmung der Procuratoren ist auch nothwendig. Diese haben die Aufsicht der öffentlichen Einkünfte und des Schatzes. Zum großen Rath können gelangen alle Edelleute, welche zwei und zwanzig Jahr alt sind, drei Jahre Bürger gewesen, und in unbescholtenem Ruf stehen. Seine höchste Zahl ist auf vierhundert festgesetzt. Zwar wird der große Rath alle Jahr von neuem erwählt, man ernennet aber immer wieder dieselbigen. Dieser große Rath hat die gesetzgebende Gewalt. Aber der kleine, welcher aus den obern Collegien und zweihundert Rathsherren besteht, hat herrschenden Einfluß. Das Collegium der Supremi Sindicatori untersucht die Verwaltung des Dogen, der Gubernatori, Procuratori und andern Obrigkeiten, sobald diese ihre Würde niedergelegt haben. Drei Erhalter des Friedens, und zwei Erhalter der Gesetze werden auch alle zwei Jahr ernannt. Diese haben die Aufsicht über die Wahlen; jene schlichten Streitigkeiten, vorzüglich in Ehesachen. Unter verschiednen

Collegien, die ich übergehe, muß ich eines erwähnen, dessen Einrichtung allgemeine Nachahmung verdient. Seine Bestimmung ist die Rechte armer Gefangenen zu vertreten.

Einem Collegium von fünf auswärtigen Doctoren, welche nur zwei Jahr ihr Amt verwalten, ist die Rechtspflege anvertraut. Es heißt rota civile. Ob das Collegium der peinlichen Richter, rota criminale, auch aus Auswärtigen bestehe, ist mir unbekannt. Die Ursache, weswegen man zu jenem Auswärtige nimmt, ist ohne Zweifel, weil man ihnen, da sie keine Verbindungen im Lande haben, mehr Unpartheilichkeit zutraut. Aber man hätte bedenken sollen, daß Richter, welche nach zwei Jahren das Land mehrentheils verlassen, leichter bestochen werden. Ueberhaupt ist es keine gute Politik, so ängstliches Mißtrauen in seine Bürger zu setzen. Wir haben gewiß in Deutschland sehr viele Gerichtshöfe, auf welche nie ein Schatten des Vorwurfs der Partheilichkeit gefallen ist.

Die Bank des heiligen Georgius ist eine Art von Staat im Staate; sie hat eigne Gesetze, Magistratspersonen, Versammlungen. Die Inhaber ihrer Handlungsactien sind die Glieder dieses Staats. Sie hat anderthalbmal so viel Einkünfte als die Republik, deren Einnahme nicht auf eine Million Thaler geschätzet wird.

Im Jahre 1746 schoß diese Bank dem Vaterlande fünf Millionen Thaler vor. Im Jahre 1751 war sie fast ganz erschöpft. Der große Rath setzte aber eine Kopfschatzung auf zwanzig Jahre an, um ihr wieder aufzuhelfen.

Jährlich ernennt der Rath der Republik einen Procurator, und acht Protectoren, welche den Geschäften der Bank vorstehen.

Das Gebiet der Republik enthält neunzig deutsche Quadratmeilen, funfzehn Meilen auf einen Grad gerechnet, und seine Bevölkerung wird auf vierhundert tausend Menschen gerechnet. Das Land ist bergig und dürr, die Bewohner arbeitsam und hart. Dieses Zeugniß giebt ihnen schon Diodor von Sicilien. (Vol. I. p. 265-66. Edit. Wessel.) Ihre Staaten vermögen nicht sie zu nähren, sie ersetzen aber diesen Abgang reichlich durch den Weinbau und die Pflanzungen edles Obstes. Geschützt gegen den Nordwind durch die Apenninen, genießen sie eines sanften Himmels, welcher ihnen Früchte gewährt, die nicht in Toscana und nur in südlichen Provinzen des Kirchenstaats gedeihen. Citronen, Pomeranzen und Granatäpfel reifen auf Bäumen, welche im freien Lande stehen bleiben. An Feigen und Mandeln haben sie Ueberfluß, Maulbeerbäume und Oelbäume werden in großer Menge gezogen. Dennoch sind der Seidenmanufacturen in der Stadt so viel, daß ihnen die Seide des

Landes nicht genüget. Sie holen daher viele rohe Seide aus beiden Sicilien und aus Piemont. Das Oel, welches bei St. Remo gepreßt wird, hält man für das beste in ganz Europa.

Die Stadt verdient, wegen der Menge und Schönheit ihrer Palläste, den Zunamen die Prächtige (la superba). Die Straße Balbi und die neue Straße wären wohl die schönsten in der Welt, wenn sie nicht so schmal wären. Es fehlt an einem Standpuncte, um die hohen Palläste bequem anzusehen. Das Pflaster ist von Ziegeln und drei Reihen Fliesen, deren eine in der Mitte breit, die beiden längs den Häusern schmal sind. Die Straßen werden mit der äußersten Sorgfalt rein erhalten. Viele sind unglaublich eng, und da die Stadt sehr bewohnt ist, wird das Gedränge beschwerlich. Die Häuser haben fünf bis sechs Stockwerke, ja ich habe an einigen sieben und acht Stockwerke gezählt. Die großen Palläste, deren im französischen Büchlein Description des beautés de Génes 1781 außer dem Pallast des Dogen, drei und vierzig angezeigt und beschrieben worden, sind mehrentheils in edlem Styl gebauet, doch werden viele durch gemalte Säulen und andre Zierathen verunstaltet. Die Lage nach dem Meere zu ist gewiß eine der größten und schönsten in der Welt. In einem halben Monde erhebt sich vom sichelförmigen Ufer die Stadt auf den Hügeln des Gestades, dessen Felsen über ihr emporragen. Der Hafen ist von ungeheurer Größe,

rund und von einer hohen steinernen Mauer, auf welcher man gehen kann, umgeben.

Zwei Leuchtthürme stehen vor den beiden Seiten an der Oeffnung des Hafens, durch welche sich der Blick in's Meer verliert. Noch ein viel höherer Leuchtthurm ist auf einem kegelförmigen Felsen erbauet. Wo die Stadt aufhört, da fangen die Landhäuser der reichen Besitzer an.

Die hohen Gärten geben dem Auge Ruhe, wenn es, vom Anblick der wilden Wogen nicht sowohl ermüdet als geschreckt, nach sanftern Gegenständen sich zu sehnen beginnt. Aber es kehrt bald wieder zum Anblick der Wogen zurück, deren Reitz mir unwiderstehlich scheint. Wir standen heut auf der Mauer, welche wenigstens sechszehn Ellen hoch über die Fläche des Meeres sich erhebt. Die Luft war still, gleichwohl war das Meer bewegt; von fern sahen wir die schwellenden Wogen kommen, sie schlugen mit donnerndem Getöse an die Mauern an und sprützten so hoch auf, daß sie uns mehrmal mit gewölbter Aufschäumung bethaueten. *)

Man soll bei heiterm Himmel die Küste von Corsika sehen können.

*) Eine gewöhnliche Erscheinung des Scirocco, wie ich oft nachher in Sicilien bemerkt habe, daß bei diesem Winde das Meer in der größten Bewegung und die Luft still ist. Er wehet aus Südwesten.

Genua ist ein Freihafen, wird aber weniger von Fremden besucht als Livorno, theils weil der Hafen nicht ganz sicher ist, theils weil die Freiheit der Fremden nicht so groß ist, als in jener Stadt. Sie schränkt sich auf das Recht ein, daß jeder fremde Kaufmann ein Magazin haben kann, aus welchem und in welches er ein Jahr lang alle Waaren ohne Abgaben über's Meer führen darf. Verkauft er aber in der Stadt oder im Gebiet, so muß er starken Zoll erlegen.

Die Zahl der Einwohner von der Stadt wird auf achtzigtausend geschätzt. Die schönste Aussicht über den Hafen und in's Meer sieht man aus dem Garten des großen Pallastes der Doria, welcher dicht vor dem Thor an der östlichen Seite der Stadt liegt. In der Mitte des Gartens erhebt sich aus einem großen Springbrunnen die Bildsäule des Andreas Doria, als Neptun auf einem Muschelwagen stehend, welcher von drei Rossen gezogen wird. In der Rechten hält er den Dreizack mit herrschender Stellung und Miene, als spräche er das virgilische quos ego! Rund umher stehn in elendem Geschmack beschnittene Cypressen und Buchsbaumstauden, gleich unwerth der großen Gegend und des großen Mannes.

Auf der einen Seite steht eine schöne Allee von großen und dichten immer grünen Eichen (Stecheichen), deren Laub an Gestalt und dunkler Farbe den Lorbeerblättern, oder den glatten Blättern, welche wir

dann und wann zwischen den Stachlichten des Stechpalms finden, ähnlich ist. Die Frucht ist aber unsrer Eichel ganz gleich, nur etwas kleiner. Auf der andern Seite ist ein Pomeranzengarten, dessen Bäume im kalten Winter 1788 — 89 fast alle bis dicht an der Wurzel erfroren, aber seitdem so stark wieder getrieben haben und so voll von Früchten sind, daß man ihnen ihr Unglück kaum mehr ansehen kann. Einige süße Pomeranzenbäume, welche wenig gelitten haben, stehen von ansehnlicher Größe in natürlichem Wuchs und lieblicher Schönheit, reich geschmückt mit goldnen Aepfeln der Hesperiden da. Jetzt im November blühen Nelken und Rosen, welche den ganzen Winter nicht aufhören zu blühen. Man glaubt in die phäakischen Gärten des Alkinous, oder in die Insel der Kalypso versetzt zu seyn. Ich halte dafür, daß in Ansehung der Himmelsmilde ein größerer Unterschied zwischen Genua und Turin sei, als zwischen Turin und Frankfurt.

Du würdest dich wundern, zwischen Ritzen alter Gemäuer Feigensprößlinge und Lorbeern wachsen zu sehen. Der Obst- und Gemüsemarkt ist im November reichlich versehen. Unter andern bietet man Beeren feil, welche den Erdbeeren zum Täuschen ähnlich, nur etwas größer und von höherem Roth sind (arbutus unedo heißt die Pflanze), aber weder an Geschmack noch Duft der Erdbeere zu vergleichen. Der Thermometer stand heute auf zwölf Grad über dem Eispunkt. Selbst im harten Winter von 1788 — 89,

welcher auch hier Epoche machte, fiel er nicht tiefer als fünf Grad unter dem Eispunkt.

Unsre Zeit ist eingeschränkt, und es würde eines langen Aufenthalts erfordern, um alles Sehenswerthe in den Kirchen und Pallästen zu besuchen. Die Kirche des heiligen Karls ist in der Gestalt eines griechischen Kreuzes gebauet. Die Seitenkapelle, welche dem Hauptaltar zur Linken steht, ist von schwarzem Marmor. Ein großes ehernes Crucifix ist sehr schön. Rund umher stehen zwölf eherne Brustbilder. Diese ganze Kapelle ist die Arbeit des Algardi.

Die Kirche de l'Annunciata ist reich und prächtig. Das Schiff ruhet auf großen gekerbten Säulen von weißem Marmor, deren Höhlungen mit rothem und weißem Marmor incrustirt sind. Die Gemälde scheinen mir nicht vorzüglich schön. Ueber dem Eingange steht das Abendmahl, das Meisterstück von Giulio Cesare Procaccino. Es ist wirklich vortrefflich. Da aber die Kirche an sich nicht hell ist und der Tag sich schon zu neigen begann, erschien uns dieses Gemälde nicht zu seinem Vortheil. Das ganze Gewölbe ist bemalt. Die Kirche scheint mir zwei Fehler zu haben, deren vereinte Wirkung widrig ist. Sie ist bunt und dunkel.

Die Börse ist nicht so prächtig, als man sie in einer alten und reichen Handelsstadt vermuthen sollte, doch aber hell, geräumig und bequem. An der Seite stehen kleine Waaren in Kramladen feil.

Das Jesuitercollegium, welches nach Aufhebung des Ordens mit andern Lehrern versehen worden, steht in der Straße Balbi.

Ein Balbi schenkte diesen Pallast den Jesuiten im vorigen Jahrhundert. Die Säulen des Hofes, die Treppen, die hohen Gallerien, welche auf Säulen ruhen, die beiden großen Löwen von weißem Marmor, welche gleich an der untersten Treppe in die Augen fallen, sobald man durch die Säulenhallen des Eingangs tritt, sind von großer Wirkung. Man rühmt den großen Platz Aqua Verde. Ich finde ihn öde.

Als wir diesen Mittag zu Tische saßen, trat ein wohl angezogener Mensch in's Zimmer und warf einige kleine geheftete Büchlein auf den Tisch. Es waren Gedichte, die er gemacht hatte. Zugleich kündigte er sich als Improvisatore an, und bat mich, ihm einen Gegenstand zu bestimmen. Ich gab ihm den Fall des Phaeton. Kaum hatte ich es ausgesprochen, als er mit unglaublicher Schnelligkeit und mit Lebhaftigkeit der Geberden zu singen anfing. Es entging uns manches, weil wir der Aussprache des Italienischen noch nicht gewohnt, auch der Sprache nicht kundig genug sind, um den schnellen Wortstrom eines singenden Improvisatore immer folgen zu können. Doch verstand ich genug, um die Leichtigkeit der Verse, das Feuer der Darstellung und wahre Begeisterung zu bewundern. Ich gestehe dir, daß ich bisher für diese Art von genialischem Seiltanz eben

keine große Achtung hatte. Ich bin auch weit entfernt, diese Fertigkeit mit jener Begeisterung zu vergleichen, welche in Stunden der Weihe unwillkührlich den Dichter ergreift und mit Blitzen, die er nicht rufen kann, entflammet. Aber angeboren ist doch auch jene Fertigkeit und auf ein Volk eingeschränkt, dessen Lebhaftigkeit allgemein, dessen productive Kraft groß ist und auch in unsterblichen Werken jeder Art sich geäußert hat. *)

Ernst hatte heute die Freude, einen Riesen zu sehen. Es ist ein Deutscher aus der Gegend von Frankfurt am Main. Er ist mehr als zwei Köpfe über die gewöhnliche Menschengröße, aber, gleich andern Riesen, die ich gesehen, scheint er unbehülflich und schwach. Ich mußte lachen über einen Menschen, welcher, wiewohl der Riese ganz gewöhnliche Stiefeln anhatte und seine Arme und Hände in vollkommenem Ebenmaaße mit der ganzen Größe waren, dennoch auf den absurden Gedanken fiel, daß jener sich durch

*) Auch die Portugiesen haben Improvisatori. Den spanischen Schauspielern soll ein ähnliches Talent eigen seyn. Ihrer Dichter Schauspiele sind, wie man mich versichert, oft nur eine Art von Skizzen. Die Schauspieler fügen von dem Ihrigen hinzu, ohne vorhergegangene Abrede. Ihr Witz wetteifert mit dem Dichter, und zugleich sucht ein Spieler den andern an genialischen Einfällen zu übertreffen. Dasselbige Stück wird daher jedesmal mit neuen Veränderungen gespielt.

hohe Sohlen groß scheinen machte. Der Riese beschämte ihn, indem er einen Stiefel auszog. Ich schreibe dir diesen Zug, weil er mir charakteristisch für eine gewisse Art von anmaßendem Unglauben zu seyn scheint. Das Männchen dünkte sich weiser als wir andern zu seyn, weil es an der Größe eines Riesen zweifelte, der leibhaftig vor ihm da stand.

Fünf und dreißigster Brief.

Genua, den 7ten November 1791.

Es scheinet mir oft ein eitles Bemühen, mein Freund, aus dem Meere von Schönheiten jeder Art, vor denen ich flüchtig vorüber eile, mit flacher Schale der Oberfläche etwas für dich zu entschöpfen. Vom Sehenswerthen kann ein Reisender nur das wenigste sehen, weil dessen so viel in diesem Lande ist; die Gegenstände, welche er sieht, drängen sich

— velut unda supervenit undam

Hor.

und verwirren die Erinnerung. Und dann, wie schwer sich selber zu genügen, wenn man den Eindruck von Werken der Natur oder des Genius einem andern mittheilen will!

Vorgestern begannen wir mit dem Pallaste von Brignole, welcher auch der rothe Pallast genannt wird, um ihn von einem andern, der auch einem Brignole gehört und gerade gegenüber steht, zu unterscheiden. Nicht wegen seiner Pracht, sondern seiner Gemälde wegen, besuchten wir ihn. Doch ist seine Pracht zum Erstaunen groß, und dabei voll Geschmack.

Die berühmtesten Palläste unsrer Privatpersonen sind armselig gegen diese Palläste, und wenn ich den Rittersaal im Kopenhagener Schlosse, oder den ungeheuren neuen Pallast des Prinzen Potemkin in Petersburg ausnehme, so scheint mir alles, was ich in den Schlössern der Fürsten und Könige gesehen habe, nur Flitter gegen die Pracht der vornehmen Genueser.

Von den vielen Gemälden, die ich hier sowohl in Pallästen als in Kirchen sehe, werde ich nur einige, so wie ihr Bild mir am gegenwärtigsten geblieben, auszeichnen. Im Pallaste Brignole: Der Sonnengott auf seinem strahlenden Wagen mit den vier Jahrszeiten als kleine Genien, und mit Horen, welche Blumen streuen; von Dominico Piola. Die eine Hore ist von unaussprechlicher Lieblichkeit und Anmuth.

Ein großes Portrait eines Brignole auf einem weißen Rosse; gegenüber die Frau dieses Brignole; beide von van Dyck.

Christus, welcher die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel treibt; von Guercino. Heiliger Ernst und herrschende Würde sind vortreflich auf dem Antlitze Christi ausgedrückt. Eine Taubenkrämerinn schaut mit Erstaunen hin; ein Wechsler scheint unwillig, doch geschreckt, sich aufzumachen; Schrecken bezeichnet die Fliehenden.

Christus mit dem Zinsgroschen, von van Dyck. Ein erhabnes Gemälde. Das Antlitz Christi und seine Stellung sind im höchsten Grade schön und edel.

Der natürlichste und stärkste Ausdruck von betroffner Schalkheit charakterisirt die beiden Schriftgelehrten. Man tadle nicht den Anstrich des Komischen, den sie haben; betroffne Schalkheit, vereitelte Hinterlist erregen immer Lust zum Lächeln, so siegend auch der Unwille seyn mag. Christi Blick schaut tief in ihre zerrütteten Seelen hinein. Es ist ein herrliches Stück.

Eine schöne heilige Familie von Jul. Cäsar Procaccini.

Von diesen genannten Gemälden ist mir die Erinnerung deutlich geblieben. Im Pallaste mögen wohl hundert und funfzig Stück seyn, und sehr viele Meisterstücke darunter, deren Eindruck durch ihre Anzahl in mir geschwächt wird.

Die ehemalige Jesuiterkirche, jetzt Kirche des heiligen Ambrosius, ist von großer Pracht. Die ganze Kirche ist al Fresco bemalt, von Carloni.

Ueber dem Hauptaltar steht ein großes Gemälde von Rubens, die Beschneidung. Da er es in Antwerpen malte, und man ihm aus Irthum die Höhe, in welcher es hängen sollte, falsch bestimmt hatte, so hängt es nicht zu seinem Vortheil.

Schöner scheint mir ein Ignatius Lojola, welcher eine Besessene heilt, und todte Kinder erweckt. Die stille, sanfte Größe des Heiligen kontrastirt vortreflich mit der Wuth des besessenen Weibes, in deren Stellung, mit zurück geworfnem Halse und aufschwellender Kehle, fürchterlicher Ausdruck ist.

Mariä Himmelfahrt von Guido Reni ist von himmlischer Schönheit, und schien mir wenigstens so schön als die berühmte Himmelfahrt Mariä eben dieses Meisters in Düsseldorf. Hier ist sie schon hoch in den Wolken, Engel umschweben sie. Die Apostel sehen ihr mit staunender Liebe nach.

Der Pallast des Doge ist schön, aber verliert bei der Vergleichung mit vielen Pallästen hiesiger Privatpersonen. Man vermißt den Marmor bei den Säulen, die mit Tünche überzogen sind. Der ganze Bau scheint mir mehr Anspruch auf Größe, als Größe zu zeigen. Vor der Vortreppe auf dem Hofe stehen marmorne Bildsäulen von Andreas und Johann Andreas Doria. Sie sind schlecht gearbeitet, nicht besser vielleicht als die Bildsäulen preußischer Feldherren auf dem Wilhelmsplatz in Berlin.

In diesem Pallaste sind die Säle des großen und des kleinen Raths. Der erste ist sehr groß, mit Säulen geschmückt. Die großen Statuen scheinen mir nicht schön, und die Gemälde nicht edel. Für viele, welche diesen Saal noch schmücken sollen, ist Platz gelassen.

Der Saal des kleinen Raths ist schön, die Gemälde scheinen mir bunt und dürftig. In diesem Pallast ist das Zeughaus, welches furchtbar versehen und wohl geordnet ist. Unter andern zeigt man hier etliche dreißig Panzer, welche, wie man sagt, genuesische Weiber für sich hatten machen lassen, um im An=

fang des 14ten Jahrhunderts einen Kreuzzug zu machen. Der Pabst soll ihnen diese ritterliche Unternehmung abgerathen haben. Man zeigt hier eine lederne Kanone. In eben diesem Zeughause verwahrt man einen eisernen Schiffschnabel der Alten, den man im Hafen gefunden hat — ein Rostrum im eigentlichen Sinn; denn es ist in der Gestalt eines wilden Thierkopfes mit einem Rüssel gearbeitet. Auf dem Wege vom Pallaste des Doge nach der Kirche Carignan, gehet man über eine breite, hohe, steinerne Brücke, deren Zweck ist, die Hügel Carignan und Sarzano mit einander zu verbinden. Sie ist so hoch, daß unter ihren Bogen Häuser von sechs Stockwerken stehen, und einen ansehnlichen Luftraum zwischen ihren Dächern und der Brücke lassen. Von der einen Seite der Brücke übersieht man einen großen Theil der Stadt, von der andern den Hafen, und einen Theil der abendländischen Küste. Diese Brücke soll einer aus dem Hause Sauli haben bauen lassen.

Die Vorfahren dieses edelmüthigen Bürgers haben die Kirche Carignan gestiftet. Galeazzo Alessi Perugino hat sie gebauet. Sie ist schön, hell und edel.

Vier kolossalische Bildsäulen von Marmor schmücken sie. Die schönste stellt den heiligen Sebastian vor, welcher, nackt an einen Stamm gebunden, schon zwei Pfeilwunden in der Seite hat. Würde des Märtyrers, Vorgefühl des Himmels, und Schmerz der duldenden

Natur sind voll Ausdrucks auf seinem Gesicht verbunden. Der Leib ist sehr schön und wahr.

Petrus und Johannes, vor der Thür des Tempels, und der Gichtbrüchige, von Dominico Piola, ist ein schönes Gemälde. Der Kranke ist vortreflich; aber Petrus ist nicht in der hohen Apostelwürde dargestellt, mit welcher er dem um Almosen bittenden Gichtbrüchigen die erhabnen, mit Kraft begleiteten Worte zurief: "Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir; im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandele!" (Apost. Gesch. III., 6.)

Gestern besahen wir drei Palläste hinter einander. Der erste von Marcellino Durazzo übertrifft an königlicher Pracht selbst den rothen Pallast von Brignole. Man wird es in Genua sinnlich inne, daß man in den Pallästen der Gläubiger von Europens Fürsten ist. Gleich in einem der ersten Säle sieht man drei große Gemälde von Luca Giordano, den sterbenden Seneca, Olint und Sophronia, Perseus, welcher mit dem Medusenhaupt den Phineus versteinert zu Boden stürzt. Sie sind voll Kraft. Das zweite stellt den Augenblick vor, da Clorinda zu Pferde ankommt und die beiden Geliebten, welche schon, um verbrannt zu werden, an denselben Pfahl gebunden sind, befreiet. Welchem Leser des Tasso ist diese Scene nicht gegenwärtig?

Eine Magdalena zu den Füßen des Heilands, als er mit den Pharisäern zu Tische saß, von Paul Veronese. Das Stück ist sehr schön, und gut erhalten. Die beiden Hauptpersonen scheinen mir doch nicht so gut als einige der andern. Der Besitzer des Pallastes soll eine Kopie dieses Gemäldes haben, welche dem Original so ähnlich ist, daß man sie nie veräußern wollte, damit sie nicht als Original möchte gezeiget werden.

Juno, welche die Augen des Argus auf die Federn des Pfauen setzen läßt, von Rubens. Vor ihrem Wagen liegt der Leib des Argus, dieser ist vortreflich. Sehr wohl hat der Maler gethan, den blutigen Theil des Rumpfes zu verbergen. Aber widrig bleibt immer die Vorstellung der weiblichen Figur, welche den Kopf in der Hand hält, und Augen heraus holt. Sehr widrig auch der Anblick der Augen, welche Juno auf ihrer flachen Hand, wie Farben auf einer Pallette, liegen hat.

Von einem hohen und großen Söller dieses Pallastes sieht man den ganzen Hafen, und weit über den Hafen das Meer. Die Häuser in Genua haben keine flache, aber doch niedrige Dächer von Schiefer. Die Palläste haben oben große Söller, auf welchen die Bewohner zwischen Pomeranzenbäumen und Blumen der frischen Luft genießen können. Wenn man ermüdet von den vielen Gemälden, deren Wirkung durch zu schnelle Uebersicht sich selber zerstört, nach

Luft und Freiheit zu lechzen anfängt, so ist ein Blick auf die große Natur wahre Stärkung.

Sie ermüdet uns nie; von den Werken der Kunst kehrt man wie ein Kind von Puppen, zu den Armen und in den Schooß der allmilden Mutter zurück.

Der Pallast von Marcello Durazzo (jener heißt Marcellino) ist nicht so prächtig wie der vorige, aber an Gemälden nicht minder reich. Auch von diesen nenne ich nur einige.

Achilles Geschichte in sechs Bildern von sechs verschiednen Meistern schien mir sehr kalt. Man sollte denken, diese Maler hätten den Inhalt der homerischen Gesänge gelesen, die Gesänge selber nicht. Das große Ideal seines Helden haben sie nicht gefaßt.

Ein Christus mit dem Zinsgroschen von Guercino. Dieses Stück scheint dem von van Dyk, welches ich vorgestern sah, den Kampfpreis streitig zu machen. Der Christus von van Dyk hat mehr Macht, doch ist auch der von Guercino voll Kraft und Würde. Es ist einer der wenigen Christusköpfe, welche dem christlichen Auge genügen können, in so fern ein Maler, welcher sich an diesen Gegenstand waget, ihm genügen kann. Drei Schriftgelehrte contrastiren trefflich mit der erhabnen Größe des Erlösers. Derjenige, welcher ihm in's Gesicht schaut, indem er ihm den Zinsgroschen vorhält, will ein ehrlicher Frager scheinen, und ist — man sieht es ihm so deutlich an — ein forschender Schalk. Halb hinter ihm steht ein andrer, mit spitz-

bübisch lauernder Miene, ein dritter kuckt tückisch hinter einer Säule hervor.

Ein David, welchen Samuel zum Könige salbet. Ich weiß nicht, von welchem Meister. Das Stück scheint mir vortrefflich. Erstaunte, sehr unterwerfende, nicht zagende Demuth ist im Gesicht des Hirtenknaben, welcher "bräunlich mit schönen Augen und guter Gestalt war" (I. Sam. XVI. 12.), vortrefflich ausgedrückt.

Christus, vor welchem die Pharisäer die Ehebrecherinn verklagen, von J. C. Procaccini. Ein edles Gemälde in großer Manier.

Heraklit und Demokrit von Spagnuoletto (l'Espagnolet) zwei schöne Stücke von Charakteristik.

Ein weinender Philosoph von eben demselben. Vielleicht auch ein Heraklit.

Im Pallast des Francesco Balbi sind auch viele schöne Gemälde.

Eins von Michelangelo Buonarota, welches Christus mit den Jüngern im Garten vorstellt, beweiset, daß auch Männer von großem Geist, wie dieser Maler war, sich vom Geschmack der Zeit können hinreißen lassen. Auf demselben Stück, und dazu im Vorgrunde, ist Christus zweimal vorgestellt; einmal knieend im Gebet, und dann die Jünger anredend.

Maria mit dem Kinde, verschiedne Männer, Frauen und Kinder, der heilige Georg mit der Fahne und ein Greis. Unter diesen Figuren hat Rubens sich seine Frauen, Kinder und seinen Vater vorgestellt.

Sich selbst unter dem Bilde des heiligen Georg. In freudiger Kraft steht er da, die Fahne wehet so schön in der mächtigen Hand. In Antwerpen soll eben dieses Bild und noch schöner seyn. Dieses ist vielleicht eine Copie von einem seiner Schüler.

Joseph, der dem obersten Schenken seinen Traum auslegt, ein schönes Stück von Capucino. Man vermißt aber den Oberbäcker, welcher zwar eine traurige Rolle spielen, aber desto besser mit dem obersten Schenken contrastiren würde.

Christus und die Samariterinn, von Guercino.

Ich übergehe verschiedene Kirchen, welche wir gesehen haben. Die Stephanskirche ist nicht schön, enthält aber einen großen Schatz in einem Altargemälde, welches die Steinigung des Stephanus vorstellt, der im offnen Himmel Jesum zur Rechten Gottes sitzen sieht. Diese oberen Gestalten sind von Giulio Romano, Stephanus und die Steiniger von Rafael. Rohe Wuth blickt aus einigen von den Steinigern, entflammter Eifer aus einem Alten. Wonne des Himmels sieht aus den Augen des edeln Märtyrers, der in schöner Jünglingsgestalt da knieet. Paulus knieet bei den Kleidern der Steiniger. Auch er sieht gen Himmel. Wie verschieden von Stephanus! Was Stephanus schaute, sah der junge Saulus nicht, aber im jungen Saulus war auch Eifer für erkannte Wahrheit, Anlage eines Paulus war in ihm, und der Maler weiß auch die zu zeigen. O Rafael! Rafael!

Das große Hospital ist das Werk vornehmer Genueser. Die marmornen Säulen, die Schönheit der Treppen und Gänge, die Größe des Ganzen, erregt Bewundrung. Hier werden Kranke jeder Nation und welches Glaubens sie seyn mögen, aufgenommen. Im Winter soll die Zahl derselben manchesmal bis auf sechszehnhundert gehen. Es ist geschmückt mit etlichen siebzig Bildsäulen der Stifter.

Sonderbar ist die Art von Rangordnung, nach welcher die Bildsäulen eingetheilt sind. Brustbilder von Marmor werden denenjenigen gesetzt, die funfzig tausend genuesische Liren vermachen; wer hundert tausend vermacht wird in ganzer Gestalt, stehend, und wer eine größere Summe giebt, sitzend vorgestellt.

Den Abend gingen wir in die Comödie, in welcher Harlekin, Pantalon und Brighella — wie sich versteht — die Hauptpersonen spielten. Theils weil uns die Sprache nicht geläufig ist, theils wegen der verschiednen Dialecte, entging uns manches. Aber dennoch fanden wir Kurzweil an der Vorstellung. Wir Deutsche verschmähen den Harlekin, aber können wir ihn, wenn wir Comödien haben wollen, ganz entbehren? Ich frage nicht, was man könnte? ich frage, was wir können? Unter vielen Possen, ja Albernheiten zückte eine lebendige Ader von komischer Laune in diesem Stück. Ich halte dafür, daß die italienischen Comödien komischer seyn, als die meisten unsrigen, und — unschuldiger, aber nicht unschuldig.

Im Pallast des Giacomo Balbi sind auch viele edle Gemälde.

Drei große von Luca Giordano. Die Entführung der Sabinerinnen. Dieser reiche Gegenstand, wo so manche Leidenschaft freies Spiel hat, wo männliche Liebe mit weiblichem Zorn, der höchste Grad des Schreckens mit entschlossenem Muth contrastiren, scheint mir auf diesem Bilde nach seiner Würde ausgedrückt.

Perseus mit dem Medusenhaupt; und Jesabel, die von den Hunden zerrissen wird. Jehu hält zu Pferde und sieht mit Ernst dem schrecklichen Schauspiel zu. Es ist schrecklich, aber mit Adel behandelt, nicht ekelhaft.

Drei Kinder, von van Dyk, schöne Kinder, mit allem Leben der natürlichen Darstellung, welche diesem großen Maler eigen ist.

Eine sehr schöne Magdalena, von Guido Reni. Sie hält einen Todtenkopf in der Hand. Tief gefühlte Trauer ist im vor schönen Gesichte vortrefflich ausgedrückt.

Zwei sehr schöne große Landschaften, von Rubens. Wahl der schönen Gegenstände mit großem Reichthum verbunden, ausgemalter Vorgrund, welcher die Gegenstände deutlich vor die Augen bringt, und sanfte Abschattung bis zur entferntesten Bläue, wo sich die Gegend dem Blick entzieht, geben beiden einen hohen Grad von Natur.

Eine heilige Familie, von Rubens. Man hat Mühe, sich von diesem Gemälde loszureißen. Ich habe wenige gesehen, welche mir so lieb wären, wie dieses. Das Jesuskind liegt in einer Wiege und liebkoset den kleinen Johannes. Beide sind schöne Kinder. In der holdseligen Miene des göttlichen Kindes ist schon Morgenröthe von himmlischer Gnade; Johannes sieht mit kindlichem Staunen auf das Kind in der Wiege hin. Maria sitzt und faßt mit leiser Berührung beider Hände die Wiege an. Sie ist keine große Schönheit, aber ein sehr angenehmes jungfräuliches Gesicht, welches durch vereinten Ausdruck von Reinheit, Andacht und mütterlicher Wonne in jedem Augenblick interessanter wird. Hinter ihr steht, über ihre Schulter hinüber gebeugt, Joseph, ein ehrwürdiger Greis, und schaut auf das Kind Jesus. Hinter Johannes knieet Elisabeth mit dem Ausdruck der süßesten Andacht, das schönste, edelste Matronengesicht, das man sehen kann.

Wir haben auch den Galeerenhafen besucht. Auf der Seite stehen Kramladen, in welchen die gefangenen Türken allerhand Waaren feil haben, Kaffee, Zucker, Chocolade, gebrannte Wasser, Pfeifen, Tobak, Pantoffeln, geflochtne Strohmatten ꝛc. Im Hafen gehen sie frei umher, in die Stadt dürfen sie nicht anders als zwei an einer Kette unter Begleitung eines Aufsehers gehen. Auf diese Weise bieten sie in der Stadt Waaren feil, insonderheit rothe oder gelbe

Pantoffeln. Des Nachts müssen alle auf den Galeeren schlafen. Die Gefangenen, welche wegen einer Uebelthat zu den Galeeren verdammt sind, werden härter gehalten als die Türken, welche man mit Recht nur als Kriegsgefangene ansieht; daher auch nur sie sich loskaufen dürfen. Die andern müssen die nach Größe des Verbrechens bestimmten Jahre abwarten. Nur große Verbrecher sind beständig in der Galeere gefesselt.

Die Gefangenen fahren sechs Monate lang des Jahres auf die See. Sie werden ohne Vergleichung milder gehalten als die Galeerensclaven der Franzosen. Ich sprach mit verschiednen. Sie klagten nur über das kalte Nachtlager im Winter auf der Galeere und über die Nahrung. Man reichet ihnen täglich zwei Pfund Brod und drei Unzen großer Bohnen.

Die sechs Wintermonate haben sie frei und können in der Stadt manchesmal etwas verdienen. Selten und auf kurze Zeit werden sie zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. Die Türken werden nicht leicht von den Ihrigen losgekauft, vermuthlich weil es diesen an Nachrichten von ihnen und an Verbindungen mit Genua fehlt. Sie kaufen sich selber los mit dem Gelde, welches sie während der Gefangenschaft erwerben. Einige sind seit dreißig bis vierzig Jahren hier, diese müssen wohl zu träge oder zu ungeschickt zum Erwerb gewesen seyn.

Du wirst dich erinnern, wie sehr uns in Düpaty's Briefen die Beschreibung empörte, welche er von dem Zustande armer gefangner Türken in Genua macht. Ich habe mich genau darnach erkundiget bei einem Schweizer, welcher seit fünf Jahren, und bei einem Negocianten aus Genf, welcher seit vierzehn Jahren hier lebt. Beide sind Männer, welche Glauben verdienen, und der Genfer war ein Freund von Düpaty, durch gegenseitige Gastfreundschaft mit ihm verbunden. Beide erklärten Düpaty's Erzählung für ganz ungegründet. Sein Freund suchte sie nur durch überstimmte Imagination und durch Uebertreibung im Ausdruck zu entschuldigen.

Tausende segnen das Andenken des menschenfreundlichen Howard, welcher Länder und Meere durchreisete, Krankenhäuser und Gefängnisse besuchte, mit edelm Muth gegen Geiz und Unterdrückung eiferte und der Wohlthäter so vieler Unglücklichen ward, welche vor seiner Zeit theils nicht mit Sorgfalt gepfleget, theils mit habsüchtiger Härte behandelt wurden.

Reisebeschreiber thun wohl, wenn sie, nach sorgfältiger Prüfung, Mißbräuche rügen, einige bedürfen keiner Prüfung, sondern fallen gleich in die Augen. Sie bedürfen gleichwohl oft der Rüge. Aber Verachtung falle auf den Schriftsteller, der die Larve des Menschenfreundes oder des Philosophen annimmt, um eine Nation zu verläumden!

Die kranken Türken werden gewöhnlich in ein für die Gefangenen bestimmtes Krankenhaus gebracht, wo man sie nicht als Gefangene, sondern als Kranke behandelt und verpflegt. Ich sahe gestern einen im großen Hospital.

Die Menge der Bettler ist in Genua so groß, wie ich sie nirgends gefunden. Sonderbar ist's, daß sie fast nie die Genueser, sondern nur die Fremden ansprechen. Auffallend groß die Zahl der Krüppel und Blinden. In jeder Straße folgen Bettler den Fremden nach, man findet ihrer viel in den Kirchen und auf den Treppen vor den Kirchen. Es ist nicht selten, einen zerlumpten Bettler in einer Kirche zu finden, welcher den Meister jedes Gemäldes zu nennen, den vortheilhaften Standort, es zu betrachten, manchesmal den Inhalt des Gemäldes zu erklären und seine Geschichte zu erzählen weiß. So ausgebreitet ist hier eine gewisse Kunde der Kunst, und dennoch sieht man in den Kirchen der Italiener, neben den schönsten Gemälden, oft sehr schlechte, ja nicht selten elendes Schnitzwerk, welches der Religion im höchsten Grade unwürdig ist. So sah ich auch neulich in einer Kirche ein schönes Marienbild, wenn ich nicht irre, von Guercino, durch einen Flitterkranz von goldnen Sternen, den man der Madonna um das Haupt und durch eine Sonne von weißem Blech, die man ihr auf die Brust geheftet hatte, verunstaltet.

Die vornehmen Damen scheinen sich häufig mit Zeichnen und Malen zu beschäftigen. In drei Pallästen zeigte man uns Copien von Gemälden, welche die Besitzerinnen gemacht hatten. Auch sahen wir in ihren Zimmern artige Handarbeit und theils französische, theils italienische Bücher.

Die Regierung von Genua wird als milde gerühmt. Die Unterthanen auf dem Lande geben sehr geringe Abgaben, besonders die von der Riviera di Ponente, wo fast jedes Dorf seine besondern Verträge mit der Stadt machte, als der Staat sich der fremden Herrschaft entriß. Jeder Fremde, welcher zehn Jahre in Genua gewohnt hat, kann als Bürger aufgenommen werden; hierin sind die Protestanten nicht ausgeschlossen. Mit den Türken, hauptsächlich mit den Barbaresken, führt Genua ewigen Krieg. Doch wagen sich die Galeeren der Republik nicht in's hohe Meer und haben seit zwei Jahren kein Schiff erobert, also auch keine Gefangene gemacht.

Noch in diesem Monate werden über hundert türkische Gefangene, die sich losgekauft haben, in ihre Heimath ziehen. Einige zwanzig Marokkaner hat neulich ein hiesiger Kaufmann, dem der Kaiser von Marokko eine Gefälligkeit erwiesen hatte, um seine Dankbarkeit zu zeigen, losgekauft.

Sechs und dreißigster Brief.

Pavia, den 12ten November 1791.

Noch am 6ten stand der Thermometer auf zwölf Grad über dem Eispunkt, und am 8ten, als wir Genua verließen, fiel Schnee mit einem schneidenden Winde, welcher so empfindlich war, daß wir froren, wie ich selten im November gefroren habe. Genua soll berüchtigt seyn wegen der unbeständigen Witterung. Die Geschichte beweiset gleiche Unbeständigkeit des Volks. Auch die Alten stellen die Ligurer als ein eitles, unbeständiges, wiewohl hartes, arbeitsames Volk vor.

Auf der schönen Landstraße, welche nach Campomarone geht, war das Ungemach der bösen Witterung erträglicher als auf der Bochetta, wo wir oft dem Winde, der von der Höhe her mit scharfer Schneeluft wehete, auf glatt gefrornem Wege, mit strauchelnden Maulthieren langsam entgegen fahren mußten. Am Abend erreichten wir Voltaggio, einen Flecken, der am nördlichen Abhang der Bochetta liegt. Am 9ten war die Luft kalt, aber wir hatten schönen Son=

nenschein. Wir ließen Gavi mit seiner hohen Bergfestung zur rechten Hand liegen, und kamen Mittags in Novi an. Durch eine fruchtbare Ebne des sardinischen Mailands fuhren wir bis Tortona, einer ansehnlichen Stadt, welche ehemals eine Colonie der Römer, von ihnen Dertona genennet ward.

Vorgestern reiseten wir nach einer kalten Nacht bei heiterm Himmel hier her. Uns zur Rechten erhob sich der Apennin, zur Linken die ferne Reihe der Alpen. Nicht nur sahen wir am Morgen Pfützen mit Eis bedeckt, sondern auch noch am Nachmittage fanden wir Eis in den tiefen Stellen des Weges, welcher durch eine Ueberschwemmung des Po im vorigen Monate sehr verderbt worden.

Diese Ueberschwemmung hatte eine Strecke der fruchtbaren Lombardei übersandet, und soll überhaupt großen Schaden angerichtet haben. Ich halte dieses Land, dessen außerordentliche Fruchtbarkeit mit Recht so berühmt ist, für sehr ungesund. Die vielen Flüsse, die es wie einen Garten wässern, treten oft über ihre Betten, und lassen schleichende Wasser zurück. Was die Natur unterläßt, befördert des Menschen Fleiß; er leitet Gewässer auf die Reisfelder, welche in Fäulniß gehend ihm gesunde Nahrung gewähren, aber die Luft mit bösen Dünsten erfüllen. Diese große Ebne ist ermüdend für das Auge, im Sommer muß sie beschwerlich seyn. Zwar ist sie mit vielen Maul-

beerbäumen bepflanzt, aber umsonst sieht man sich nach schattenden Wäldern um. Die großen Bäume, welche hie und da wachsen, geben einen traurigen Anblick, und erinnern nur an den Schatten, welchen zu geben die Natur sie bestimmt hatte. Da den Lastthieren das Laub vorgeworfen wird, so sind sie oft bis zur Krone behauen, und treiben dünne Zweiglein, welche man nie zu Zweigen, geschweige zu Aesten gedeihen läßt. Die Maulbeerbäume sind wie unsre Dorfweiden behauen, damit sie desto ergiebiger an Laub seyn mögen.

Sehr willkommen war uns der schöne Po, dessen Ufer mit ungeschändeten Pappeln gekränzet sind. Er ist hier, da er seit seinem Laufe bei Turin schon viele Flüsse aufgenommen, von einer sehr ansehnlichen Breite. Wir fuhren über ihn auf einer fliegenden Schiffbrücke. Die schon niedrige Sonne und die Pappeln der Ufer riefen uns lebhaft die Fabel des Phaeton zurück, der vom Sonnenwagen in diesen Strom stürzte, dessen weinende Schwestern in Pappeln verwandelt wurden.

Eine Viertelstunde vor dieser Stadt fuhren wir in einer Fähre über den Canal Ticinello, welchen Franz der Erste, König von Frankreich, graben ließ. Er scheidet jetzt den sardinischen Antheil Mailands vom Oesterreichischen. Gleich vorn in Pavia fuhren wir über die große Brücke des lautern und reißenden

Flusses Ticino. Sie ward gebauet von Galeazzo Visconti, erstem Herzoge von Mailand, der im Jahre 1402 starb. An diesem Flusse, nicht weit vom Po, in welchen er sich ergießt, besiegte Hannibal die Römer in einem Treffen der Reiterei. In dieser Schlacht rettete, noch sehr jung, der große Scipio seinem Vater, welcher die Römer anführte, das Leben.

Nach dem Flusse Ticinus (Ticino, Tessino) nannten die Römer diese Stadt Ticinum. Nachher hat man sie Papia genannt, ehe sie ihren jetzigen Namen Pavia erhielt. Ansehnlicher als jetzt, wenigstens nach dem Verhältniß der Zeit, mag sie gewesen seyn als hier lombardische Könige ihren Sitz hatten. Die Zahl ihrer Einwohner wird ohngefähr auf dreißigtausend Menschen geschätzt.

Sie ist berühmt wegen ihrer Universität, welche von Karl dem Großen gestiftet, von Karl dem Vierten erneuert, und vor ohngefähr zwanzig Jahren, unter der Regierung der guten Maria Theresia und unter den Augen des verdienstvollen Grafen von Firmian, in ihren jetzigen Zustand gesetzet worden. Man rühmt die Rechtschaffenheit, den Eifer, die Geschicklichkeit der Lehrer in der Theologie, welchen der römische Stuhl eben nicht soll gewogen seyn, weil sie, als ächte, aufgeklärte Katholiken, ihre Lehre mehr auf die Aussprüche der allgemeinen Concilien, als auf Lehrsätze der Päbste gründen. In einigen wichtigen

Wissenschaften, in der Jurisprudenz, Philologie und Philosophie, mag sie vielleicht vielen deutschen Universitäten nachgehen, aber keine vielleicht ist ihr gleich an großen Lehrern in der Arzneiwissenschaft, der Naturkunde, der Physik und Astronomie. Für diese Behauptung mögen die großen Namen ihrer jetzt lebenden Lehrer bürgen, eines Spalanzani, Frank, Fontana, Volta, Scarpa, und andrer, deren Ruhm nicht so weit erschollen, die aber als trefliche Männer von ihren Gehülfen gerühmt werden.

Unser Landsmann Frank, ein so rechtschaffener Mann als großer Arzt, führte uns in's Museum. Es ist reich an anatomischen Präparaten, an Injectionen von Scarpa, welcher über die Anatomie lieset, und an Naturalien mancher Art. Im vordersten Zimmer liegt unter einem Glasdeckel, welcher aufgehoben wird, eine schöne weibliche Figur von Wachs in Lebensgröße. Wenn man die Kunst der äußern Arbeit bewundert hat, wird man auf eine interessante, aber mir schauervolle Art überrascht, durch Abnehmung der Oberfläche des Leibes, welcher in verschiednen Schichten, deren eine nach der andern entblößet wird, den ganzen innern Bau eines schwangern Weibes enthält.

Das Museum ist im großen Gebäude der Universität. Dieses enthält auch die Hörsäle. Nahe bei Frank's Hörsaal ist das kleine Hospital von zwanzig Betten, auf welchen immer ausgesuchte Kranke

des großen Hospitals liegen, in dem dreihundert Kranke verpflegt werden. Hier führt dieser große Arzt seine Zuhörer, deren Zahl sich manchesmal auf hundert und funfzig erstrecket, vor die Betten der Kranken, wo die Natur selbst auf die augenscheinlichste, nachdrücklichste Art einen Unterricht giebt, deren Dollmetscher zu seyn Frank so fähig ist.

Jedes Kranken Geschichte verfolgt Frank mit seinen Zuhörern, deren einer immer sich vorzüglich mit einem Kranken beschäftiget. Er hält diese Vorlesung auf Lateinisch, um nicht den armen Gegenstand zu beunruhigen. Auch schreibt Frank über jeden Kranken einen besondern Aufsatz, welcher in ein Protokoll getragen wird. Stirbt der Patient, so wird er anatomirt. Hierzu wird die ganze Facultät eingeladen, in deren und der Studenten Gegenwart der Todte secirt wird. Die Geschichte der Section wird auch in's Protokoll getragen. So unterwirft Frank sein bei Lebzeiten des Kranken gefaßtes Urtheil dem unwiderlegbaren Ausspruche des Augenscheins.

Er hat die medicinische Oberaufsicht über alle Hospitäler in den Herzogthümern Mailand und Mantua. Die Aerzte müssen ihm Berichte senden. Auch diese Berichte dienen den studierenden Jünglingen zum Unterricht. Die Geschichte seiner Hospitalskranken wird er mit anatomischen Kupferstichen herausgeben.

Die Anzahl der Studierenden beläuft sich auf zwölfhundert Jünglinge. In sechs verschiedenen Col-

legien werden Studenten umsonst unterrichtet. Das eine ist vom großen Carlo Borromeo gestiftet worden. Die Collegien unterscheiden sich durch die Farben ihrer Mäntel, und tragen über der rechten Schulter ein gebrämtes Zeichen. Die Universität hat vier und zwanzigtausend holländische Ducaten jährliche Einkünfte. Sie hat einen schönen botanischen Garten.

Wir haben den Abt Bertola kennen gelernt, dessen Buch über die deutsche Litteratur, und Lobrede auf Geßner, auch in Deutschland bekannt sind. Er liebt unser Vaterland, hat schon drei Reisen nach Deutschland gemacht, arbeitet jetzt an einer Reisebeschreibung, und sinnet wieder auf eine vierte Reise. Es ist ein interessanter und freundlicher Mann.

Auf einem Platze der Stadt, welcher der kleine heißet, stehet die eherne Bildsäule zu Pferde von Antoninus Pius. Eherne Bildsäulen des Alterthums sind selten, aber diese bedarf nicht das zufällige Verdienst der Seltenheit, um merkwürdig zu seyn. Das Roß ist weder von tadelloser Schönheit, wie das kolossalische von Friedrich des Fünften Bildsäule in Kopenhagen, noch hat es eine so kühne Stellung, wie das von Peter dem Ersten in Petersburg. Aber es gewinnt jeden Augenblick vor dem Auge des Anschauenden; es belebt sich, es scheint zu brausen und den Boden unter den Füßen, voll Ungeduld, leicht berührend zu höhnen.

Stare loco nescit, micat auribus, et tremit artus,
Collectumque premens volvit sub naribus ignem.
Virg. Georg. III. 84. 85.

Stampft unstät, und reget das Ohr, und erbebt an den Gliedern,
Und dick schnaubt's aus der Nase den Schwall des gesammelten Feuers.
Voß Uebers.

Kunstfleiß vermag, mit Talent verbunden, der Natur ihr Ebenmaaß abzusehen; vermag durch schwellende Nüstern und starrende Adern des Halses auf Feuer des Rosses zu deuten, aber nur lebendiges Genie vermag eine Gestalt, von der Scheitel bis zur Ferse, oder von der Spitze des ausdrucksvollen Pferdeohres bis zum Huf, mit diesem Leben zu beleben! Und doch war das Jahrhundert des Antoninus die Zeit des Verfalls griechischer Kunst. Das Roß gleichet einem feinen, feurigen türkischen Pferde.

Die Stellung des Kaisers ist gut gedacht; voll Ruhe, welche mit der Ungeduld des Pferdes kontrastirt, sitzt er da, die rechte Hand mit sanfter Krümmung des Armes ausstreckend, als besänftigte er erregte Schaaren. Aber seine ganze Gestalt ist kalt, steif, leblos.

Auf einem andern Platze steht eine große eherne Bildsäule von Pabst Pius dem Fünften. Sie scheint mir schön zu seyn. Eben diese von Marmor steht,

wo ich nicht irre, in einem öffentlichen Gebäude, ich habe die leztere nicht gesehen.

Die Aussichten von beiden Seiten der Brücke über den Ticino sind sehr schön. Auf der einen Seite siehst du die fernen Alpen, und zwischen den mit Pappeln gekränzten Ufern eine liebliche, von hohen Bäumen beschattete Insel. Auf der andern Seite verliert sich zwischen Pappeln beider Ufer der lautre Strom.

Das Land liegt tief, an vielen Stellen achtzig Fuß unter dem Lago maggiore. Daher die künstlichen Wässerungen aus den Flüssen und Canälen leichter anzubringen waren als an andern Orten. Diese haben hier den größten Gipfel der Kunst erreicht und geben dem Boden, welcher an vielen Stellen, selbst in der gerühmten Gegend von Lodi, sandig seyn soll, seine große Fruchtbarkeit. Das Gras wird in diesem Lande fünfmal gemähet. Der vorige König von Preußen verglich die ganze Lombardei mit einer Artischocke, von welcher seit langer Zeit jeder gern ein Blatt genommen. Das Herzogthum Mailand würde wohl der Stuhl dieser Artischocke seyn, auch hat die umwohnenden Fürsten immer am meisten nach diesem Lande gelüstet.

Ich habe heute auch die Bekanntschaft des durch seine Erfahrungen in der Electricität so berühmten Ritters Volta und des großen Spalanzani gemacht. Dieser ist ein freundlicher und feuriger Mann, dessen

Charakter so hoch als seine Wissenschaft geschätzet wird. Du weißt, daß er zu den großen Erfindern unsrer Zeit gehört.

Wiewohl das Wetter kalt ist, indem der Thermometer auf fünf Grad unter dem Eispunkt steht, sind doch noch verschiedne Bäume ziemlich belaubt und grün. Man muß nicht von der frühen Kälte auf harte Winter schließen. Selbst im Winter 1788 — 89 fiel der Thermometer hier nicht unter zehn Grad unter dem Eispunkt nach Reaumür. Man frieret in den Zimmern, weil sie schlecht gegen die Kälte verwahrt sind. Die Italiener tragen viel mehr Kälte im Zimmer als wir. Man sagt dasselbe von den Spaniern. Ich höre, daß unsre Kaiserinn, als sie im vorigen Jahr von Florenz nach Wien zog, sich soll vorgenommen haben, nicht nur des Ofens, sondern auch des Kamins zu entbehren. Ich habe einen spanischen Gesandtschaftsprediger in Kopenhagen gekannt, welcher nie einheizte. Er trank, sobald er des Morgens aufgestanden war, einige Gläser eiskaltes Wasser, hüllte sich in einen dicken Mantel, las und schrieb an seinem Schreibtische.

Hier ist eine sehr alte Kirche, dem Engel Michael gewidmet. Ich habe keine von roherer Bauart noch gesehen. In ihr wurden die lombardischen Könige gekrönt. Sie ist äußerlich mit vielen Bildern von Stein geziert, oder vielmehr verunstaltet. Zwischen Thieren und Geschöpfen einer verwilderten aber dürftigen Phantasie,

sah ich einen Engel, welcher sich mit einem Teufel um ein Herz zanket.

Die Luft, welche im ganzen Mailand nicht gesund ist, soll in Pavia besonders ungesund seyn, und vorzüglich im Sommer. Junge Deutsche, welche sich der Naturkunde oder der Arzneiwissenschaft widmen, können die heiße Zeit vermeiden, da die Vorlesungen im Anfange des Novembers beginnen, und mit dem Juni endigen. Eine Einrichtung, welche freilich einen Lauf der Studien von vier bis fünf Jahren voraussetzt, aber für Jünglinge, welche die Zeit der Ferien zu wissenschaftlichen Uebungen anzuwenden wissen, ohne Zweifel von großem Nutzen ist.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

lithogr. v Hamb. Stu

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Obermeier
Bucheinbände nach RAL-RG 495
Neufahrnerstr. 8 · Tel. [illegible] 530
8303 Rott

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stolberg-Stolberg, Christian <<zu>>,

Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg

Bd.: 6

Hamburg 1822

Opp. 563 s-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604703-0